

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

FÜNFUNDVIERZIGSTER BAND

2021 / 2022

WALLSTEIN VERLAG

INHALT

ERSTER TEIL

DIE FRÜHJAHRSTAGUNG IN BERLIN VOM 4. BIS 7. JUNI 2021

Vorträge im Tagungshotel

Rolf Zinkernagel
Covid-19, Kinderlähmung, Angst und Impfungen 15

Barbara Klemm und Durs Grünbein
Hölderlins Orte – Zum 250. Geburtstag
von Friedrich Hölderlin 24

Christian Wolff
Ausstellung autographier Musikhandschriften von J. S. Bach,
W. A. Mozart und L. van Beethoven 29

Festveranstaltung des Ordens am 6. Juni 2021 im Tagungshotel

Ordenskanzlerin Christiane Nüsslein-Volhard
Begrüßung 45

Gedenkworte

<i>Bernard Andreae</i>	
Albrecht Dihle	61
<i>Christoph Wolff</i>	
Ludwig Finscher	69
<i>Andrea Breth</i>	
Jutta Lampe	77
<i>Christiane Nüsslein-Volhard</i>	
Wolfgang Gerok	85
<i>Durs Grünbein</i>	
Adam Zagajewski	93

Aufnahme neuer Mitglieder: Laudationes und Dankesworte

<i>Anton Zeilinger</i>	
Klaus von Klitzing	103
<i>Lorraine Daston</i>	
Aleida Assmann	109
<i>Hermann Parzinger</i>	
Jan Assmann	114

Videobotschaft von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier am 6. Juni 2021

<i>Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier</i>	121
----------------------------------------------------------	-----

ZWEITER TEIL

DIE HERBSTTAGUNG IN WIEN
VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 2021

Vortrag im Festsaal
der Österreichischen Akademie der Wissenschaften

Karl Schlögel

Der Traum von Mitteleuropa – Revisited 129

DRITTER TEIL

DIE FRÜHJAHRSTAGUNG IN BERLIN
VOM 17. BIS 20. JUNI 2022

Vorträge in der Berlin-Brandenburgischen Akademie
der Wissenschaften

Klaus von Klitzing

Max Planck: Seine Konstante
und unser neues Kilogramm 163

Bernard Andreae

Der Maler Apelles von Kolophon 173

Christopher Clark, James Sheehan und Hermann Parzinger

Zur aktuellen Situation in der Ukraine 181

Öffentliche Sitzung des Ordens
am 19. Juni 2022 im Konzerthaus

Ordenskanzler Hermann Parzinger

Begrüßung 201

Gedenkworte

Gerhard Casper

Michael Stolleis 213

Hubertus von Pilgrim

Dani Karavan 221

Bernard Andreae

Eberhard Jüngel 231

Jan Assmann

Josef van Ess 237

Yuri I. Manin

Jacques Tits 245

Peter Busmann

Horst Albach 251

Aufnahme neuer Mitglieder:
Laudationes und Dankesworte

James Sheehan

Christopher Clark 257

<i>Horst Bredekamp</i>	
Herta Müller	262

<i>Hermann Parzinger</i>	
Peter Schäfer	269

Tischrede beim Abendessen
im Schloß Bellevue am 19. Juni 2022

<i>Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier</i>	279
<i>Erwiderung Ordenskanzler Hermann Parzinger</i>	285

DIE HERBSTTAGUNG IN MEISSEN
VOM 23. BIS 26. SEPTEMBER 2022

Vorträge im Tagungshotel

<i>Christian Tomuschat</i>	
Völkerrechtliche Aspekte des Krieges in der Ukraine	293

<i>Karl Schlögel</i>	
Charkiw: Schaut auf diese Stadt	313

<i>Durs Grünbein</i>	
Porzellan: Poem vom Untergang meiner Stadt	327

<i>Peter Schäfer</i>	
Die neue Torah aus Oberammergau: Ein Besuch bei den Passionsfestspielen	343

VIERTER TEIL

BILDER

Bilder der Frühjahrstagung 2021 in Berlin	367
Bilder der Herbsttagung 2021 in Wien	377
Bilder der Frühjahrstagung 2022 in Berlin	387
Bilder der Herbsttagung 2022 in Meißen	397

ANHANG

Satzung des Ordens	405
Verzeichnis der derzeitigen Mitglieder des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste	411

ERSTER TEIL

DIE FRÜHJAHRSTAGUNG IN BERLIN
VOM 4. BIS 7. JUNI 2021

VORTRÄGE IM TAGUNGSHOTEL

ROLF ZINKERNAGEL

COVID-19, KINDERLÄHMUNG,
ANGST UND IMPFUNGEN

Viele akute virale Infektionskrankheiten, wie die Grippe oder Covid-19, beginnen an den Schleimhäuten im Mund, den Atemwegen und breiten sich dann im Magen-Darm-Trakt aus. Nach ein bis zwei Tagen streut das Virus in die lokalen Lymphknoten und nach weiteren ein bis zwei Tagen von dort in das Blut. So entsteht eine mehr oder wenig weit verbreitete, generalisierte Virus-Infektion. Außerhalb der Schleimhäute und des Blut-Lymph-Systems werden in der Regel nur Zellen in Organen infiziert, die die entsprechenden Andockstellen besitzen, z. B. bei Polio die Vorderhorn-Nervenzellen im Rückenmark oder bei Covid-19 alle Endothelzellen, weil diese den Covid-19-Rezeptor Angiotensin-konvertierendes Enzym-2-Rezeptor (ACE-2) auf der Zelloberfläche haben. Dabei müssen noch einige zusätzliche Bedingungen erfüllt sein. So bilden z. B. viele Zellen generelle Abwehrstoffe wie Interferone, die die Virusvermehrung reduzieren können.

Auch bei der früher gefürchteten Infektion der Kinderlähmung infiziert das Poliovirus zuerst die Schleimhäute, was zur Durchfall-Phase führt. In der folgenden Generalisierungsphase über das Blut infiziert das Poliovirus potentiell Vorderhorn-Nervenzellen des Rückenmarks,

da diese den Poliovirus-Rezeptor exprimieren, der die Aufnahme des Virus in die menschlichen Zellen erlaubt. Die Vorderhorn-Zellen produzieren interessanterweise kaum Interferon. Bei Covid-19 sind es in der Generalisierungsphase vor allem Zellen, welche die Blutgefäße auskleiden, die sogenannten Endothel-Zellen, die den nötigen Rezeptor, den ACE-2, besitzen. Weil Endothel-Zellen überall vorkommen, ist eine generalisierte Covid-19-Infektion besonders effizient und kann je nach Ausmaß schwerwiegend sein, da Lunge, Herz und viele andere lebenswichtige Organe befallen werden können. Für den Start der Immunantwort sind die Lymphstationen, d. h. Lymphknoten und Milz, besonders wichtig. Sobald die Antikörperproduktion gestartet ist und Immunglobulin M (IgM) und G (IgG), sogenannte Abwehreiwieße, produziert werden, wird die weitere Virusverbreitung gebremst. Denn die Antikörper können die Viren schachtmatt setzen. Zusätzlich existiert eine entwicklungsgeschichtlich alte und lokale Form dieser Abwehreiwieße, die IgA in den Schleimhäuten. Diese IgA werden zum Teil weitgehend autonom und unabhängig von Lymphknoten produziert. Diese lokale Schleimhaut-IgA-Abwehr ist wenig erforscht und von kurzer Dauer. Damit diese normalerweise nur kurz funktionierenden IgA länger wirken, braucht es eine konstante niederschwellige Infektion, wie z. B. die Durchfallerreger Cholera oder Salmonellen, die Infektionen über längere Zeiten hervorrufen können. So sind Menschen, die in den Tropen leben, relativ gut geschützt gegenüber diesen Durchfallerkrankungen, da durch die kontinuierliche Exposition die Antikörper konstant produziert werden. Wenn diese Leute auswandern, verlieren sie diesen Schutz. Dies realisieren sie schmerzhaft, wenn sie nach Ferien in der Heimat wieder in die Tropen zurückkehren und an Durchfall erkranken. Ähnlich verhält es sich mit dem Salmonellen-Impfstoff. Dieser schützt Reisende für etwa zwei bis vier Monate gegen Salmonellen-Durchfallerkrankung.

Zusammengefasst zeigen wichtige Infektionskrankheiten wie Polio oder Covid-19 folgende Eigenschaften: Beide machen uns in sieben bis fünfzehn Tagen leicht, aber selten (weniger als ein Prozent) auch schwer krank. Der Grund dafür ist, dass nach örtlich begrenzter

Schleimhautinfektion die Infektion mit lokaler, kurzdauernder IgA-Immunantwort in Schach gehalten wird. Nachdem sich das Virus über die Lymphknoten weiter ausbreitet, entsteht die IgM- und IgG-Antikörper-Antwort. Kommt es über die lymphatischen Organe zur systematischen Streuung über das Blut, werden viele Organe (z. B. von Covid-19) befallen.

*Kinderlähmung durch Poliovirus ähnelt
der Covid-19-Krankheit in vielen Aspekten*

Vor 1900 verursachte das Poliovirus kaum Krankheitsepidemien und selten, vor allem bei Kleinstkindern, eine Lähmungskrankheit. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg änderte sich dies grundlegend, indem Kinderlähmungs-Epidemien auftraten, die vor allem ältere Kinder im Alter von fünf bis zehn Jahren betrafen. Warum? Spannende Detektiv-Arbeit von Kinderärzten, Mikrobiologen, Virologen und Immunologen zeigt folgendes:

Aufgrund der schlechteren Hygiene zirkulierte das Poliovirus überall. Entsprechend wurden vor 1900 praktisch alle Kleinstkinder mit dem Poliovirus infiziert, bevor sie zwei Jahre alt waren. Bis zum zweiten Lebensjahr sind die Kinder durch Antikörper, die ihnen die Mutter über Plazenta und Muttermilch gegeben hat, geschützt. Darum erkrankten die Kinder damals nicht, denn sie kamen mit dem Virus in Kontakt, solange sie geschützt waren. Nach 1945 hat – wegen verbesserter allgemeiner Hygiene – diese Frühinfektion sich so verzögert, dass die Polio-Infektionen meist erst nach dem fünften Lebensjahr erfolgten. Diese Infektionen wurden noch weiter angetrieben durch die neue Schwimmbäder-Kultur, die überall aufkam. Polio ist vor allem ein Durchfall-Virus, das in Schwimmbädern sehr effizient Verbreitungsmöglichkeiten erhielt.

Kinder im Alter von null bis zwei Jahren sind durch mütterliche Antikörper, die vor der Geburt von der Mutter über die Plazenta (Mutterkuchen) übertragen worden sind, geschützt. Zusätzlich werden die IgA-Antikörper via Muttermilch dem Kleinkind weitergegeben. Bei

fünf- bis zehnjährigen Kindern sind alle diese mütterlichen Antikörper schon lange abgebaut, so dass jetzt beim ersten Kontakt mit dem Virus kein Schutz vorhanden ist und der Erstinfektion eine generalisierte Infektion folgt. Erst die in den 1950er Jahren entwickelten Polio-Impfungen konnten die Krankheiten verhindern. Zuerst wurde von Salk ein Tot-Impfstoff, später von Sabin der abgeschwächte Lebend-Impfstoff entwickelt. Dank dieser Impfungen ist Polio heute fast komplett verschwunden.

Die detaillierte Untersuchung der zwei unterschiedlichen Polio Impfstoffe (Tot-Impfstoff von Salk und Lebend-Impfstoff von Sabin) in den 1950er bis 1970er Jahren hat verallgemeinert folgende Details aufgezeigt, die nicht nur für Durchfall, sondern auch für Atemwegsinfektion mit Darmbeteiligung gelten, wie dies bei Covid-19 der Fall ist. Alle Infizierten haben selten (weniger als ein Prozent), wenn auch für die betroffenen Patienten tragisch, generalisierte schwere Erkrankungen. Wie gesagt, dies gilt für Covid-19 wie auch für Polio. Die oben dargestellten Verallgemeinerungen sind begründet in der Tatsache, dass Viren selber zum Überleben auf genügend lebende Wirte angewiesen sind. Damit wird ein »natürliches Gleichgewicht« zwischen der Verbreitung der Viren, dem Erfolg der Infektion und dem Überleben der Wirte immer wieder für beide Seiten überlebbar gehalten.

Die inaktivierte Tot-Vakzine von Salk war ein Riesenerfolg. Innerhalb weniger Jahre wurde die Kinderlähmung enorm reduziert. In Finnland, wo nur die abgetötete Salk-Impfung verwendet worden ist, konnte auch gezeigt werden, dass dieser Impfstoff durch die praktisch hundertprozentige Impfabdeckung zum Verschwinden von Polio führen kann. In Holland, wo auch nur die Tot-Vakzine verwendet worden ist, hat man das nicht gesehen, weil sich nicht alle impfen ließen. D. h., es waren nicht hundert Prozent der Bevölkerung geimpft. Dadurch wurde die Elimination der Kinderlähmung dort mehrere Jahre verzögert. Aber der Erfolg war trotzdem groß, da die Zahlen der Patienten abnahmen und sehr klein wurden. Die orale attenuierte Impfung nach Sabin war aber noch viel erfolgreicher, da dieser Impfstoff als abgeschwächtes Durchfallvirus selber für seine Verbreitung sorgte und die Schüler, deren Familien-Mitglie-

der – und über Schwimmbäder – praktisch die ganze Bevölkerung entweder zum ersten Mal impfte oder jährlich nachimpfte, d. h. geboostet hat. Der zwar kleine aber doch unter bestimmten seltenen Bedingungen tragische Nachteil des lebenden Impfstoffes war, dass Genveränderungen über Kopierfehler des Impfvirus aus dem abgeschwächten Impfvirus wieder ein krankmachendes Virus selektionierten. So konnten rare rückmutierte Polio-Viren entstehen, die in ca. 1:1.000.000 Impfungen eine Kinderlähmung verursachen konnten. Deshalb wurde vor ca. dreißig Jahren der Sabin Lebend-Impfstoff aus dem Verkehr gezogen und seither wird praktisch nur noch mit dem abgetöteten Salk-Impfstoff geimpft.

Zwei Dinge sind hier bemerkenswert: Erstens, die Impfung hat die Kinderlähmung von etwa 1:1.000 vor der Impfung auf 1:1.000.000 reduziert. Zweitens, die Genveränderungen, vor allem bei vermehrungsfähigen RNA-Viren, setzen abgeschwächten Lebendimpfstoffen Grenzen, mit denen wir leben müssen.

Mittels sorgfältiger Versuche wurden mit den beiden Polio-Impfstoffen folgende Erfahrungen gemacht:

Selbst nach Impfungen mit den Salk-Tot-Vakzinen konnten Impflinge mit dem Lebendimpfstoff Sabin oral effizient wieder infiziert werden, jedoch kam es nur zu einer lokalen Infektion der Schleimhäute, nicht aber zu einer systemischen Infektion. Die Viren konnten dann auch im Stuhl mehr als drei Wochen lang ausgeschieden werden – zwar reduziert und kürzer als ohne vorherige Impfung, oder nach Impfung mit dem Salk-Totimpfstoff. Das bedeutet, dass Polio-Impfstoff Immunität gegen schwere klinische Krankheit erzeugt, aber nicht ganz die Reinfektion der Schleimhaut und dadurch die Weitergabe des Virus an die Umgebung verhindert.

*Variabilität von Covid-19 verglichen mit den
drei stabilen Serotypen von Poliovirus*

Auch wenn die Immunantworten in sehr vielen Aspekten bei Polio und Covid-19 vergleichbar sind, besteht ein wichtiger Unterschied

zwischen den beiden. Bei Poliovirus existieren drei stabile Serotypen. Immunität mit neutralisierenden Antikörpern gegen Typ 1 schützten nicht gegen Typ 2 oder 3 und umgekehrt. Bei Covid-19 scheint nur ein einziger Serotyp zu bestehen. Neutralisierende Antikörper gegen Variante A kreuzreagieren, deshalb schützen sie auch gegen Varianten B oder C wie auch ein wenig gegen die Omicron-Varianten. Der Schutz mit dem ursprünglichen mRNA-Impfstoff ist unterschiedlich gut, kann aber über Erhöhung des Antikörper-Titers durch wiederholtes Impfen, d. h. Boostern trotzdem effektiv gehalten werden. Das Grundproblem bleibt für den Totimpfstoff Salk und RNA-Vakzinen gleich: Nur fleißiges Boostern unterhält den Schutz. Alternativ könnte durch Erweitern des Spektrums der Vakzine auf alle Covid-19-Varianten der Impfschutz noch verbessert werden, da dann nicht so hohe Antikörper-Titer notwendig wären.

Was heißt dies nun für uns heute und die aktuelle Covid-19-Pandemie?

In den 1950er/60er Jahren hatten wir alle große Angst vor der Kinderlähmung. Sobald die ersten Polio-Fälle auftraten, wurden die öffentlichen Schwimmbäder geschlossen. Niemand wehrte sich dagegen, denn alle hatten Angehörige oder Freunde, die wegen Polio-Lähmungen hatten. Die Angst, nicht mehr atmen zu können und an die eiserne Lungen für Beatmung zu kommen, war enorm, noch größer die Angst, nicht mehr von der eisernen Lunge wegzukommen und zu sterben. Covid-19-Erkrankungen verliefen, vor allem zu Beginn der Pandemie ähnlich, und die Angst war groß. Nun kennt man die Covid-19-Erkrankung etwas besser, dank moderner Spitzenmedizin haben viele überlebt, aber dennoch mussten auch wegen SARS-CoV-2 viele künstlich beatmet werden. Heute wird das mit kleineren Geräten gemacht, die die eiserne Lunge abgelöst haben. Aber immer noch benötigen einige Covid-19-Erkrankte die Intensivstation. In beiden Infektionen ist die Chance zu sterben ähnlich groß, ca. 1:1000, wenn man aber so krank ist, dass man die

Intensivmedizinische Betreuung benötigt, steigt die Sterblichkeit auf etwa 1:10.

Wir müssen deshalb ganz praktisch fragen: Was bringt die Schutzimpfung und die Impfung mit der RNS- oder Adeno-Rekombinanten Vakzine dem Individuum und der Gesamtbevölkerung? Alle diese Impfungen, auch die rekombinante Adeno-Virus-Impfung können schwere Covid-19-Krankheitsfolgen verhindern, weil sie schützende Serum-IgG-Antikörper-Antworten anregen. Sie können auch die lokale Replikation des Virus in den Schleimhäuten wahrscheinlich ein wenig vermindern, wie für Polio oben zusammengefasst worden ist. Wir müssen dafür aber die Impftrate von wahrscheinlich über 99 Prozent erreichen und aufrechterhalten, was für Risikogruppen eventuell möglich ist, für die Gesamtbevölkerung mit den zu großen Widerständen gegen Impfungen aber eine Illusion bleibt.

*Zusammengefasst können wir also von Polio
für Covid-19 Folgendes lernen:*

Eine sich nicht vermehrende Tot-Vakzine schützt das geimpfte Individuum für kürzere Zeit (ein bis vier Jahre?) sehr gut gegen schwere Krankheit, die Bevölkerung aber nur, wenn die Impfdisziplin praktisch hundert Prozent ist und über mehrere (mehr als fünf) Jahre aufrechterhalten wird.

Deshalb ist Mundschutz vielleicht in diesen ersten (zwei bis fünf?) Jahren fast ebenso wichtig, bis hundertprozentiger Impfschutz erreicht wird.

Eine Lebend-Vakzine à la Sabin oder ein neu zu entwickelnder Impfstoff, der alle Varianten enthält, am besten mehrfach abgeschwächte SARS-CoV-2-Lebend-Impfstoffe, führt zu sehr viel generellerem Impfschutz der Bevölkerung mit der erwähnten erheblichen Gefahr der Rückmutation. Ein solcher Impfstoff ist selber eine »Infektionskrankheit ohne Krankheitsfolgen« und würde so für seine eigene Vermehrung und Immunschutz in der ganzen Bevölkerung sorgen.

Die aktuell benutzten und zum Glück so phantastisch schnell entwickelten Covid-19-Impfstoffe sind im Prinzip »egoistische« Impfungen. Denn diese Impfungen schützen »nur« den Impfling. Die Bevölkerung als Ganzes, incl. die immungeschwächten Individuen, die selber keine gute Impfantwort gegen den Impfstoff machen können, ist erst gut geschützt, wenn alle Menschen zu einer sehr hohen Impf-Rate (praktisch hundert Prozent) über mehrere Jahre beitragen werden.

BARBARA KLEMM UND DURS GRÜNBEIN

HÖLDERLINS ORTE ZUM 250. GEBURTSTAG
VON FRIEDRICH HÖLDERLIN

Auf der Akropolis

»Aber bist du mir jetzt näher und bin ich es dir?«
Friedrich Schiller

Er war nie hier. Auch diese nicht, und der und jener –
Die Kleinstaatdeutschen mit dem Herz in Griechenland.
Bis nach Sizilien kamen sie, Bordeaux. In Jena
Durchdachte einer, was er seit der Schulzeit kannte,
Und blieb doch fern. Wie Diener tuschelnd vor der Tür,
Berieten sie, die Kenner, sich in Philosophensprache.
Die Steine, von Touristen, Kodakjägern heut berührt,
Sie sind noch da, streng nummeriert, gefallne Pracht,
Und schweigen doch, die Säulen, abgewetzt, die Stufen.
Nur einer hat ihn noch gespürt im Leib, Apollons Schlag.
Ein Andres immer suchend, darbt er, an fernen Ufern.
Ein Tempelberg, und ringsum Reisebusse, Tag für Tag.
Die Väter schwärmten, heimatlos, und der verlorne Sohn,
Vom Zufall hergeweht, kommt eines Tags dort oben an.
Was er da sieht, verstört, ist das von alters her Gewohnt:
Den Müll, ein blaues Kleid, die Biene überm Thymian.

von Durs Grünbein



Barbara Klemm, Apollontempel in Delphi

Vulkan

Jetzt komm und hülle, freundlicher Feuergeist,
Den zarten Sinn der Frauen in Wolken ein,
In goldne Träum und schütze sie, die
Blühende Ruhe der Immerguten.

Dem Manne laß sein Sinnen, und sein Geschäft,
Und seiner Kerze Schein, und den künftgen Tag
Gefallen, laß des Unmuts ihm, der
Häßlichen Sorge zu viel nicht werden,

Wenn jetzt der immerzürnende Boreas,
Mein Erbfeind, über Nacht mit dem Frost das Land
Befällt, und spät, zur Schlummerstunde,
Spottend der Menschen, sein schrecklich Lied singt,

Und unsrer Städte Mauren und unsern Zaun,
Den fleißig wir gesetzt, und den stillen Hain
Zerreißt, und selber im Gesang die
Seele mir störet, der Allverderber,

Und rastlos tobend über den sanften Strom
Sein schwarz Gewölk ausschüttet, daß weit umher
Das Tal gärt, und, wie fallend Laub, vom
Berstenden Hügel herab der Fels fällt.

Wohl frömmer ist, denn andre Lebendige,
Der Mensch; doch zürnt es draußen, gehöret der
Auch eigner sich, und sinnt und ruht in
Sicherer Hütte, der Freigeborne.



Barbara Klemm, *Der Ätna, Schauplatz des Trauerspiels*
Der Tod des Empedokles

Und immer wohnt der freundlichen Genien
Noch Einer gerne segnend mit ihm, und wenn
Sie zürnten all, die ungelehrten
Geniuskräfte, doch liebt die Liebe.

von Friedrich Hölderlin, 1803

STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN –
PREUSSISCHER KULTURBESITZ

AUSSTELLUNG AUTOGRAPHER
MUSIKHANDSCHRIFTEN VON J. S. BACH,
W. A. MOZART UND L. VAN BEETHOVEN
EINFÜHRUNG VON CHRISTOPH WOLFF

Die Musikabteilung der ehem. Königlichen Bibliothek (heute Staatsbibliothek) zu Berlin wurde 1842 gegründet, zufällig im gleichen Jahr wie die Friedensklasse des Ordens Pour le mérite. Nicht zufällig ist freilich, dass Alexander von Humboldt, Berater von König Friedrich Wilhelm IV. und erster Ordenskanzler, gemeinsam mit Giacomo Meyerbeer, dem Preußischen Generalmusikdirektor und ebenfalls Mitglied des Ordens, verantwortlich zeichneten für die mit der Abteilungsgründung erfolgte Ernennung des ersten Kustos der Musikalien, Siegfried Wilhelm Dehn (1799–1858).

Der geborene Jude Samuel Dehn hatte sich im Zuge der zeitüblichen Assimilierung die soliden preußisch-deutschen Vornamen Siegfried und Wilhelm zugelegt. Während seines Universitätsstudiums in Leipzig nahm er Unterricht bei dem Bach-Enkelschüler Johann Andreas Dröbs und machte sich sehr bald einen Namen als Lehrer der Musiktheorie und Kenner der Musikgeschichte. 1849 wurde er Professor an der Akademie der Künste.

Grund für die Errichtung einer Musikabteilung und damit auch Dehns Berufung war der im Jahr 1841 erfolgte Ankauf der seinerzeit größten und bedeutendsten privaten Musiksammlung des 1856 verstorbenen Georg Poelchau. Herzstück seiner Sammlung von mehr als 4.500 Stücken war eine große Anzahl autographischer Partituren J.S. Bachs, darunter auch die der Matthäus-Passion. Poelchau hatte sie während seiner Hamburger Zeit aus dem Nachlass Carl Philipp Emanuel Bachs über dessen Tochter Anna Carolina erworben.

Den Großteil der verbliebenen Überreste aus dem Bachschen Nachlaß kaufte 1805, nach dem Tod Anna Carolina Bachs, Abraham Mendelssohn, der in Hamburg das Bankgeschäft seines Bruders vertrat. Abraham Mendelssohn war in Berlin seit Mitte der 1790er Jahre Mitglied der Sing-Akademie gewesen, wo er seine Frau Lea Salomon kennengelernt hatte. Leas Tante Sarah Levy (geb. Itzig) war Klavier-Schülerin Wilhelm Friedemann Bachs gewesen, und so war der Name Bach beiden lieb und vertraut – lange vor der Geburt ihres Sohnes Felix, der 1829 im Gebäude der Sing-Akademie im Kastanienwäldchen Unter den Linden die erste moderne Wiederaufführung der Matthäus-Passion dirigieren sollte.

Abraham Mendelssohn kehrte 1814 mit seiner Familie nach Berlin zurück und schenkte dort seine Bach-Sammlung der Sing-Akademie, die nunmehr unter der Leitung von Carl Friedrich Zelter stand. Kurioserweise fungierte Georg Poelchau, der bereits ein Jahr zuvor nach Berlin gezogen war, als Bibliothekar der Sing-Akademie und betreute nun neben seiner eigenen Sammlung die von Mendelssohn gestifteten Bachiana. Als die Sing-Akademie in den 1850er Jahren in finanzielle Schwierigkeiten geriet, machte S. W. Dehn kurzen Prozess und kaufte ihr für 50.000 Mark die Originalmanuskripte J.S. Bachs ab, womit sich die Bach-Sammlung der Königlichen Bibliothek dann praktisch verdoppelte.

Dehn hatte aber auch früher schon zugeschlagen. So erwarb er 1846 von Anton Schindler, dem ersten Beethoven-Biograph und selbst-ernannten Privatsekretär des Komponisten, dessen Beethoveniana, darunter die Oper Fidelio, das Hauptkorpus der 9. Symphonie und zahlreiche weitere Handschriften und Dokumente. Das erste Berliner

Beethoven-Autograph, die Partitur des Kyrie der Missa Solemnis, befand sich jedoch bereits in der Königlichen Bibliothek als Bestandteil der Sammlung Poelchau. Beim Erwerb des Mozart-Nachlasses hatte Dehn weniger Glück. Dieser war im Jahr 1800 von Constanze Mozart in 15 versiegelten Paketen für 3.150 Gulden an den Offenbacher Verleger Johann Anton André verkauft worden. Noch vor seinem Tod 1842 hatte André unter anderen die Berliner Bibliothek kontaktiert, doch es kam zu keinem Abschluss. Immerhin gelang es drei Jahrzehnte später Dehns Nachfolger Franz Espagne, den stattlichen Rest von 138 Mozart-Handschriften 1873 von Andrés Erben zu kaufen. Soviel zur Erwerbungs-geschichte der reichhaltigen Bach-, Mozart- und Beethoven-Bestände der heutigen Staatsbibliothek, die seither weltweit absolut konkurrenzlos sind.

*

Nun zur Bestückung der Vitrinen, die leider nur einen winzigen Ausschnitt aus dem Gesamtbestand bieten können und deren Auswahl schwerfällt. Dabei kam es mir darauf an, Stücke auszuwählen, die die Verbindung zwischen den drei Komponisten herstellen, aber zugleich auch von besonderer kulturgeschichtlicher Relevanz sind. Da die Exponate nur jeweils eine aufgeschlagene Doppelseite zeigen und man darin nicht blättern kann, hat Frau Dr. Rebmann (der ich im übrigen für die gute Zusammenarbeit herzlich danke) moderne Faksimile-Ausgaben der betreffenden Exponate bereitgestellt, die den Interessenten die Möglichkeit zur Einsichtnahme bieten.

Vitrine I zeigt die Partitur von **Bachs** Matthäus-Passion in der autographen Reinschrift von 1736 (Mus. ms. Bach P 25) – dem wohl schönsten Bach-Autograph. Sie sehen einen Ausschnitt des Eingangschores, bei dem der Komponist den Choral »Christe, du Lamm Gottes« durch rote Tinte im Schriftbild hervorhebt. Mit der »großen Passion«, wie das Werk im Familienkreis genannt wurde, passierte dem Komponisten gegen Ende seines Lebens ein Mißgeschick durch Beschädigung der ersten Blätter, die er – wie man deutlich sieht – nachträglich (um 1748) durch Ankleben von Papierstreifen und neuer



Abb. 1: Bach, Matthäus-Passion, Eingangschor:
Mus. ms. Autogr. Bach P 25



Abb. 2: Bach, Wohltemperiertes Klavier,
Präludium 8: Mus. ms. Autogr. Bach P 415

Beschriftung reparieren musste. Ob seinerzeit Wein, Schnaps oder bloß Wasser der Übeltäter war, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Daneben liegt die Reinschrift des ersten Wohltemperierten Klaviers von 1722 (Mus. ms. Bach P 415) – dem vielleicht revolutionärsten Werk Bachs, das erstmals demonstriert, wie sich in der Form von Präludium und Fuge, d. h. im freien und im strengen Satz, der harmonische Raum von 24 Dur- und Molltonarten erschließen lässt. Gezeigt wird das Präludium 8 in es-Moll, BWV 853. Obgleich das Wohltemperierte Klavier erst 1801 im Druck erschien, hatte es in Abschriften des 18. Jahrhunderts unter Musikern weite Verbreitung gefunden. Mozart hatte insbesondere die Fugen sorgsam studiert, und auch der junge Beethoven war über seinen Lehrer J. G. Neefe mit dem Werk aufgewachsen.

Vitrine II zeigt die Widmungspartitur der sog. Brandenburgischen Konzerte (Am. B. 78), die Bach 1721 dem Markgraf Christian Ludwig von Brandenburg-Schwedt, Bruder des ersten Preußenkönigs, zueignete. Es handelt sich hier um ein Opus von innovativen Konzerten für sechs ganz verschiedene Orchesterbesetzungen mit der kompletten Farbskala des barocken Instrumentariums. Aufgeschlagen sind die ersten beiden Seiten des 2. Konzerts für Trompete, Blockflöte, Oboe, Violine, Streicher und Basso continuo.

Die drei Handschriften Bachs sind Reinschriften und zeichnen sich durch ihre kalligraphische Schönheit aus. Bachs übliche Arbeitspartituren gleichen jedoch sehr viel mehr denjenigen Mozarts in ihrer raschen, doch weitgehend endgültigen ersten Niederschrift. Sie sehen dazu ein Beispiel: **Mozarts** Klavier-Konzert in F-Dur KV 459 (Mus. ms. autogr. Mozart, W. A. 456.459). Im Dezember 1784 entstanden, gab Mozart der Gattung Klavierkonzert mit insgesamt fünf im gleichen Jahr geschriebenen Werken durch das Zusammenwirken des Klaviers mit Streichern und Bläsern ein neues Format. Er wies damit in eine zukunftssträchtige Richtung, die für Beethoven den Ausgangspunkt bildete. Sie sehen den Schluss des Mittelsatzes, in dem nicht das Klavier, sondern die Holzbläser mit zwei Oboen und Flöte *pianissimo* nacheinander das Allegretto beschließen.



Abb. 3: Bach, Brandenburgische Konzerte, Konzert Nr. 2: Am. B. 78



Abb. 4: Mozart, Klavierkonzert in F, KV 459,
Mittelatz: Mus. ms. autogr. Mozart, W.A. 456.459

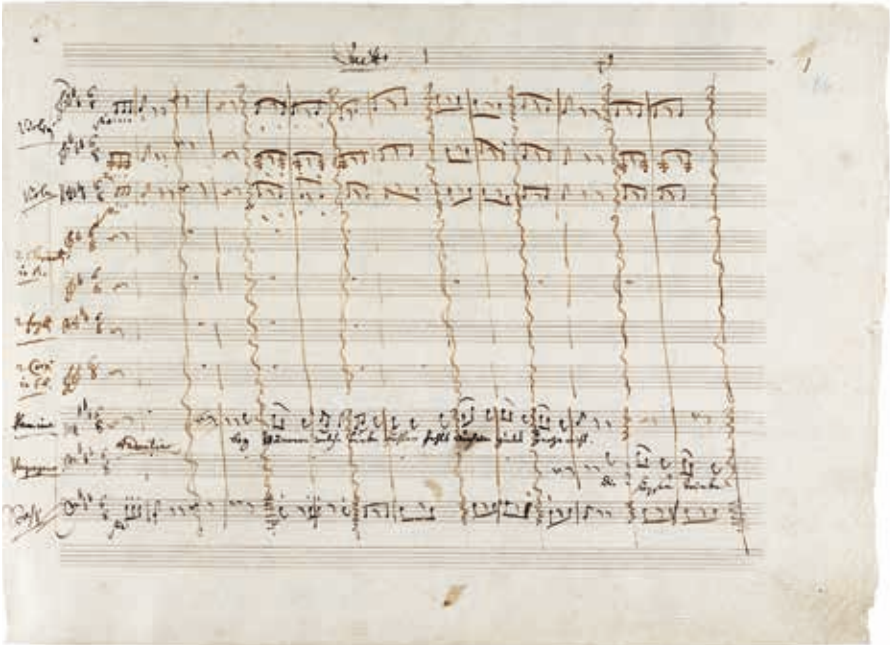


Abb. 5: Mozart, Die Zauberflöte, Duett »Bei Männern, welche Liebe fühlen«: Mus. ms. autogr. Mozart, W.A. 620

Vitrine III enthält die Partitur der Zauberflöte (Mus. ms. autogr. Mozart, W. A. 620), die im September 1791 – nur drei Monate vor Mozarts Tod – ihre Uraufführung in Wien erlebte, aber wie keine andere Oper eine ununterbrochene erfolgreiche Aufführungsgeschichte von nunmehr 230 Jahren aufweisen kann. Aufgeschlagen ist das Duett »Bei Männern, welche Liebe fühlen«, in dem Mozart die Taktstriche ändert, um eine bessere Deklamation zu erzielen. Auch lässt sich erkennen, wie er die beiden Singstimmen mit Bass in dunkler Tinte zuerst notiert, danach die Begleitung mit wässriger Tinte. Dies entspricht dem üblichen Arbeitsprozess Mozarts, der zuerst den geschlossenen Satz in einem Zug als Rahmenpartitur (hier Singstimmen und Bass) niederschrieb und danach in einem zweiten Durchgang die Partitur vervollständigte. Neben der Zauberflöte liegt



Abb. 6: Mozart, Fugenskizze zum »Et in Spiritu sancto« KV 427:
Mus. ms. autogr. Mozart, W. A. Anh. 23a

ein Skizzenblatt zur unvollendeten Messe c-Moll KV 427 (Mus. ms. autogr. Mozart, W. A. Anh. 23a). Mozart notiert hier den Entwurf einer Fugenexposition zum Text »Cum Sancto Spiritu«, die er jedoch in KV 427 völlig anders ausführte.

Vitrine IV ist **Beethoven** gewidmet und zeigt als Hauptstück die Partitur der 9. Symphonie von 1822–1823 (Mus. ms. autogr. Beethoven L. v. Artaria 204); aufgeschlagen ist eine Seite des Finalsatzes mit der Vertonung von Schillers Ode »An die Freude.« Die Uraufführung des Werkes fand am 9. Mai 1824 in Wien statt. Der völlig taube Komponist musste damals auf den Jubel des Publikums erst aufmerksam gemacht werden. Aus der Zeit seiner Taubheit stammen die sog. Konversationshefte, in denen sich Beethovens Gesprächs-



Abb. 7: Beethoven, 9. Symphonie, Finale: Mus. ms. autogr.
Beethoven, L. v. Artaria 204

partner schriftlich äußerten, er jedoch mündlich antwortete. Somit lassen sich die Diskussionsinhalte nur unvollständig erschließen. Von ursprünglich annähernd 400 Heften sind weniger als 140 erhalten, aber 137 über Anton Schindler in die Königliche Bibliothek gelangt.

Die Konversationshefte sind besonders aufschlussreich für den Kontext der 9. Symphonie mit der Vertonung von Schillers Ode, der Beet-

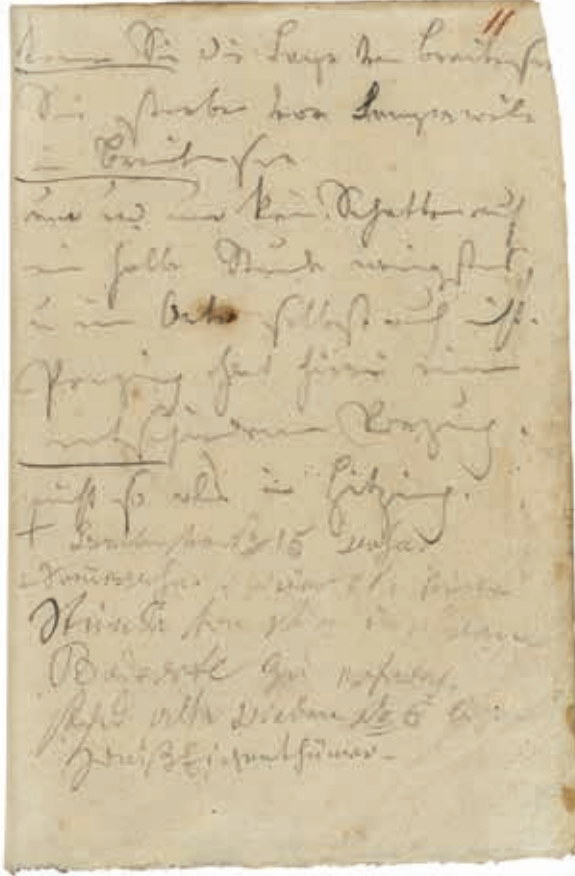


Abb. 8: Beethoven, Konversationsheft Nr. 59: Mus. ms. autogr.
Beethoven, L. v. 51,59

hoven im symphonischen Format größtmögliche klangliche Wirkung verleihen wollte. Das ausgestellte Konversationsheft Nr. 59 von 1824 (Mus. ms. autogr. Beethoven, L. v. 51, 59) verweist auf die »Sterne« der Schillerschen Ode, direkt darunter dann der prosaische Hinweis, »Geld für Rosenwasser brauch ich« – typisch für den sprunghaften Konversationsstil.

Daneben liegt ein für die Arbeitsweise des Komponisten typisches

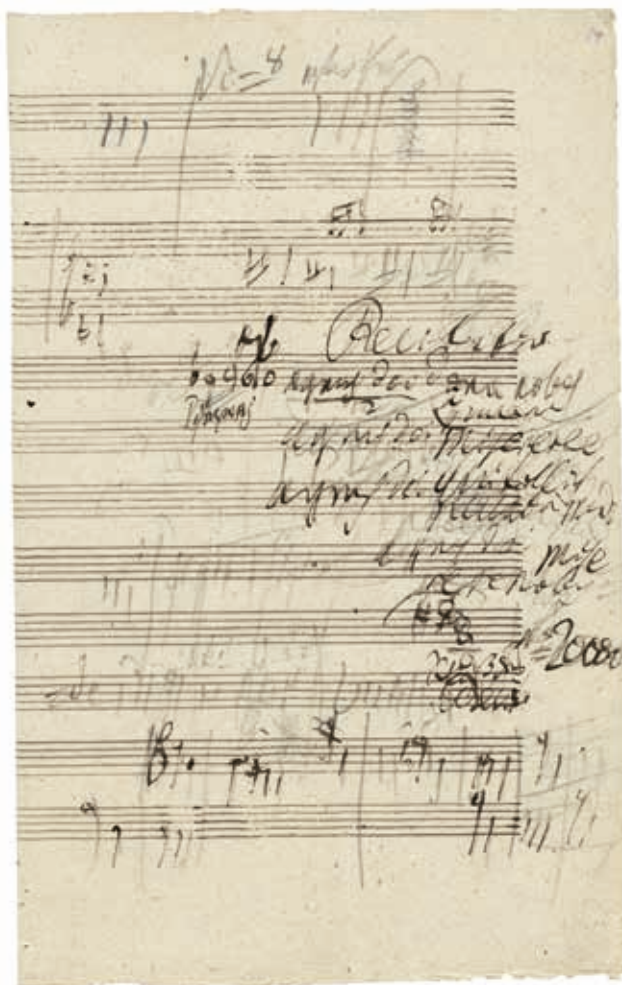


Abb. 9: Beethoven, Taschen-Skizzenbuch zur Missa Solemnis:
Mus. ms. autogr. Beethoven, L. v. Grasnick 5

Skizzenmanuskript. Beethoven hat, bevor er eine Komposition niederschrieb, wesentliche Teile vorgeplant, entweder durch Vorausskizzen (um das thematische Material zu definieren) oder durch Verlaufsskizzen, die die Entwicklung eines bestimmten Abschnittes festlegen. Für spontane Einfälle führte er auf Reisen oder Ausflügen

auch kleinformatigere Taschen-Skizzenbücher mit sich, von denen eines mit Skizzen zur Missa Solemnis gezeigt wird (Mus. ms. autogr. Beethoven, L. v. Grasnick 5). Die aufgeschlagene Seite gibt zu erkennen, welche Herausforderung die Entzifferung und Übertragung der (oft mit Blei und Tinte gemischten) hastigen Aufzeichnungen des Komponisten bedeutet.

Gegenüber den Manuskripten Bachs und Mozarts mutet Beethovens Arbeitsweise chaotisch an. Sie ist jedoch alles andere als das, sondern reflektiert das Ringen und die Intensität, mit der der Komponist seinen musikalischen Ideen eine adäquate Gestalt zu geben versucht. Beethovens oft langwieriger Kompositionsprozess schlägt sich deutlich auf dem Papier nieder, während er sich bei Bach und Mozart wesentlich im Kopf vollzieht, bevor sie die Feder aufs Papier setzen. Wie gesagt, die vier Vitrinen bieten nur einen winzigen Ausschnitt aus dem unermesslichen Schatz der Musiksammlungen der Staatsbibliothek, aber jedes einzelne Stück ist ein kulturgeschichtliches Juwel für sich.

FESTVERANSTALTUNG DES ORDENS
IM HOTEL INTERCONTINENTAL BERLIN
AM 6. JUNI 2021

ORDENSKANZLERIN
CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD

BEGRÜSSUNG

Liebe Ordensmitglieder, meine Damen und Herren,

ich begrüße Sie zu einer Festversammlung, die in diesem Jahr die öffentliche Sitzung im Konzerthaus in Anwesenheit des Bundespräsidenten ersetzen muß und sozusagen im privaten Kreis der Ordensmitglieder und ihren Begleitungen durchgeführt wird. Ich begrüße auch diejenigen, die aus den verschiedensten Gründen die Reise nach Berlin nicht angetreten haben, unsere Veranstaltung aber über das Internet in ihrem Wohnzimmer verfolgen.

Der Bundespräsident kann auch nicht teilnehmen, er wird uns aber in diesem Jahr mit einer Videobotschaft begrüßen.

Wir trauern um Ordensmitglieder, die im vergangenen Jahr und in diesem Jahr verstorben sind:

Der Althistoriker Albrecht Dihle, am 29. Januar 2020 im Alter von 97 Jahren,

Der Musikwissenschaftler Ludwig Finscher, am 30. Juni 2020 im Alter von 90 Jahren,
Die Schauspielerin Jutta Lampe, am 3. Dezember 2020 im Alter von 83 Jahren,
Der Mediziner Wolfgang Gerok, am 16. Januar 2021 im Alter von 94 Jahren,
Der Jurist Michael Stolleis, am 18. März 1921 im Alter von 79 Jahren,
Der Dichter Adam Zagajewski, am 21. März 2021 im Alter von 75 Jahren,
Der Bildhauer Dani Karavan, am 29. Mai 2021 im Alter von 90 Jahren.

Ich bitte Sie, sich zu Ehren der Verstorbenen zu erheben. Ich danke Ihnen.

Dies ist die letzte Festveranstaltung in meiner Amtszeit als Kanzlerin. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, an einen Ordenskanzler zu erinnern, der die Geschicke des Ordens vor etwa hundert Jahren gelenkt hat: den großen Theologen und Wissenschaftspolitiker Adolf von Harnack.

Der Orden wurde wesentlich durch drei Persönlichkeiten geprägt: Alexander von Humboldt, der den König bei der Gründung 1842 beraten hat und der erste Kanzler des Ordens war, Theodor Heuss, der den Orden nach dem Zweiten Weltkrieg wiederbelebt und seine heutige Form wesentlich mitgestaltet hat, und schließlich Adolf von Harnack, der die Abschaffung des Ordens Pour le mérite mit allen anderen Orden nach dem Ersten Weltkrieg verhindert hat.

Der Orden Pour le mérite wurde 1842 vom preußischen König Friedrich Wilhelm dem IV. dem Kriegs-Orden Pour le mérite Friedrichs des Großen (»der Kunst und Wissenschaften belebte«) als Friedensklasse für die Verdienste um Wissenschaft und Künste hinzugefügt. Die Statuten wurden wesentlich durch Alexander von Humboldt, der auch der erste Kanzler des Ordens war, in Beratungen mit dem König

festgelegt. Die Verleihung des Ordens erfolgte durch den preußischen König im Berliner Schloß (jetzt Humboldt-Forum). Die Gründungsmitglieder wurden von Humboldt vorgeschlagen. Vakanzen (jährlich etwa vier) wurden durch schriftliche Voten der dreißig »Ritter« deutscher Nation, vorbehaltlich der Zustimmung des Königs, nachbesetzt. Humboldt hat damals bewirkt, daß die politische Einstellung der Kandidaten bei den Ernennungen durch den König keine (oder wenigstens kaum eine) Rolle spielte. Die ausländischen Mitglieder wurden seit 1846 durch die preußischen Akademien der Künste und Wissenschaften benannt. Nach dem Tod Humboldts 1859 folgten weitere Kanzler, wobei diese jeweils bis zu ihrem Tod amtierten; ihre Nachfolger waren die Vizekanzler.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs war mit dem Wandel der Staatsform und der Abschaffung von Orden in der Weimarer Republik natürlich auch das Weiterbestehen der Friedensklasse des Pour le mérite in Frage gestellt. Durch das Geschick des damaligen Kanzlers Adolf von Harnack wurde die Ordensgemeinschaft als freie Vereinigung von Gelehrten und Künstlern weitergeführt.

Der Theologe und Kirchenhistoriker Adolph von Harnack wurde 1902 (51-jährig) mit dem Orden ausgezeichnet. Das war ungewöhnlich, da nach den Statuten von 1842 »die theologische Wissenschaft, ihrem Geiste gemäß, von den Wissenschaften und Künsten ausgeschlossen ist«. Dieser Passus ist in nachfolgenden Satzungen gestrichen worden. Harnack wurde 1915 Vizekanzler und 1919, nachdem der damalige Kanzler, der Bildhauer Fritz Schaper gestorben war, Kanzler des Ordens.

Die Berliner Ordensträger (»Ritter«) trafen sich im Februar 1919 im Hause von Harnacks und waren einstimmig der Meinung, daß der Orden weiterbestehen solle. Noch als Vizekanzler richtete Harnack im März 1919 an das Preußische Staatsministerium ein ausführliches Schreiben »betreff des Weiterbestehens des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste.«

Er betont darin die beiden wichtigsten »Bestimmungen«, die den Orden vor allen anderen »preußischen und außerpreußischen« Orden auszeichnet:

1. daß die Voraussetzung der Verleihung die weitverbreitete Anerkennung der Verdienste des zu Wählenden ist.
2. daß der Wahlvorschlag von den im Besitze des Ordens sich befindenden Gelehrten und Künstlern ausgeht.

Ich zitiere: »Hierin ist eine ausgezeichnete Verbindung des Prinzips der Sachkunde mit dem demokratischen Prinzip gegeben: die Sachverständigen sollen wählen; aber sie sind bei ihrer Wahl an die Berücksichtigung der weitverbreiteten Anerkennung der Verdienste der Kandidaten gebunden. Gelehrte, die bloß in ihren speziellen Fachkreisen bekannt und berühmt sind, sollen sie nicht wählen.«

»Diese Grundsätze haben sich bewährt. Der Vorwurf der Kurzsichtigkeit oder gar Parteilichkeit ist meines Wissens niemals erhoben worden. In Folge der richtigen Auswahl seiner Inhaber erfreut sich der Orden unbestritten im Inland und Ausland des höchsten Ansehens . . . Im Inland wie im Ausland empfand und empfindet man, daß der Geist Alexander von Humboldts, der den König bei der Stiftung und den ersten Verleihungen des Ordens beraten hat, hier noch lebendig ist und die Wahlvorschläge fort und fort leitet.«

»Der einstimmige Beschluß, der Orden solle fortbestehen, erfolgte aus drei Erwägungen:

1. in Rücksicht auf die geschichtliche Überlieferung: . . . der Orden ist kein Orden wie die anderen, sondern nach seinem eigentümlichen Statut eine Einrichtung für sich, die nur den Namen mit den übrigen Orden gemeinsam hat. Er läßt sich sachlich etwa mit dem Nobelpreis vergleichen, der von den Akademien zu Stockholm verteilt wird, unterscheidet sich aber – meines Erachtens zu seinem Vorteil – von diesen dadurch, daß er keine finanzielle Zuwendung erhält. Somit stellt er eine wert-

volle geschichtliche Überlieferung dar, zurückgehend bis auf den großen König, der Philosoph und Geschichtsschreiber auf dem Throne war und ein wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Ein nationales Gemeinwesen ohne Tradition ist wie ein entwurzelter Stamm ...

2. Im Interesse von Wissenschaft und Kunst: gewiß ist der Satz richtig, daß Wissenschaft und Kunst ihren Wert und ihren Lohn in sich selber haben; aber auch der Satz ist richtig, daß sie, weil sie Sache des ganzen Volkes sind, Anerkennung bedürfen und daß es ihnen daher zu gut kommt und sie fördert, wenn ihre tüchtigsten Vertreter öffentlich als solche kenntlich gemacht werden. Zu allen Zeiten, so lange es eine Kultur gibt, ist das geschehen, ist also nicht ›ein Dienst der Eitelkeit‹, sondern muß in der Sache selbst begründet sein. Freilich handelt es sich hier um eine zarte Angelegenheit, und die Fragen, *wie* soll ausgezeichnet werden und *wer* soll auszeichnen, verlangen eine besondere Aufmerksamkeit. Aber in dem Statut des Ordens Pour le mérite scheinen diese Fragen glücklich gelöst zu sein, und Wissenschaft und Kunst in Preußen haben sich dabei wohl befunden. Noch etwas anderes aber im Interesse der Wissenschaft und Kunst kommt hier in Betracht: beide sind ihrem Wesen nach international und stellen gemeinsame Güter der Menschheit dar. Indem nun der Orden deutsche und außerdeutsche Gelehrte umfaßt, erscheint in ihm die universale Republik der Wissenschaften und Kunst, und das wirkt wiederum belebend und entschränkend zurück auf die heimische Wissenschaft und Kunst ...

3. Im Interesse des Staates: nach Innen sowohl als auch nach Außen hat der Staat ein lebhaftes Interesse an dem Weiterbestehen des Ordens (*Er plädiert für eine weitere Einbeziehung der nicht deutschen Ritter im Sinne der Internationalität von Wissenschaften und Künsten; jetzt problematisch, vielleicht später wieder*): Ist ein Gedanke richtig gedacht und eine Maßnahme richtig getroffen und anerkannt, so kommt immer wieder eine Zeit, wo sich ihre Richtigkeit aufs neue bewährt. Schafft man sie aber ab, so kann man sie nicht wiederherstellen. Der Staat würde also in den internationalen Beziehungen einen wertvollen Aktivposten streichen, wenn er den Orden fallen ließe.«

»Aus allen diesen Gründen kann ich dem Preußischen Staatsministeriums das Weiterbestehen des Ordens nur dringend empfehlen. Nur an einem Punkt ist einstimmig eine Erweiterung gewünscht: Das Statut von 1842 setzt die Zahl der inländischen Ritter auf »30« fest (*Er weist auf die verdoppelte Zahl der Gelehrten und Künstler, sowie einer Fülle neuer wissenschaftlicher Disziplinen, zum Beispiel der technischen Wissenschaften, hin*). Bei Neuwahlen wurde immer wieder beklagt, daß die kleine Stellenzahl so enge Grenzen zieht und deshalb hervorragende Gelehrte nicht berücksichtigt werden können, wodurch geradezu Ungerechtigkeiten entstehen. Eine Vergrößerung der Stellenzahl um etwa die Hälfte erscheint daher dringend erwünscht.«

Unterschrieben: v. Harnack, Vizekanzler des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste.

September 1920: Der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat gegen die Neuwahl zur Wiederbesetzung von 6 erledigten Stellen keine Bedenken (u. a. Albert Einstein, Oskar Hertwig, Max Liebermann, Gerhart Hauptmann.)

Der Minister fordert den Kanzler auf, einen Plan für die Umgestaltung des Ordens vorzulegen. Im Februar 1922 findet eine Sitzung der 9 preußischen Ritter des Ordens im Hause des Kanzlers in Berlin statt. Die Versammlung beschloß Vorschläge zur Statutsänderung, die dann im Brief des Staatsministeriums vom März 1924 bestätigt und genehmigt wurden:

Der Orden erhält den Charakter einer freien Vereinigung, die sich als eine aus sich selbst heraus ergänzende Gemeinschaft von 30 hervorragenden Gelehrten und Künstlern deutscher Reichsangehörigkeit darstellt. Von den 30 Stellen sollen in der Regel je 10 auf die Geisteswissenschaften, die Naturwissenschaften und die Künste entfallen. Als Zeichen der Zugehörigkeit zu der Vereinigung tragen die Mitglieder die bisherigen »historischen Abzeichen«. Sie wählen einen Kanzler und einen ersten und zweiten Vizekanzler derart, daß jedes

der drei Fachgebiete durch einen Kanzler vertreten ist. Gewählt wird mit einfacher Mehrheit der abgegebenen Stimmen.

Harnack hat damit die Erhaltung der Ordensgemeinschaft als »freie Vereinigung« und Erhaltung der Ordenszeichen als »Abzeichen« erreicht. Er hat den Orden genauer strukturiert, die drei Klassen mit drei Kanzlern eingeführt; die Klassen sollen paritätisch besetzt werden, innerhalb dieser Klassen bestehen aber keine weiteren Einschränkungen hinsichtlich Fachrichtung oder Zunft, es gibt keine direkten »Nachfolgen«. Er hat nicht erreicht, daß weiter ausländische Mitglieder gewählt werden durften, er hat auch nicht erreicht, die Zahl der Ordensträger über 30 hinaus zu erhöhen.

Im Dritten Reich gab es keine Nachbesetzungen, der Orden war nach 1933 zum Aussterben verdammt.

1952 erfolgte seine Wiederbelebung durch Theodor Heuss, der mit den drei noch lebenden eine neue Schar von 30 Ordensträgern auswählte, die dann ausländische Mitglieder ergänzten und den Statuten gemäß weiteragierten, autonom, ohne seine Beteiligung. Der Bundespräsident wurde »Protektor des Ordens«, die Organisation oblag dem Innenministerium (jetzt dem Staatsministerium für Kultur und Medien). Im Wesentlichen sind die Statuten von 1924 erhalten geblieben, aber ausländische Mitglieder sind wieder dabei; seit einer Satzungsänderung von 2010 sind sie nun auch wahlberechtigt. Der Wunsch, die Mitgliederzahl zu erhöhen, den bereits Harnack ausgesprochen hatte, wurde auch in der Satzung von 1956 nicht erfüllt. Die Selbsterneuerung bedeutet, daß nur nach dem Ableben eines Mitglieds nachgewählt werden kann. Durch die zunehmende Lebenserwartung und damit längere Verweildauer im Orden sank die Zahl der Vakanzen, Nachwahlen wurden weniger. Um der damit verbundenen Überalterung und Stagnation entgegenzuwirken, hat der Orden bereits seit 1965 mehrmals die Satzung dahingehend geändert, daß mehr als 30 inländische und 30 ausländische Mitglieder aufgenommen werden können. 2010 wurde schließlich in der Satzung

die Zahl der Mitglieder von 30 auf maximal je 40 erhöht. Inzwischen ist wieder Stagnation eingetreten, und wir streben eine neue Satzungsänderung an, da in den vergangenen zehn Jahren lediglich im Mittel jährlich zwei statt wie früher 4 neue Mitglieder aufgenommen werden konnten. Die Ordensgemeinschaft hat also heute trotz der jetzt soviel größeren Zahl bedeutender Künstler, Gelehrten und Wissenschaftler deutlich weniger Raum als früher, diese mit der Verleihung des Ordens zu würdigen, er ist also noch exklusiver als zu der Zeit nach der Gründung. Traurig ist, daß die Zahl derer, die aus Alters- oder Krankheitsgründen nicht mehr dabei sein können, im Ansteigen ist. Wunderbar, daß selbst die Ältesten unter ihnen regelmäßige kulturelle Beiträge liefern sowie sich am Ordensgeschehen aktiv beteiligen. Viel zu wenig bekannt, erfüllt der Orden seine Funktion weiterhin, in der Nachfolge von Humboldt, Harnack und Heuss, (ich zitiere Heuss) »die Würde eines hohen geistigen Schaffens herauszuheben und ihren Rang in die Verantwortung der Beteiligten selber zu legen«.

Wir werden jetzt auf modernem Wege vom Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier begrüßt werden. Anschließend werden wir der verstorbenen Mitglieder gedenken. Der Dichter Adam Zagajewski wurde 2019 in den Orden gewählt und hat sich bei der Herbsttagung in Bamberg den Ordensmitgliedern vorgestellt. Tragischerweise ist er im Frühjahr verstorben, bevor ihm das Ordenszeichen verliehen werden konnte. Durs Grünbein kommt die schwere Aufgabe zu, Laudatio mit Nekrolog zu verbinden. Der Tod des Vizekanzlers Michael Stolleis im Alter von 79 Jahren nach kurzer, schwerer Krankheit liegt noch nicht lange zurück, und hat uns alle erschüttert. Michael Stolleis war mir ein wunderbarer, kundiger und hilfreicher Kollege. Bis zum letzten Moment hat er die Ordensangelegenheiten mit mir und Frau Klemm besprochen. Wir werden ihn sehr vermissen und seiner im kommenden Jahr ausführlicher gedenken, wenn seine Angehörigen wieder dabei sein können. Erst vor nunmehr etwas mehr als einer Woche verstarb der Bildhauer Dani Karavan, dessen wir auch im nächsten Jahr gedenken werden.

Um der Veranstaltung einen festlicheren Rahmen zu geben, wird uns die Geigerin Antje Weithaas die 2. Partita für Solovioline von Johann Sebastian Bach vortragen. Schließlich werde ich die Ordenszeichen an die neuen Mitglieder Aleida Assmann, Jan Assmann und Klaus von Klitzing verleihen. Leider können die in den vergangenen Jahren gewählten Mitglieder Heinz Holliger, Michael Haneke, Michael Tomasello und Christopher Clark nicht hier sein, der Orden wird ihnen im kommenden Jahr, wenn das Reisen wieder leichter möglich ist, verliehen werden.

Jetzt wünsche ich uns allen ein gutes Gelingen und eine interessante Veranstaltung.

GEDENKWORTE

ALBRECHT DIHLE

28. MÄRZ 1923 – 29. JANUAR 2020



Adrian

Gedenkworte für
ALBRECHT DIHLE

von

Bernard Andreae

Albrecht Dihle wurde 1942 im Zweiten Weltkrieg mit 19 Jahren schwer verwundet und verlor den linken Arm. Am 29. Januar 2020 ist er mit 97 Jahren in Köln verstorben. Wie er in diesem langen, bewegten Leben mit dem Verlust eines Gliedes umgegangen ist, war bewundernswert. Von 1942 bis 1945, während die Welt unter dem totalen Krieg litt, studierte er in Göttingen und Freiburg eine Fächerkombination, die ihn weit weg führte von der furchtbaren Alltagsrealität: Antike griechische und römische Literatur, Byzantinistik und klassische sowie christliche Archäologie. 1946 wurde er in Göttingen mit einer Dissertation über den Volksbegriff im frühgriechischen Drama summa cum laude promoviert. Er habilitierte sich 1950 in Göttingen mit Studien zur byzantinischen Metrik und Rhythmik und wurde 1956 zum außerplanmäßigen Professor ernannt.

Von 1958 bis 1974 war er ordentlicher Professor der Gräzistik in Köln, folgte dann einem Ruf nach Heidelberg, wo er bis zu seiner Emeritierung 1989 als Lehrer und Forscher tätig war. Die Zahl seiner Schüler, die jetzt selbst in Forschung und Lehre angesehene Stellen innehaben, ist sehr groß.

Dihle übernahm mehrmals Gastprofessuren in England, USA, Italien, Australien und Südafrika. Zwischen seiner Zeit in Köln und in Heidelberg 1973/1974 hatte er die hoch angesehene Sather Professur für Altertumswissenschaften in Berkeley inne. Er hielt eine Vorlesung, aus der das zuerst in englischer Sprache veröffentlichte Buch über die Theorie des Willens im Klassischen Altertum hervorging. Als Mitbegründer der Schriftenreihe *Untersuchungen zur Antike und ihrem Nachleben* konnte Albrecht Dihle sich einem besonderen persönlichen Interesse widmen, nämlich der Frage, wie die Denkleistungen des Altertums unser eigenes Denken beeinflusst haben. Wer wie Albrecht Dihle über die für unser Denken grundlegenden Autoren des klassischen Altertums Entscheidendes herausgearbeitet hat, besitzt eine bleibende Bedeutung. Ich verweise auf eine frühe Untersuchung Dihles aus dem Jahr 1968. Es ist *Der Kanon der zwei Tugenden*, nämlich der Gottes- und der Nächstenliebe. Die ausführliche wissenschaftliche Diskussion, die dieser Abhandlung folgte, bestätigt ihre Wichtigkeit.

Die Herausgeber der Festschrift, die Albrecht Dihle zum 70. Geburtstag gewidmet wurde, gaben ihr deshalb den Titel *Menschenliebe und Frömmigkeit*. Man fragt sich, wieso alles, was Dihle an Ungesagtem dazu beitragen konnte, bis dahin verborgen geblieben war. Nur ein Gelehrter, der eine so umfassende Lektüre aller antiker Autoren betrieben und auch die entscheidenden Zitate im richtigen Zettelkasten aufgezeichnet hatte, wie Albrecht Dihle, konnte im Einzelnen belegen, wie selbstverständlich Gottes- und Menschenliebe für Juden, Griechen und Römer waren.

In einer weiteren Abhandlung mit dem ansprechenden Titel *Vom gesunden Menschenverstand* (1994) hat Dihle dargelegt, wie die Griechen zum ersten Mal ins Bewusstsein gehoben haben, dass immer von neuem bedacht und beantwortet werden will, wie die methodische Suche nach Wahrheit und die Bewältigung täglicher Lebensfragen aufeinander bezogen sind.

Fast alle Arbeiten von Albrecht Dihle, insbesondere seine umfassende *Griechische Literaturgeschichte von Homer bis zum Hellenismus*, aber auch die beiden hervorgehobenen *Der Kanon der zwei Tugenden*

und *Vom gesunden Menschenverstand* sowie sein fesselndes Buch *Die Griechen und die Fremden* von 1994, sind noch im Buchhandel greifbar. Daran lässt sich ihre bleibende Bedeutung ermessen. Albrecht Dihles Scharfsinn, sein Ideenreichtum und seine Formulierungskraft machen die Lektüre seiner Schriften zu einer außergewöhnlichen Freude.

Albrecht Dihle war verheiratet mit Marlene Dihle geb. Meier-Menzel, mit der er vier Töchter und einen Sohn hatte.

LUDWIG FINSCHER

14. MÄRZ 1930 – 30. JUNI 2020



Finnson

Gedenkworte für
LUDWIG FINSCHER

von

Christoph Wolff

Ludwig Finscher, der wenige Monate nach seinem 90. Geburtstag verstarb, war über Jahrzehnte hindurch eine Schlüsselfigur der Musikwissenschaft. Dies dokumentiert in beeindruckender Weise die mit 29 Bänden weltweit umfangreichste, 2008 abgeschlossene erweiterte Neuausgabe der Enzyklopädie *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*. Als deren verantwortlicher Herausgeber hatte er jede Zeile gelesen und oft mit den Verfassern der verschiedensten Artikel auch inhaltliche Fragen im Detail ausgehandelt. Sein umfassendes Wissen und sein kritisches Augenmerk, vor allem aber auch seine grundsätzliche Offenheit für neue Entwicklungen des Faches sicherten ihm die dafür notwendige Autorität.

Diese hatte der 1954 in Göttingen zum Dr. phil. promovierte Musikwissenschaftler bereits frühzeitig erworben und als langjähriger Schriftleiter der Fachzeitschrift *Die Musikforschung* von 1961 bis 1974 ausgiebig unter Beweis gestellt. 1967 an der Universität des Saarlandes habilitiert, wurde er ein Jahr später als Professor für Musikwissenschaft an die Goethe-Universität in Frankfurt/Main berufen. Von 1974 bis 1977 fungierte er als Präsident der deutschen Fachvereinigung »Gesellschaft für Musikforschung« und wurde gleich

anschließend zum Präsidenten der »International Musicological Society« gewählt. 1981 wechselte er von Frankfurt auf das Ordinariat an der Universität Heidelberg, wo er 1995 emeritiert wurde.

Die Themen von Ludwig Finschers Dissertation über *Die Messen und Motetten Loyset Compères* (1954) und der bahnbrechenden Habilitationsschrift über *Die Entstehung des klassischen Streichquartetts. Von den Vorformen zur Grundlegung durch Joseph Haydn* (1967) bilden die wesentlichen Ecksteine seiner wissenschaftlichen Interessen und weiterführenden Forschungen zur Musikgeschichte der Renaissance und der Klassik. Seine zahlreichen Renaissance-Studien kulminieren in einem prominenten Gesamtpanorama, das er 1989 mit den beiden Bänden *Die Musik des 15. und 16. Jahrhunderts* vorlegte. Seine Untersuchungen zur Entstehung des Streichquartetts gaben der musikalischen Gattungsgeschichte insgesamt ein solides und zugleich paradigmatisches Fundament. Darüber hinaus führten sie zu einer innovativen Erklärung der konstituierenden Elemente des klassischen Stils sowie einer ideengeschichtlichen Definition der Wiener Klassik Haydns, Mozarts und Beethovens.

Die fruchtbaren gattungsgeschichtlichen Perspektiven, die Finscher eröffnet hatte, führten ihn schließlich noch in späten Jahren zu einer systematischen Aufarbeitung der kammermusikalischen Triosonate des 17. und 18. Jahrhunderts – ein Forschungsprojekt, das durch den ihm im Jahr 2006 verliehenen hochdotierten Balzan-Preis gefördert wurde.

»Voreilige Thesen und Verengungen blieben ihm fremd«, so beschrieb Laurenz Lütteken treffend Ludwig Finschers vorsichtigen, besser: weitsichtigen Umgang mit den verschiedenartigen Tendenzen des musikwissenschaftlichen Diskurses, an dem er über viele Jahrzehnte lebendigen Anteil hatte. Gleichsam als Kontrastprogramm diente ihm seine bewusste Hinwendung zum individuellen Kunstwerk. Dies erweisen nicht nur seine Beiträge zu den kritischen Gesamtausgaben der Werke von Christoph Willibald Gluck, Wolfgang Amadeus Mozart und Paul Hindemith, sondern vor allem auch seine kontinuierliche Beschäftigung mit dem musikalischen Einzelwerk. Wie er selbst es unmissverständlich ausdrückte, ging es ihm darum,

»Kompositionsanalyse zu verbinden mit einer Positionierung der Werke in der Ideen- und Sozialgeschichte«. Dies ist ihm in der Tat immer wieder gelungen und besteht als ein bleibendes Vorbild.

Ludwig Finscher starb am 30. Juni 2020 in Wolfenbüttel. Er hinterlässt seine Ehefrau Renate Finscher-Jungbluth, eine große Schar ihm verbundener Schüler und Kollegen sowie einen dankbaren Orden, dem er seit 1994 angehörte.

JUTTA LAMPE

13. DEZEMBER 1937 – 3. DEZEMBER 2020



Jutta Lampe

Gedenkworte für

JUTTA LAMPE

von

Andrea Breth

Mit dem Tod von Jutta Lampe ist auch eine Zäsur im deutschsprachigen Theater eingetreten. Mit ihrer ganz besonderen Kunst hat sie die Geschichte der Berliner Schaubühne unter Peter Stein über dreißig Jahre lang geprägt. Ihre Anmut, ihre sprachliche und gedankliche Präzision, ihre unnachahmliche Sprechmelodie, ihre Grazie und tiefe Beseeltheit und ihre unbeirrbar Demut vor den Dichtern waren unvergesslich und werden es auch bleiben. Begonnen hat sie als Boulevard-Schauspielerin, dann wurde sie von Peter Stein entdeckt, sie fühlte sich gesehen und verstanden. So beginnt eine dreißig Jahre lange theaterprägende Zeit. Inmitten eines großartigen Ensembles mit Regisseuren wie Klaus Michael Grüber, Luc Bondy und Bob Wilson wurde sie die Ikone der Schaubühne. Treu war sie dem Theater verbunden, ihre Ausflüge zum Film waren eher rar, und erfreulicherweise war sie nie in einem »Tatort« zu sehen. Botho Strauss schrieb ihr wunderliche Rollen, komische und traurige. Den Klassikern hauchte sie Leben ein und verzauberte das Publikum mit ihrer feenartigen Anmut, gleichermaßen auch mit einer ihr eigenen luziden Klarheit der Gedanken. Nichts überließ sie dem Zufall. Wie eine Architektin baute sie ihre Figuren von innen heraus – ganz im

Sinne von Stanislawski –, dennoch nie selbstgefällig, im Gegenteil, sie war zerfressen von Zweifeln, von Ängsten, der Herausforderung einer Rolle nicht gerecht zu werden, oftmals so verzweifelt, dass sie weinen musste, weil sie glaubte, nicht genügen zu können. Betrat sie dann dennoch die Bühne, war von all dem nichts mehr zu spüren, wir begegneten einer – wie sie selber einmal sagte – heilen, oftmals lyrischen Figur, leichten Sinnes, poetisch wie ein Schmetterling. Sie hat immer das Unfassbare gesucht, gnadenlos verschenkte sie die Tiefe ihrer Seele. Das hat das Publikum betört, sie war ein Star, aber keine Diva. Sie war eine begnadete ZuhörerIn, brauchte aber Regisseure, denen sie vertrauen konnte. Der Regisseur ist unter anderem ein Spiegel, den der Schauspieler braucht, da er sich ja nicht selber sehen kann. War der Spiegel trüb oder womöglich blind, wurde sie naturgemäß unsicher und gar ungehalten. Wie alle Schauspieler brauchte sie den liebevollen Blick, die Offenheit für das Spiel und die Fähigkeit, sinnvoll zu kritisieren. Sie war natürlich geprägt von den außergewöhnlichen Regisseuren ihrer Zeit, hat sich aber immer für das heutige Theater interessiert, nur war das heutige Theater nicht mehr ihr Zuhause. Die Schnellsprecherei, die besserwisserische Distanz zur Figur, die Banalisierung der großen Dichtungen blieben ihr unverständlich. Sie wollte sich in dem Labyrinth der fremden Gedanken und Leidenschaften der großen Tragödien verlieren. Sie vertrat noch die Meinung, dass große Tragödien mit großen Kämpfen und mit großen Leidenschaften zu tun haben. Sie stand nie über den Dingen, sie ertrug den Schmerz, die Verzweiflung, den Hass, die schmerzhaft tiefe Liebe. Banalität war ihr fremd.

Trotz ihrer Einzigartigkeit war sie ein überzeugtes Ensemblemitglied, die gemeinsame ausführliche Erforschung des Textes, die Genauigkeit, das Gefühl, Theater zu seiner Besonderheit zurückzuführen, hat ihre künstlerische Seele beflügelt. Sie trat nicht auf, sie erschien, sie umfasste den Raum, füllte ihn mit Körper und anmutigem Sein, mit Schönheit. Nie wusste man das Alter, sie blieb ein mädchenhaftes, weibliches Wesen: Merkwürdigerweise sagte man nicht »die Lampe«, sondern immer »Jutta Lampe«. Sie, die die Duse verehrte, obwohl sie diese Legende nie auf der Bühne sehen konnte, wird für

uns als »die Lampe« im Gedächtnis und im Herzen bleiben. In einem ihrer wenigen Interviews sagte sie, sie habe über den ersten Sohn von Johann Sebastian Bach, Wilhelm Friedemann, gelesen: Er hielt am Alten fest und suchte zugleich nach neuen Wegen. Das gefiel ihr, sie wollte es gerne auf sich beziehen.

Ich verneige mich vor einer großen Künstlerin.

WOLFGANG GEROK

27. MÄRZ 1926 – 16. JANUAR 2021



Handwritten signature

Gedenkworte für

WOLFGANG GEROK

von

Christiane Nüsslein-Volhard

Professor Dr. med. Wolfgang Gerok, emeritierter Direktor der Medizinischen Klinik in Freiburg, ist am 16. Januar 2021 im Alter von 94 Jahren gestorben. Er war ein hervorragender Arzt, für den es immer maßgeblich war, dass er nicht nur Krankheiten zu behandeln hatte, sondern kranke Menschen. Er war ein Wissenschaftler, der mit großem Erfolg auf einem sehr komplexen Krankheitsgebiet, der Hepatologie, gearbeitet hat, und er war ein Gelehrter, der die wissenschaftliche Medizin souverän zu repräsentieren wusste und der ihr eine Stimme gab, die in den Diskursen der Wissenschaftskultur und der Wissenschaftsökonomie aufmerksam gehört wurde.

Wolfgang Gerok wurde am 27. März 1926 in Tübingen geboren. Er studierte Medizin in Freiburg und in Tübingen, und hier begann er anschließend eine naturwissenschaftliche Ausbildung am Max-Planck-Institut für Biochemie unter der Leitung von Adolf Butenandt. 1950 wurde er in Tübingen mit einer biochemischen Untersuchung zum Dr. med. promoviert. Danach erweiterte er seine wissenschaftliche Praxis durch Arbeiten am Tübinger Pathologischen Institut und an der Medizinischen Klinik in Zürich. Die kli-

nische Ausbildung begann Wolfgang Gerok 1954 in Marburg an der Medizinischen Klinik unter der Leitung von H. E. Bock. Hier habilitierte er sich 1961 für das Fach Innere Medizin. 1962 war er mit H. E. Bock an der Tübinger Klinik tätig, und 1963 wurde er Oberarzt an der II. Medizinischen Klinik in Mainz. Er wurde dann 1968 nach Freiburg berufen, und zwar auf den Lehrstuhl für Innere Medizin mit den Schwerpunkten Gastroenterologie, Hepatologie und Stoffwechselkrankheiten, verbunden mit der Ernennung zum Ärztlichen Direktor der Klinik. Er wurde 1994 emeritiert.

Wolfgang Gerok hat die Kenntnis auf dem Gebiet der Leberkrankheiten erheblich bereichert, und zwar nicht nur hinsichtlich der biologischen, der biochemischen und der molekularbiologischen Seiten der Hepatologie, sondern auch in Bezug auf die Klinik und auf die Therapie solcher Erkrankungen. Deshalb ist seine Monographie, die mit dem Titel »Hepatologie« erschienen ist, sowohl für den klinischen Gebrauch wie für das Studium unverzichtbar geworden. Aber auch zu allgemeinen Fragen der Medizin hat Wolfgang Gerok sich geäußert. Einem Kongress ist der Beitrag »Der aufgeklärte Patient in der Informationsgesellschaft« zu verdanken, in dem Fragen der Ethik ebenso zur Diskussion standen wie Probleme der Gesundheitspolitik. Nicht weniger von Bedeutung ist der Vortrag »Gesundheit nach Maß«, der für das moderne Thema einer »personalen Medizin« ebenso relevant ist, wie für traditionelle Fragen nach dem ärztlichen Selbstverständnis. Ein großes und klassisches Lehrbuch der Inneren Medizin, erschienen im Schattauer Verlag, zählt Wolfgang Gerok zu seinen Herausgebern. Von 1989 bis 1995 war er Mitglied im Senat der Max-Planck-Gesellschaft.

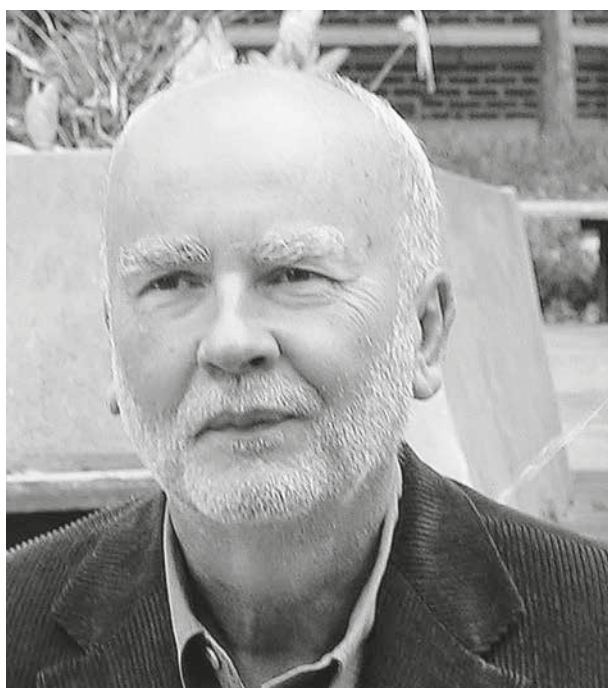
Für viele seiner Arbeiten ist Wolfgang Gerok mit einem Preis ausgezeichnet worden. Schon kurz nach der Habilitation hat die Deutsche Gesellschaft für Innere Medizin ihm den Theodor-Frerichs-Preis verliehen, die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina ehrte ihn mit der Cothenius-Medaille und die Jung-Stiftung für Wissenschaft und Forschung mit der Ernst-Jung-Medaille in Gold. Der

Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste wählte ihn 1992 zu seinem Mitglied.

Wolfgang Gerok war ein regelmäßiger Teilnehmer an den Tagungen des Ordens, der sich aus Altersgründen mit großem Bedauern 2019 verabschiedete, da er sich die Reisen nicht mehr zumuten konnte. Wir werden ihn sehr vermissen.

ADAM ZAGAJEWSKI

21. JUNI 1945 – 21. MÄRZ 2021



Gedenkworte für
ADAM ZAGAJEWSKI

von

Durs Grünbein

Das war ein trauriger Tag für die Poesie, als Adam Zagajewski, plötzlich und unerwartet und viel zu früh für seine Verehrer in aller Welt, starb. Es war ein Sonntag in Rom Ende März, als die Nachricht mich wie ein Stromschlag traf.

Das konnte nicht sein, das war inakzeptabel. Hatten wir uns nicht vor wenigen Wochen erst verabschiedet mit dem Versprechen, uns wiederzusehen, um den Gesprächsfaden demnächst wieder aufzunehmen? Das war in Warschau nach einer Preisverleihung mit anschließendem Abendessen. Ich erinnere mich an das Funkeln unter den buschigen Augenbrauen, das mir signalisierte: Alles ist gut, solange man einander liest und weiß, daß der andere da ist. So selten wie uns auch sahen, die Verbindung war nie gestört, man achtete aufeinander. Kein Graben, kulturell oder altersbedingt, man kam sofort in derselben Höhle zusammen, das konnte ein Restaurant sein oder ein Rundfunkstudio, und traf sich in den Pausen, wenn man allein war, *backstage*. Das Verbindende waren Legenden, die wir uns erzählten, Anekdoten aus dem Wolfsjahrhundert, dem zwanzigsten, es ging nur darum, wer den anderen mit einem Sarkasmus übertraf. Das Los der Dichter unter dem Druck der Konformität, der

kollektiven Ideologien in Ost und West, war oft unser Thema. Wir wußten, daß das nur wenige die Prüfung bestanden hatten, daß es nur wenige Einzelne waren, die bedingungslos ihrem Stern gefolgt waren. Das mörderische zwanzigste Jahrhundert hatte Millionen übel mitgespielt, nicht nur denen, die das Wort auf die Goldwaage legten, unseren Helden. Aber die Dichter, die Philosophen und ihre meist traurigen Biographien – Ossip Mandelstam, Simone Weil, Jakob van Hoddis, Marina Zwetajewa, um nur einige zu nennen, waren die Brücke, auf der wir uns trafen, eine Art Glienicker Brücke über den Fluß des Vergessens, auf der die Helden ausgetauscht wurden und endlich passieren konnten.

Die Linie unseres fortwährenden Dialoges verbindet Orte wie Berlin, Krakau, Turin, Neapel, New York oder ein Dorf in den Schweizer Bergen – Orte, an denen wir uns begegneten oder auch verfehlten, das hing mit den Veranstaltern zusammen. Adam Zagajewski war ein höflicher Mensch, er hätte nie eine eigene Hotelsuite gebucht, um die Nacht mit Freunden durchzumachen, so wie wir, die Jüngeren damals. Ich umgekehrt wäre gern dageigewesen in seinen Nächten mit Zbigniew Herbert, den er bis an das Sterbelager begleitete, zwei freie Geister. Aber die Wege des Ostens und die des Westens verliefen nun einmal getrennt, so sehr die Texte, die oft schneller reisten als ihre Autoren, die Eingeweihten unter den Lesern verbanden.

Unsere Begegnungen waren immer unvorhersehbar, geheimnisvoll wie die von Geheimagenten, die wußten, daß sie sich auf unsicherem, durch einen welthistorischen Zufall eben erst wiedergewonnenen Terrain bewegten.

Einmal trafen wir uns an einem sonnigen Septembertag in Berlin auf der Kantstraße, und es war, als hätten wir uns nie aus den Augen verloren. Dieses Sichtreibenlassen durch die geliebten Großstädte war etwas, woran wir einander erkannten, im Gedicht wie im Leben – die Existenzform von Eindruckssammlern, die ihr Schreiben aus Alltagsimpressionen sehr langsam, zeilenweise entwickelten und dabei wußten, daß sie eigentlich nirgendwohin gehörten. Daß sie so

gut wie nichts wissen und, nach einer These Adam Zagajewskis, als Dichter immer Vorsokratiker bleiben, Leute, die einzelne Metaphern notieren, mehr aber auch nicht. »Ich bin nur ein Tourist in der sichtbaren Welt«, heißt es bei ihm. »Einer von tausend Schatten, die durch / die großen Hallen der Flughäfen ziehen«.

Ich bin in der einzigartig mißlichen Situation, Worte zur Einführung eines neuen Ordenmitglieds zu sprechen, die zugleich Worte des Abschieds, der Trauer um einen Verstorbenen sind. So war das alles nicht gedacht, so hatten wir nicht gewettet: Daß eine Würdigungsrede sich in einen Nachruf verwandeln sollte.

Adam Zagajewski wurde in Lemberg geboren, 1945, kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, der Europas Landkarte für immer verändern sollte. Der Hitler-Stalin-Pakt und die damit geheim vereinbarte Besetzung Ostpolens 1939 hatte aus Lwów eine Stadt in der Ukrainischen Sowjetrepublik gemacht, damals als das große Länderverschachern begann. Nach Kriegsende wurde die polnischstämmige Bevölkerung aus der alten k. u. k. Hochburg vertrieben. So wurde auch er mit seinen Eltern deportiert, mit wenig mehr als was sie am Leib trugen, nach Gliwice ins ehemalige Oberschlesien, wo die einen Polnisch sprachen, die anderen Deutsch – »nur das Weinen war kosmopolitisch«, wie es in seinem Gedicht *Erde* heißt.

Nach Gleiwitz also, dorthin, wo der Krieg seinen Anfang nahm mit dem inszenierten Überfall auf einen deutschen Sender.

Das Rätsel der Herkunft war der Ausgangspunkt seiner lebenslangen Recherche, einer ganz eigensinnigen Suche nach der verlorenen Zeit, dem verheerten Raum. In seinen Gedichten fuhren die unterirdischen Züge noch immer durch das Jahrhundert, zeilenweise sammelte er die vergessenen Augenblicke. Über die harten Urteile der Völkergeographie hat er in seinen Essays und Gedichten oft meditiert, mit unendlicher Milde, ein Pole, den der Vielvölkerraum und die kurrenten Sprachen in ihm geprägt haben. Er sprach fließend Deutsch, sein bedachtes, sanft moduliertes Deutsch bleibt mir unvergeßlich, es klingt nach wie die Melodie eines besseren, freundlicheren Europa, das wir beide wollten.

Unter dieser besonderen Sprachenkonstellation (Polnisch, Russisch und Deutsch) aufgewachsen, konnte er übergangslos von Thomas Mann zu Ossip Mandelstam springen, von Mickiewicz und Lesmian zu Paul Celan. Daß er Psychologie und Philosophie studiert hat, ist seinen Versen anzumerken. Sie kommen immer wieder auf philosophische Grundfragen zurück.

Das sogenannte lyrische Ich, eine Instanz, die er gern ironisch quittierte, war sich dabei selbst immer analytisch auf der Spur, wurde eher in Nebensätzen abgehandelt, in Klammern gesetzt und tauchte nur auf, wenn es nötig war, um den Beobachterstandpunkt knapp zu markieren. »Ich sitze auf einer Bank am Ufer des trägen Flusses«. In dem Gedicht »Juli« heißt es weiter: »Die Seelen begegnen sich fast nie, / die Körper kämpfen im Schutz der Dunkelheit.«

Was er schrieb, war Gedankenlyrik, aber eine, die gesättigt war von genauen Details, den scheinbaren Nebensächlichkeiten und den zarten Momenten des Lebens. Manchmal steigerten sie sich zu einem nüchternen Rausch, konnten das Heraklitische Feuer eines Maigartens feiern.

Aber eigentlich war er mißtrauisch gegen jede Abstraktion, im permanenten Aufstand, einem höflichen Aufstand, gegen die großen Erzählungen. Sein Programm hat er, der allen programmatischen Verlautbarungen abhold war, einmal auf die vorsichtige Formel gebracht: »Mystik für Anfänger«. Typisch, daß ihn ein Zufall auf den Gedanken brachte. Ein Deutscher saß da in einem Städtchen in der Toskana auf einer Kaffeehausterrasse und las ein Buch mit besagtem Titel. Von da aus schwingt sich die Reflexion hinauf in den Himmel, im Stil eines Klavierimpromptus wie von Chopin, streift die Schwalben, die Reiher in den Reisfeldern, die Olivenbäume und kleinen Hügel, auch die Autobahn, und kommt zum Schluß auf das Beginnen zurück, die Situation des Studenten, die ihm vertraut war, den Einführungslehrgang und die Vorbereitungen zu einem Examen, das verschoben wurde, »auf später«.

Daran war seine Dichtung immer sofort erkennbar: Sie fing meistens am Nullpunkt an, gleichsam bei der Erschaffung der Welt, bei

der Kindheit oder der Stunde des Todes, am sokratischen Punkt des Nichtwissens. Es scheint, als sei Sokrates, der athenische Hüter der Vernunft, sein ständiger Begleiter gewesen. Dieser ewige Beginn, das Zurück zum Ausgangspunkt, verschaffte ihm die überraschendsten Einsichten. »Die Lebenden leben so leichtsinnig, so sorglos / daß die Verstorbenen nur noch staunen. / Sie lachen traurig und rufen: ach, Kinder, / wir waren genauso, genauso.«

Nie hat er sich wichtiger genommen als seine Mitmenschen, die Landschaften, in denen er unterwegs war, zu Fuß, wie es sich für einen Dichter gehört, die Objekte, an die sich seine Erinnerungen knüpften auf dem langen Weg zwischen Heimat und Exil. Aus dem *inbetween*, diesen Schwebezuständen zwischen Körper und Seele, Ich und Du, damals und heute, dem Diesseits und dem Jenseits, hat er seine ganz eigene Poetik entwickelt. Auf die Funken, die sich an den Übergangsstellen entzündeten, konnte man sich bei ihm verlassen. Er war dicht an der Vorstellung vom Elementargedicht, an dem man das ganze Leben lang schreibt. Den Stoff lieferten ihm Reisen, Gemälde, Musikstücke, aber auch Begegnungen mit Menschen und Büchern, die langen Nachmittage, in denen so gut wie nichts geschah. Und er wußte, wohin das alles führen würde, in irgendeine unbekannte Gedichtanthologie in der Zukunft, die einer durchblättert und erkennt: »Frühere Dichter lebten, sangen in mir.«

Zahlreich sind die großen und kleinen Offenbarungen in seinem Werk. Äußerlich Elegien, sind seine Gedichte vom Verlangen nach dem schönen Augenblick geprägt, den seltenen Momenten von Erleuchtung im mörderischen Marathon der Geschichte. Man hört eine Stimme, die sich wie in Briefform mitteilt, als wäre der Leser da draußen ein Intimus, den man seit langem kennt. Mit dieser Kühnheit einfachen Redens ist er ein würdiger Vertreter der polnischen Renaissance moderner Lyrik geworden, weltweit bekannt geworden mit Vertretern wie Czesław Miłosz, Zbigniew Herbert, Ewa Lipska und Wisława Szymborska, darunter zwei Nobelpreisträger. Kein Wunder, daß auch Adam Zagajewski, wie man hörte, zuletzt an der Stockholmer Börse notiert war.

Anfang der siebziger Jahre ist er einer der Dichter der sogenannten »Neuen Welle«, er mischt bei verschiedenen Zeitschriften mit. Als einer der Unterzeichner des »Briefes der 59« (1975) und Mitglied der KOR (Komitee zur Verteidigung der Arbeiter), einem Vorläufer der *Solidarność*, erhielt er bald Publikationsverbot. Das war seine Chance, die Geschichte hatte Größeres mit ihm vor. Von nun an gehörte er zu dem kleinen und noblen Zirkel derer, für die das Schreiben die einzige Heimat war. Er wurde zum Ausgestoßenen der Systeme, im Osten verfehmt, im Westen von keinem erwartet, ganz auf sich gestellt. Exilant, aber keiner derjenigen, die mit Blitzlichtgewittern empfangen wurden. Sein Fortgehen war im Westen von keinem Tremolo begleitet, wie es Solschenizyn und als letzter der Begnadeten Joseph Brodsky erlebt hatten. In Paris, Amsterdam, Venedig, in Europas mittelalterlichen Städten konnte er in Ruhe als Heimatloser über das Menschsein auf diesem Erdball der Vertriebenen nachdenken. Konnte sein Leben noch einmal beginnen, Migrant mit der Chance des Ausgesetztseins – jahrelang Gastprofessor in Houston, Texas. In dieser Zeit stellten sich für ihn die Weichen: Er verlegte sich auf das Gedichteschreiben, und daraus folgte alles weitere.

Die nächsten zwanzig Jahre verbringt er in Frankreich, gerät in Verbindung mit klassischen Vertretern der polnischen Emigration wie Józef Czapski und Jerzy Giedroyc um die Zeitschrift *Kultura*, er erlernt das Einmaleins des Widerstands gegen die Segnungen des Sowjet-Marxismus. Sein Hauptwerk entstand im Schatten des Kalten Krieges. Es sind Romane darunter, Essaybände, Tagebücher und Notizsammlungen, vor allem aber Gedichtbände, von denen manches uns in deutscher Auswahl zur Verfügung steht. Man muß ihn als Dichter lesen, da erkennt man ihn. Da trifft man einen, der den Versuch unternahm, einen Überblick zu gewinnen, als versprengter Einzelner, über die massenkulturell wirksamen Ideologien (Nationalismus, Faschismus, Stalinismus) und die im Widerstand scheiternde christliche Religion. Sein Rückzug ins Gedicht aber war in Wahrheit ein Vorstoß. Der Wiedergewinn einer Welt jenseits der Literatur und aller florierenden Theorien. Dichtung ist zugleich da und nicht da, sie ist nie selbstverständlich. In weiten Teilen der Gesellschaft geht

sie nur als Schatten umher, sie ist das schlechte Gewissen der Literatur, die in jederlei Schriftform in Massenauflagen gedeiht.

Adam Zagajewski aber war kein Dichter der Bitterkeit. Sein Grundton war die wohltemperierte Melancholie. Was in den meisten seiner Gedichte den Rhythmus bestimmt, als Zeilenanordnung den Atem reguliert, läßt sich am ehesten in musikalischer Vortragsbezeichnung fassen. Die Spannweite reicht von: *divoto* (andächtig, ergeben), *animato* (beseelt) bis zu *largo* (langsam und breit). Die Gedichte sind selten kurz, niemals übertrieben leidenschaftlich (*passionato*), immer hält eine Solostimme den Ton (*ostinato*) und immer bestimmt sie den Verlauf. Charakteristisch ist ein gewisser Nachhall (als hielte der Pianist die Pedale gedrückt), der aufhorchen ließ und dazu führte, daß man diese Gedichte wiederlesen wollte und dann wieder und wieder.

Ein feinsinniger Zeitgenosse war dieser Adam Zagajewski, ein Träumer, der den Blick lange halten konnte, und hellwach als Gesprächspartner, der seine Ansichten wie aus Pistolen schoß. So habe ich ihn erlebt – und finde es ungerecht, daß die Chance, ihn wiederzusehen nun vertan ist. Der Tod eines Menschen ist etwas, mit dem die Lebenden sich nie abfinden sollten. Hier war einer, den Sie gern begrüßt hätten in diesem Kreis. Er wird uns fehlen, das sage ich Ihnen, auch wenn die meisten von Ihnen ihn leider persönlich nie kennenlernen konnten.

Daß er selbst die Situation, in der wir nun sind, vorwegnahm, ist nur eine der vielen Pointen in seinem Werk. Eins der Gedichte aus seinem letzten Band *Asymmetrie* (der nun als Spätwerk dasteht) geht so. Achten sie einmal auf den weitausholenden, argumentierenden Satzbau, die zärtlichen Parenthesen.

DER TAG

»Der Tag, da die Nachricht kommt,
ein uns naher Mensch sei gestorben, ein Freund oder jemand, den
wir nicht kannten, aber von weitem bewunderten
– der erste Moment, die ersten Stunden: Er oder sie ist tot,
das scheint sicher, unausweichlich, vielleicht sogar
bewiesen, wir vertrauen (ungern) der Person, die uns am Telefon
informiert, verzweifelt, vielleicht auch dem gleichgültigen Spre-
cher
eines Radiosenders, doch wir können es nicht glauben,
um nichts in der Welt können wir es akzeptieren,
denn er ist noch nicht tot (für uns), ist keineswegs tot,
es gibt ihn (sie) nicht mehr, aber er ist noch nicht verschwunden
für immer, im Gegenteil, er ist, so scheint es, am stärksten
Punkt seiner Existenz, er wächst noch,
obwohl er verstummt ist, er triumphiert noch,
obwohl er verloren hat, verloren den Kampf – wogegen?
Gegen die Zeit? Gegen den Körper? Aber nein, er hat gesiegt,
hat die Erfüllung erreicht, die größtmögliche Erfüllung,
er ist so erfüllt, so groß, herrlich, daß er keinen Platz hat
im Leben, er sprengt die mürben Gefäße des Lebens,
er überragt die Lebenden, als wäre er aus einem anderen
Material gemacht, aus der härtesten Bronze,
und zugleich beginnen wir zu ahnen,
fürchten wir, können uns denken, wissen wir,
daß gleich die Stille kommt,
das hilflose Weinen.«

Adam Zagajewski (2014)

Durs Grünbein, Mai 2021

AUFNAHME NEUER MITGLIEDER
LAUDATIONES UND DANKESWORTE

Aushändigung des Ordenszeichens durch die Ordenskanzlerin

CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD an

KLAUS VON KLITZING, ALEIDA ASSMANN und JAN ASSMANN

bei der Festveranstaltung im Hotel InterContinental Berlin,
am 6. Juni 2021

ANTON ZEILINGER sprach die Laudatio auf KLAUS VON KLITZING

Verehrte Frau Ordenskanzlerin, sehr geehrte Damen und Herren,
lieber Herr von Klitzing.

In seiner Nobelpreisrede beginnt Klaus von Klitzing mit der Bemerkung, er hätte sich nie gedacht, dass der Widerspruch, den er zwischen Halbleiterforschung und dem Nobelpreis für Physik aufgelöst werden könne.

Er führt fort, dass es sich bei Halbleitern um sehr komplexe Systeme handelt, die in der Theorie häufig nur vereinfacht dargestellt werden. Es ist daher nicht leicht, fundamentale Entdeckungen zu machen. Trotzdem ist dies Klaus von Klitzing gelungen.

Klaus von Klitzing hat 1980, in einer Nacht, um zwei Uhr morgens, den Quanten-Hall-Effekt entdeckt. Ich erinnere mich gut daran, mit welcher Begeisterung ich damals seine Arbeit las. Sie wurde dann in Physics Letters publiziert.

Beim Hall-Effekt ändert sich der elektrische Widerstand einer Probe in Abhängigkeit von einem Magnetfeld, welches von außen verändert wird. Klaus von Klitzing entdeckte, dass, wenn man den Elektronen die Chance nimmt, sich frei nach allen Richtungen zu bewegen, indem man sie zwingt, in einer zweidimensionalen Ebene zu bleiben, diese nicht mehr einen beliebigen elektrischen Widerstand aufbringen können, sondern nur ein Vielfaches einer Zahl. Das ist die Quantisierung des Halleffektes.

Diese Quantisierung wird durch eine universelle Konstante beschrieben, die man vielleicht etwas vereinfacht darstellen kann. Sie enthält das Plancksche Wirkungsquantum h , eine quantenphysikalische Größe und die Einheit e der elektrischen Ladung. Diese universelle Konstante wird heute Von-Klitzing-Konstante genannt.

Ich kann die Bedeutung von universellen Konstanten nicht genug betonen. Wir haben in unserem gestrigen Vortrag von Reinhard Genzel zu schwarzen Löchern gehört, dass eine sehr bekannte universelle Konstante die Lichtgeschwindigkeit ist.

Eine ebenso wichtige universelle Konstante ist die Von-Klitzing-Konstante.

Universell werden diese Konstanten deshalb genannt, weil wir davon überzeugt sind, dass diese physikalischen Größen überall die gleichen sind. Auf der Erde, irgendwo im Kosmos, in der Zukunft, in der Vergangenheit, und so weiter und so fort. Es gibt nicht viele universelle Konstanten.

Diese Arbeit ist auch ein Ausgangspunkt für die Entwicklung der Nanoelektronik, die Elektronik jenseits der Mikroelektronik, die wir überall mit uns herumtragen, in unseren Mobiltelefonen und Tablets und so weiter. Diese besondere Bedeutung ist vielleicht auch daran erkennbar, dass auf dieser Arbeit, die mit einem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, ein weiterer Nobelpreis aufgebaut hat. Das ist etwas Besonderes. 1998 wurde der Nobelpreis für Physik für den fraktionalen Quanten-Hall-Effekt an Robert Laughlin, Horst Störmer und Daniel Tsui verliehen.

Klaus von Klitzing wurde 1943 in Schroda im Wartheland geboren.

Er entstammt einem alten mittelmärkischen Adelsgeschlecht. Sein Großvater war Präses der evangelischen Kirche in Polen.

1945 Flucht nach Westdeutschland, nach Niedersachsen.

In seiner Familie hat Herr von Klitzing, wie er selbst sagt, Sparsamkeit gelernt, Naturverbundenheit, den Sinn für Soziales und für Gemeinschaft.

Sein wissenschaftlicher Werdegang ist kurz erklärt. Diplom an der TU Braunschweig, dann Doktorat und Habilitation in Würzburg, 1980 Professur an der Technischen Universität München, 1985 Direktor am Max-Planck-Institut für Festkörperforschung in Stuttgart und Honorarprofessur an der Universität Stuttgart. Auslandsaufenthalte unter anderem in Oxford, in Grenoble am Hochfeld-Magnetlabor, am NIST Joint Quantum Institute Institut in College Park, Gaithersburg, USA.

Zahlreiche Preise, und ich bitte um Verzeihung, wenn meine Auswahl vielleicht zu subjektiv ist. Der erste Preis war der Schottky-Preis 1981. Der Nobelpreis ist übrigens einer der ersten Preise auf der Liste, was ungewöhnlich ist. Meistens kommen erst viele andere Preise in den Lebensläufen, und dann erst der Nobelpreis. Das ist schon auch etwas sehr Besonderes. Ich erwähne den Bayrischen Maximiliansorden, das Österreichische Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst, die österreichische Schwesterninstitution zum Orden Pour le mérite. Zahllose Mitgliedschaften in Akademien, auch hier beispielhaft die Nationale Akademie der Wissenschaften der USA, die russische Akademie, die päpstliche Akademie, die Royal Society. Zahlreiche Ehrendokorate, wobei es ein Prinzip von Klaus von Klitzing ist, pro Land nur ein Ehrendoktorat anzunehmen.

Eine etwas humorige Geschichte, die einem Zeitungsartikel entnommen habe. Es gibt viele Straßen, die nach Klaus von Klitzing benannt sind. Häufig wird er gar nicht um Einverständnis gebeten. Als er einmal nachfragte, kam ganz verblüfft die Antwort: »Wir wussten gar nicht, dass Sie noch am Leben sind.« Das war in Potsdam.

Ich möchte auch betonen, dass Klaus von Klitzing in der Nachwuchsförderung sehr aktiv ist. Ich habe ihn selbst schon in dieser Rolle

erlebt, wie er die Begeisterung und die Neugier an die nächste Generation weitergibt, beziehungsweise deren Begeisterung und Neugier aufgreift, ermuntert und ermutigt. Es gibt auch einen Klaus-von-Klitzing-Preis, der für engagierte Lehrer in den Naturwissenschaften vergeben wird.

Klaus von Klitzing ist in die Geschichte der Naturwissenschaften für immer durch seine Konstante eingeschrieben. Er ist aber auch dadurch verewigt, dass viele seiner Schüler auf dem von ihm gegründeten Gebiet und darüber hinaus arbeiten.

Ich darf Sie nun bitten, auf die Bühne zu kommen und den Orden entgegenzunehmen.

KLAUS VON KLITZING dankte mit folgenden Worten:

Verehrte An- und Abwesende,

ich vermute, diese Begrüßungsrede ist nicht üblich bei einer Festveranstaltung des Ordens *Pour le mérite*, einem Orden, der unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten steht. Aber zurzeit ist nichts normal, die Pandemie hat im letzten Jahr sogar zur Absage der Festveranstaltung geführt, und so konnte ich zwei Jahre lang die Vorfreude genießen, heute nun offiziell in den Orden aufgenommen zu werden. Ein großer Tag!

Aber schon das Entscheidungsjahr für meine Zuwahl, 2019 war ein besonderes Ereignis, es war das Jubiläumsjahr zum 250. Geburtstag von Alexander von Humboldt, der bei der Gründung des Ordens eine entscheidende Rolle spielte. Da ich auf Einladung der Alexander-von-Humboldt Stiftung die Gelegenheit erhielt, auf den Spuren von Alexander von Humboldt eine Vortragsreise durch die Karibik zu machen, habe ich mich schon vor der Wahl in den Orden ausführlich mit diesem außergewöhnlichen Naturforscher beschäftigt. Er ist ein Vorbild für mich, insbesondere seine Weltoffenheit, seine Liebe zur Natur und seine Passion für Präzisionsmessungen. Bei diesen Vorbereitungen ist mir auch der Orden *Pour le mérite* aufgefallen und

die Tätigkeit von Alexander von Humboldt als erster Ordenskanzler, ich hatte jedoch nie daran gedacht, einmal diesem ausgewählten Kreis anzugehören.

Aber zurück zu meinen Begrüßungsworten: Ich muss zugeben, schon ein früheres Mitglied des Ordens, der Physiker Albert Einstein hat die Begrüßungsformel »Verehrte An- und Abwesende« hier in Berlin bei einem anderen Anlass gewählt, bei der Eröffnung der Funkausstellung 1930, wo Einstein auf die Bedeutung der Grundlagenforschung hinwies. Damals war der Rundfunk neu, heute sind Videokonferenzen üblich, und auch diese Festveranstaltung wird elektronisch übertragen. Da ich nicht weiß, wer alles zugeschaltet ist, möchte ich meine Begrüßung »Verehrte Abwesende« wiederholen und von den Anwesenden doch noch unsere Ordenskanzlerin, Frau Nüsslein-Volhard, und insbesondere den Laudator, Anton Zeilinger, namentlich begrüßen.

Was soll man bei einer Dankesrede sagen? Natürlich nichts Negatives, auch wenn man ehrlicherweise herausstellen müsste, dass der Laudator sehr selektiv nur die positiven Aspekte in meinem Leben herausgestellt hat und dieses nicht die ganze Wahrheit sein kann. Trotzdem genießt man den Erfolg, sonnt sich gerne im Lob, auch wenn das nicht der Sinn des Lebens ist. Ich sehe das als Ansporn an, weiter engagiert zu bleiben. Herzlichen Dank, Herr Zeilinger, für die Rede.

Danken möchte ich zusätzlich allen Mitgliedern des Ordens, die mich gewählt und aufgenommen haben. Mein Arbeitsgebiet und Hobby, die naturwissenschaftliche Forschung und insbesondere die Quantenphysik, gehört nicht zum Spezialwissen der meisten Mitglieder des Ordens, und es gehört schon Mut und Vertrauen dazu, jemanden in den Orden aufzunehmen, den man wenig in Rundfunk und Fernsehen sieht, sondern hauptsächlich in Fachkreisen kennt. Ich habe jedoch Glück gehabt in meiner Forschung, so dass es auch für Außenstehende erkennbar war, dass ich sehr wahrscheinlich die wichtigste Voraussetzung für eine Aufnahme in den Orden erfülle. Von Beginn an stand in der Satzung des Ordens, dass Mitglieder des Ordens nur Frauen und Männer werden können, die durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in der Wissenschaft oder in der Kunst einen ausgezeichneten Namen erworben haben. Diese

Anerkennung habe ich durch die international eingeführte von-Klitzing-Konstante erhalten, vielleicht die höchste Auszeichnung für einen Wissenschaftler, da Konstanten die Eigenschaft haben, zeitlos und unsterblich zu sein.

Den Erfolg in meiner Forschung habe ich insbesondere der Möglichkeit zu verdanken, erkenntnisgetriebene Forschung zu machen und eigenverantwortlich die Forschungsschwerpunkte selbst zu bestimmen. Gerade die Max-Planck-Gesellschaft bietet solche Möglichkeiten. Wenn ich in der Öffentlichkeit auftrete, dann versuche ich, für die Freiheit der Forschung und insbesondere für die Grundlagenforschung zu werben. Die durch unser Grundgesetz gewährte Freiheit für Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre ist zwar in Deutschland geschützt, aber global gesehen in Gefahr. Ich hatte mir vor einigen Jahren nicht vorstellen können, dass Wissenschaftler für einen March for Science auf die Straße gehen, um gegen alternative Fakten zu kämpfen. Gerade während der Pandemie haben Wissenschaftler zwar viel Anerkennung erhalten, aber auch Anfeindungen sind extremer geworden. Fakten können jedoch nicht interpretiert oder undefiniert werden, und wir müssen weiter für die Wahrheit kämpfen.

Soziale Medien, die Verbreitung von Verschwörungstheorien und der wachsende Einfluss von Lobbyisten erzeugen Instabilitäten, die auch die Wissenschaft berühren und es den Mitbürgern erschweren, Informationen richtig zu bewerten. Ich freue mich auf einen fruchtbaren Austausch innerhalb des Ordens, denn gerade hier trifft man Persönlichkeiten, die durch selbstständige Arbeit unsere Welt prägen und Erfahrungen haben, die einem die Suche nach Wahrheit und Erkenntnis erleichtern. Es ist eine Ehre für mich, dass ich in diesem Kreis mitwirken darf.

Vielen Dank!

LORRAINE DASTON sprach die Laudatio auf ALEIDA ASSMANN

Es war nie einfach, Aleida Assmann zu klassifizieren. Weder ihr Werk noch ihre Person passt in die üblichen wissenschaftlichen Kategorien. Promovierte Anglistin, promovierte Ägyptologin, scharfsinnige Kulturhistorikerin, couragierte Gesellschaftskritikerin und Theoretikerin der Erinnerung und des Vergessens, Aleida Assmann hat die Grenzen zwischen Fächern und Disziplinen nie geachtet. Genauso wenig hat sie die herrschenden *bien pensants* der politischen Meinungen geachtet. Sie hat unbequeme Themen wie verschollene und verdrängte Erfahrungen der deutschen Geschichte zu ihren eigenen gemacht; erst neulich hat sie das halb verbotene Thema des deutschen Nationalstaats mutig angefasst.

Obwohl bestimmte Themen in ihren zahlreichen Büchern immer wieder auftauchen – vor allem das kollektive Gedächtnis, aber auch gezielte Aufmerksamkeit und (mindestens so wichtig) gezielte Unaufmerksamkeit, Generationeneffekte und unterschiedliche Zeitregime – schaut Aleida Assmann immer nach vorne. Sie ist die Beobachterin, die die neuesten Gefühle und Gedanken der zeitgenössischen Kultur als Erste identifiziert und nennt, längst bevor wir Wörter dafür erfunden haben. Sie ist ein beweglicher Geist, immer mehrere Schritte voraus in ihren Beobachtungen und Analysen davon, wie wir jetzt denken und leben. Man könnte sagen, Aleida Assmann bleibt nie stehen. Aber sie würde wahrscheinlich mit einem Wittgenstein-Zitat erwidern: »Wo andere weitergehen, dort bleibe ich stehen.«

Geboren in 1947 in der Nähe von Bielefeld, wuchs Aleida Assmann als Tochter des Neutestamentlers Günther Bornkamm und der Theologin Elisabeth Zinn Bornkamm in Heidelberg auf. Beide Eltern waren entschiedene Gegner des Nazi-Regimes, ein Erbe, das ihre Tochter lebenslang prägte. In Heidelberg und Tübingen promovierte sie 1977 in Anglistik beziehungsweise Ägyptologie; kurz nach ihrer Habilitation 1992 folgte sie einem Ruf auf den Lehrstuhl für Anglistik

und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz, wo ihre jahrzehntelangen Verdienste als Forscherin und Lehrerin wesentlich zu dem internationalen Ruhm dieser damals jungen Universität beigetragen haben.

Eine Reihe von bahnbrechenden Büchern zu den verschiedensten Aspekten von kollektivem Gedächtnis und Erinnerungskulturen folgte. Unter anderen: *Zeit und Tradition. Kulturelle Strategien der Dauer* (1999), *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses* (2011), *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik* (2006 und weitere Editionen) und *Ist die Zeit aus den Fugen? Aufstieg und Fall des Zeitregimes der Moderne* (2013). Mit diesen Büchern hat sie Erinnerungskultur als Forschungsfeld erfunden. Und nicht nur im deutschsprachigen Raum, obwohl sie immer wieder zum Thema kollektives Gedächtnis in Deutschland nach 1945 zurückkehrte. Wie ich von Studierenden in Princeton, Cambridge, Paris, Chicago sowie Berlin immer wieder höre, war und bleibt Aleida Assmanns Konzeptualisierung von Erinnerungskulturen eine Inspiration für die neueste Generation von Forscherinnen und Forschern in den Kulturwissenschaften.

Dass ihre Arbeiten insbesondere von dieser Generation eifrig gelesen werden, ist gerade passend. Aleida Assmann wurde immer hellhörig, wenn die Generationen innerhalb einer Familie oder Universität oder Gesellschaft miteinander redeten – und erst recht, wenn sie aneinander vorbei redeten. Es ist kennzeichnend für ihre Arbeit, dass eine tiefsinnige Analyse eines breiten kulturellen Phänomens mit einer persönlichen Anekdote von einem solchen misslungenen Gespräch unter Generationen anfängt. Ein Beispiel aus ihrem Buch *Ist die Zeit aus den Fugen?*: Konversationen mit Angehörigen der Generation ihrer Lehrer (also circa Jahrgang 1926) in den 1980er Jahren darüber, ob und wann und wie die rosige Zukunft der Modernisierungstheorien ihren Glanz verloren habe, führten zu einer gegenseitigen Verfremdung. Assmanns Fazit dazu: »Kulturelle Wenden sind keine Sache abstrakter Einschnitte, sondern schlagen bis auf die Ebene

individueller Lebenserfahrung und persönlicher Weltdeutung durch. [...] Da ihre Zukunftsorientierung offenbar mit den Prämissen der Gedächtnisforschung unvereinbar war, stieß ich damit bei meinen akademischen Lehrern immer wieder auf einen erstaunlich starken emotionalen Widerstand.« (17)

Es ist auch charakteristisch für Aleida Assmann, dass sie diesen emotionalen Widerstand nicht als vernichtende Kritik, sondern als ein wichtiges Datum wahrnahm, genauso wie sie Bemerkungen und Beobachtungen von Baudelaire, Max Weber, Tolstoi, Heinrich Böll, Bernard von Chartres, Virginia Woolf, Robert Merton, Shakespeare – und auch der heutigen Zeitung – als Daten sammelt. Sie ist beeindruckend belesen, aber kein Quellen-Snob. Ihr Ziel ist die Kulturdiagnostik, und alle möglichen Indizien, egal welcher Art, sind ihr recht.

Aleida Assmann hat sich nie gescheut, kontroverse Themen anzupacken. In ihrem Buch *Der lange Schatten der Vergangenheit* (neueste Ausgabe 2018) setzt sie sich mit dem deutschen Opfernarrativ des Zweiten Weltkriegs und den polemischen Versuchen seit den 1990er Jahren, Leid und Schuld gegeneinander abzuspielen, auseinander. Wie immer ist ihre Haltung dazu kritisch, nuanciert, realistisch, aber auch hoffnungsvoll. Sie hält nichts von Tabuisierung von schwierigen Themen wie deutschen Opfernarrativen oder deutschem Nationalismus. Aber sie hält viel von den Normen, die solche Diskussionen leiten sollen. Wie sie schreibt: »Nicht die Erinnerungen sind schädlich, sondern die Argumente, die mit ihnen verbunden werden. Gegenüber revisionistischen Positionen, die darauf angelegt sind, die Positionen von Schuld und Unschuld auszutauschen, sind klare Grenzen zu ziehen.« (189)

Wir Historiker – hier spreche ich für mein eigenes Fach – haben uns mit dem Mythos immer schwergetan. Seit Thukydides haben wir die Macht des Mythos geleugnet und gefürchtet. Die Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist es, Mythos und Tatsachen sauber auseinanderzuhalten. Aleida Assmann respektiert die Tatsachen. Aber

sie versteht auch, dass Tatsachen ohne Mythen bedeutungslos sind, genauso wie Mythen ohne Tatsachen leer sind. Ihre Arbeit über Erinnerungskultur und Geschichtspolitik zeigt, wie eng diese uralten Feinde, Mythos und Geschichte, miteinander verwoben sind.

Aleida Assmann ist eine begehrte Gastprofessorin und Fellow an den renommiertesten Universitäten und Institutes for Advanced Study der Welt, vom Getty Center in Los Angeles zum Wissenschaftskolleg zu Berlin, von der Universität Wien bis zur Yale University. Sie ist auch eine vielgekrönte Preisträgerin; der Zeit wegen erwähne ich nur einige von diesen Auszeichnungen: den Max-Planck Forschungspreis (2009), den Heineken-Preis für Geschichte (2014) und den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels (2018), den sie gemeinsam mit ihrem Mann Jan Assmann erhielt. Sie ist, ohne jegliche Frage, *une grande dame* der Wissenschaft und auch der Kulturkritik.

Aber sie hat sich nie wie eine *grande dame* verhalten. Jeder, der die Freude hatte, Aleida Assmann als Vortragsgast oder Konferenzteilnehmerin oder sogar Kommissionsmitglied zu erleben, wird ein ganz anderes Bild von ihr haben. Ja, klug, konzentriert, brilliant und glasklar. Aber auch neugierig, nachfragend, immer interessiert an den Fragen und Beiträgen von anderen. Ich habe schon erwähnt, dass die Aufmerksamkeit ein immer wiederkehrendes Thema in ihrer Arbeit ist. Aber die Aufmerksamkeit ist mehr als ein Gegenstand der Untersuchung bei ihr: Sie ist ein Wert, eine Praxis, sogar eine Grundhaltung. Mit ihrer Arbeit, aber auch mit ihrer Person verkörpert Aleida Assmann die feinste Art wissenschaftlicher Aufmerksamkeit.

ALEIDA ASSMANN dankte mit folgenden Worten:

Lorraine Daston ist für mich ein großes Vorbild und glücklicherweise auch eine Freundin und langjährige Weggefährtin. Sie heute als Leserin meiner Texte zu erleben, mit so klugem Verständnis für die Fragen, die mich umtreiben, und empathischer Aufmerksamkeit

für die Denkbewegungen, die daraus entstehen, ist für mich ein einmaliges Erlebnis. Ich bin reich beschenkt!

Bei meiner Selbstvorstellung vor zwei Tagen ist der Dank etwas einsilbig ausgefallen, denn der Anlass hatte mir ja die Sprache verschlagen. Ich freue mich, dass ich diesem Dank jetzt noch ein paar Silben widmen darf!

Mein Dank ist ein doppelter. Das hängt mit den beiden Bedeutungen des Wortes ›Orden‹ zusammen. Ich danke für den Orden, den ich in Ihrer Runde fortan um den Hals tragen darf, und ich danke für den Orden, in den ich aufgenommen wurde. Für diesen Orden braucht man glücklicherweise keine bestimmte Tracht oder gar Uniform, denn er wurde, wie wir gerade in dem historischen Rückblick der Kanzlerin gehört haben, als »eine freie Vereinigung von Künstlern und Wissenschaftlern« gegründet. Wie schön, dass es ihn immer noch gibt, und welche Freude, dazuzugehören!

Mein Dank ist auch deshalb wortreicher, weil ich inzwischen zwei Tage in Ihrer Runde verbringen durfte und damit eine sehr viel genauere Anschauung von Ihrem Ordensleben gewinnen konnte. Ich bin animiert von geistigen und leiblichen Genüssen und trunken von der wunderbaren Partita von Bach, die wir gerade gehört haben. Nach 16 Monaten Corona-Entbehungen sind diese persönlichen Begegnungen, Gespräche und Tafelrunden im Präsenzmodus ein umwerfendes Erlebnis, ein wahres Fest der langsam wiederauflebenden Sinne.

Vom Orden, in den ich aufgenommen wurde, komme ich noch einmal auf den Orden zurück, den ich um den Hals tragen darf. Ich habe erfahren, dass auf der Rückseite die Namen der früheren Trägerinnen eingraviert sind. Das hat mich sehr berührt. Dieser Orden ist nicht nur eine Auszeichnung, sondern auch ein Symbol unserer Endlichkeit. Wir geben ihn zurück, denn wir folgen anderen und uns werden andere folgen. Damit ist er aber zugleich auch ein Symbol für das

kulturelle Gedächtnis. Wir treten mit dem Orden in eine persönliche Erinnerungsgemeinschaft ein und stehen immer schon, ganz individuell, auf den Schultern von Riesen.

HERMANN PARZINGER sprach die Laudatio auf JAN ASSMANN

Die äußeren Stationen des Gelehrtenlebens von Jan Assmann sind schnell erzählt: Studium der Ägyptologie, Klassischen Archäologie und Gräzistik in München, Heidelberg, Paris und Göttingen, 1965 die Promotion mit einer Arbeit über liturgische Sonnenhymnen und danach Mitarbeiter am Deutschen Archäologischen Institut Kairo mit epigrafisch-archäologischer Feldarbeit in ramessidischen Beamtengräbern in Theben-West. 1971 die Habilitation in Heidelberg mit einer Arbeit über das Grab eines Beamten der Spätzeit. 1976 wurde Assmann auf den Lehrstuhl für Ägyptologie an der Universität Heidelberg berufen, den er rekordverdächtige 28 Jahre innehatte. Seit seiner Emeritierung 2003 lehrt er als Honorarprofessor für Kulturwissenschaften an der Universität Konstanz

Jan Assmanns eindrucksvolles wissenschaftliches Oeuvre wurde vielfach gewürdigt und ausgezeichnet. Dazu zählen Ehrendoktorwürden, Gastprofessuren in Paris, Yale, Jerusalem usw., Mitgliedschaften in renommierten in- und ausländischen Akademien und zahlreiche Preise. Besonders hervorheben möchte ich unter diesen den Deutschen Historiker-Preis 1998, eine Auszeichnung, die Altertumswissenschaftlern nicht allzu oft zuteil wird. Zuletzt sind 2017 der Balzan-Preis und 2018 der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels hinzugekommen, beide wurde ihm gemeinsam mit seiner Frau Aleida Assmann verliehen.

Bemerkenswert ist der innere Weg des Gelehrten: führend in seiner Disziplin, der philologischen und archäologischen Ägyptologie, danach aber weiter ausgreifend in der Überzeugung, dass Themen, die in Altägypten verankert sind, in ihrer ganzen kulturgeschichtlichen Dimension nur wirklich umfassend begreifbar werden können, wenn wir sie diachron und komparativ betrachten. Das gilt für Phänomene

wie Tod und Totenrituale, aber auch für kulturelles Gedächtnis und Erinnerungskultur oder den Monotheismus. Die rasante Wissens- und Buchproduktion Jan Assmanns ist atemberaubend, am Ende steht ein monumentales Oeuvre, das kontinuierlich weiterwächst. Assmann kommt aus einer ägyptologischen Schule, die vorwiegend mit Texten arbeitet. Die Erkenntnis erreicht jedoch nur dann eine neue Dimension, wenn textliche und archäologische Quellen in Einklang gebracht werden. Assmann brachte es einmal sehr klar auf den Punkt: »Nicht nur die Schriften reden, auch die Steine sprechen«. Sein Erkenntnisfeld ist die gesamte Breite der Kultur, Religion, Geschichte und Politik Altägyptens. Wer so umfassend denkt, für den ist es dann nicht mehr weit zu größeren, übergreifenden Fragen: Wie verstehen wir eine alte Kultur? Wie vergleichen wir eine Kultur mit anderen? Wie ordnen wir frühere Kulturen in unser Gedächtnis ein? Jan Assmann hat diese Fragen so meisterhaft beantwortet, dass manche sagen, er habe sich damit gegenüber der Ägyptologie emanzipiert.

Drei große Themen aus dem so ungemein vielfältigen Schaffen Assmanns möchte ich kurz berühren: das kulturelle Gedächtnis, die Mosaische Unterscheidung und der Monotheismus sowie Altägypten und die europäische Musik der Neuzeit.

Jan und Aleida Assmann prägten den Begriff des kulturellen Gedächtnisses, ihnen gebührt das wissenschaftliche Urheberrecht darauf. Es geht dabei um die Weitergabe gesammelten kulturellen Wissen über Generationen hinweg. Und dieses Wissen bestimmt Zeit- und Geschichtsbewusstsein einer Gesellschaft. In seinem Buch *Das kulturelle Gedächtnis* von 1992 beleuchtet er die Wechselbeziehungen von Schrift, Erinnerung und politischer Identität und geht der Frage nach, wie in verschiedene Medien wie Bauwerken oder Schrift überlieferte Zeugnisse der Vergangenheit durch Ritualisierung oder Kanonisierung Sinn und kollektive Identität stiften konnten, und zwar anhand von vier großen Fallstudien: Ägypten, Israel, Babylonien und Griechenland. Mit dem Beginn der Schrift vollzog sich dort ein jeweils entscheidender weltgeschichtlicher Schritt in Neuland. Diese fundamentale neue

Erkenntnis wirkte weit über die altertumskundliche Fachwissenschaft hinaus.

Ein weiteres zentrales Thema Assmanns ist der Monotheismus. In seinem 2003 erschienenen Buch *Die Mosaische Unterscheidung oder der Preis des Monotheismus* greift er die Unterscheidung zwischen dem wahren Gott und den unwahren Göttern auf, die Ablösung der vielen Götter durch den einen Gott. Der ersten monotheistischen Religion verhalf Echnaton im Amarna des 14. Jahrhunderts v. Chr. zum Durchbruch. Der Weg führte dann weiter über Moses bis Christus und Mohammed. Doch dahinter steht selbstredend keine monokausale Entwicklung, sondern jede Religion muss in ihrem spezifischen historischen Kontext gesehen werden.

Mit Recht verweist Assmann darauf, dass die Wendung zum Monotheismus ein neues Gewaltpotential der Religionen freigesetzt hat. Ein Gott kann keinen Gott neben sich dulden, der Wahrheitsanspruch einer Religion schließt Toleranz gegenüber anderen Religionen per se aus, was Kreuzzug und Dschihad zur Folge hatte. Es gibt einen unbestreitbaren immanenten Zusammenhang zwischen Monotheismus und Gewalt, doch diese Erkenntnis schlug nach Erscheinen des Buches hohe Wellen und führte zu der etwas provokativen Frage: Müssen wir wieder Polytheisten werden, um tolerant zu sein?

Zuletzt möchte ich auf das Themenfeld Ägypten und die europäische Musik der Neuzeit eingehen: Faszinierend ist Assmanns Interesse für Musik, beindruckend sind seine weitreichenden Kenntnisse, die der Musikwissenschaft völlig neue Perspektiven eröffnen. Mehrfach publiziert er zu Mozarts Oper »Zauberflöte« und interpretiert die Handlung als Mysterienreise. Assmann begreift diese Oper als eine Mischung aus Initiationsritual und Liebesroman. Ein Rezensent schrieb dazu: »ein methodisches und sprachliches Meisterstück«.

Im Beethoven-Jahr 2020 lässt Assmann eine Monografie zu Beethoven und seiner »Missa Solemnis« folgen. Dabei schlägt er einen eindrucksvollen Bogen vom letzten Abendmahl über Gedächtnisfeiern früher Christen bis zur Entstehung fester liturgischer Formen. Für ihn handelt es sich dabei um die erste Messkomposition, die sich vom liturgischen Rahmen emanzipiert hat. Beethoven gelang dabei – so

Assmann – die perfekte Vereinigung von persönlicher Gottsuche und wahrer Kirchenmusik.

Jan Assmann versteht es, dem Leser komplizierte Gedankengänge nahezubringen, ohne die Sachverhalte zu vereinfachen. Sprache ist bei ihm kein Palisadenzaun der Abgrenzung, sondern ein Mittel der Verständigung. Unvergessen ist für mich ein Satz von ihm im Hinblick auf die ägyptischen Pyramiden: »[D]ie Botschaft dieser Steine ist ein einziger Protest gegen den Tod und der wohl grandioseste Versuch seiner Überwindung, den die Menschheit je unternommen hat ...«.

Nur wenige Altertumswissenschaftler wirken so nachhaltig und prägend über ihr eigenes Fachgebiet hinaus. Jan Assmann hat uns Alt-ägypten so sehr nahegebracht, dass es inzwischen irgendwie auch Teil unseres kulturellen Gedächtnisses geworden ist. Er hat der kulturwissenschaftlichen Forschung neue Wege gewiesen und dabei auch wichtige Debatten zu kulturellen und religiösen Konflikten unserer Zeit angestoßen. Willkommen im Orden Pour le mérite!

JAN ASSMANN dankte mit folgenden Worten:

Verehrte Frau Kanzlerin, liebe Janni, lieber verehrter Herr Parzinger, liebe Ordensgemeinschaft,

mit der Verleihung des Ordenszeichens haben Sie meine Aufnahme in Ihre wunderbare Gemeinschaft besiegelt, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für diese hohe Auszeichnung. Besonders danken möchte ich zunächst meinem verehrten und bewunderten Kollegen Hermann Parzinger, dessen großzügige, einfühlsame, weit ausgreifende Laudatio mir das Rätsel lösen hilft, wofür ich diesen Orden erhalten habe. Ich nehme das Bild, das Sie, lieber Herr Parzinger, von mir gezeichnet haben, als ein Vor-Bild und eine Verantwortung, ihm zu entsprechen, so wie es die englische Wendung »to live up to« so treffend ausdrückt – ein Bild, »zu ihm aufzuleben«. Ihr Bild hat mir auch vor Augen geführt, wie viel ich meinem Fach, der Ägyptologie,

verdanke. Die Ägyptologie hat es geschafft, allen Spezialisierungstendenzen zu widerstehen und sich nicht in Archäologie, Philologie und Geschichte aufzuspalten. So ist man als Ägyptologe gezwungen, zumindest in der Lehre die altägyptische Kultur in all ihren Aspekten, Archäologie, Architektur, Kunstgeschichte, Literatur, Sprache, Geschichte, Religion, Recht, Wirtschaft im Blick zu behalten und wird dadurch ganz natürlicherweise zum Kulturwissenschaftler erzogen. Nur die Musik hat in meinem Fall einen anderen Ausgangspunkt. Das Besondere Ihres Ordens ist, dass es sich nicht nur um eine Insignie handelt, die man sich anlegen kann, sondern auch um eine Gemeinschaft, in die man aufgenommen wird. So schön die Insignie ist, die mir immer als der ästhetisch ansprechendste Orden erschien, weder Kreuz noch Stern, sondern ein Kreis, das Symbol der Gemeinschaft, mit den Krönchen außen und dem Adler innen, so ist es doch der zweite Aspekt, der mich mit einem besonderen Gefühl von Glück und Dankbarkeit erfüllt: das Glück, aufgenommen zu werden, dazugehören zu dürfen. Wenn ich diesem Gefühl nachspüre, frage ich mich, ob es sich da vielleicht um ein menschliches Grundbedürfnis handelt. In den ägyptischen Totentexten spielt es eine auffallend große Rolle. Die Ägypter hatten große Angst vor Vereinsamung, im Leben, aber natürlich vor allem im Tode. Die Todeswelt erschien ihnen als ein sozialer Raum, in dem einen niemand kennt. So heißt es in den Texten, mit denen sie sich für das Totenreich ausstatteten, immer wieder: »šesep-ui, inek wa im-čen« – nehmt mich auf, ich bin einer von euch! So haben Sie mich aufgenommen in Ihre Gemeinschaft – und in was für eine Gemeinschaft! In der Natur- und Geisteswissenschaften und Künste vereinigt sind. Der Astrophysiker Reinhard Genzel sprach über schwarze Löcher, der Musikwissenschaftler Christoph Wolff führte durch die Notenhandschriften der Staatsbibliothek, der Dichter Durs Grünbein las und sprach über Hölderlin-Gedichte, die Fotografin Barbara Klemm zeigte ihre Bilder von Hölderlin-Orten und jetzt hörten wir, noch ganz ergriffen von der emotionalen Wucht des Stücks und der Darbietung, Antje Weithaas mit der Partita d-Moll von Johann Sebastian Bach mit der unheuren Chaconne.

Zwei Tage durften wir in Ihrem Kreis verbringen und dessen *spirit* und freundschaftliche Atmosphäre kennenlernen. Wir waren sogar bei der Diskussion neuer Vorschläge dabei und bekamen einen Eindruck von den Hürden, die ein Vorschlag nehmen muss. Wie konnten wir das jemals schaffen? Ich sage »wir«, weil Sie ja auch Aleida Assmann in Ihren Kreis aufgenommen haben, was meine Dankbarkeit und meine Freude verdoppelt. Neuerdings gibt es ja ein Wort für das, was Sie uns in so überwältigender Weise entgegengebracht haben: »Willkommenskultur«. Dafür danke ich Ihnen von ganzem Herzen.

VIDEOBOTSCHAFT VON BUNDESPRÄSIDENT
FRANK-WALTER STEINMEIER
ANLÄSSLICH DER FRÜHJAHRSTAGUNG DES
ORDENS POUR LE MÉRITE

6. JUNI 2021

Verehrte Mitglieder des Ordens Pour le mérite,

ich grüße Sie alle sehr herzlich hier aus dem Schloss Bellevue. Ich grüße diejenigen, die sich versammelt haben, um nicht-digital Ihre Kapitelsitzung abzuhalten, und ich grüße die, die sich per Video zugeschaltet haben, besonders die aus dem Ausland.

Alle sind von der Pandemie betroffen. Und so kann auch diese Tagung leider nicht wie gewohnt stattfinden, also besonders mit der öffentlichen Sitzung und mit der Zusammenkunft, die uns allen immer viel bedeutet. Gerade wegen der Möglichkeiten zu einem spontanen und interessanten Austausch, der sich dabei immer ergibt.

Dem Orden gehören seit seiner Gründung herausragende Vertreter sowohl der Geistes- und Naturwissenschaften wie auch der Künste an. In diesen Bereichen, in Wissenschaft und Kunst, sind Sie zu Hause.

Aber das sind für die Sie keine Elfenbeintürme, in denen Sie es sich wohllich einrichten.

Denn gerade Sie, die Mitglieder dieses Ordens, begreifen Wissenschaft und Kunst als öffentliche Aufgabe, öffentliche Verpflichtung. Und so ist die Mischung, die dieser besondere Orden darstellt, nicht nur durch die individuelle Exzellenz seiner einzelnen Mitglieder geprägt, sondern auch durch die Bereitschaft zu öffentlicher Wirkung und öffentlicher Verantwortung.

In diesen so besonderen Zeiten der Pandemie sind Wissenschaft und Kunst auch neu in den Blickpunkt gekommen, beide auf sehr unterschiedliche Weise.

In bisher selten, vielleicht noch nie dagewesener Form ist die Wissenschaft zu einem Faktor des öffentlichen Lebens geworden. Wissenschaftler, die sonst in Laboren, Seminaren oder Vorlesungssälen der Forschung und Lehre dienen, sind in bedeutender Zahl gefragte, ja unersetzliche Partner der politischen Entscheidungsträger geworden, und auch öffentlich bekannte Personen. Manchmal hat sich sogar der Eindruck ergeben, es seien eigentlich Wissenschaftler, die politische Entscheidung nicht nur maßgeblich beeinflussen, sondern geradezu selber treffen. Das ist natürlich nicht richtig. Bei uns entscheiden die dazu gewählten Volksverteter über die zu treffenden Maßnahmen, wie entscheidend und notwendig wissenschaftlicher Rat auch immer ist.

Ist also in der außergewöhnlichen Zeit der Pandemie die Wissenschaft in ungekannter Weise öffentlich wirksam und gefragt, so scheint für die Kunst, ja für die Kultur allgemein das Gegenteil zuzutreffen. Durch die Schließung von Museen, Theatern und Kinos, durch die Absage von Tourneen, Konzerten und Lesungen sind viele Künstler existenziell betroffen. Das ist in vielen Fällen geradezu in persönliche Tragödien umgeschlagen. Das ist schlimm.

Ich möchte darum auch heute noch einmal, wie schon bei anderen Gelegenheiten, ganz deutlich sagen: Die Kunst ist für unser Leben, und zwar für unser öffentliches wie für unser persönliches, individuelles Leben genauso wichtig und genauso unersetzlich wie die Wissenschaft. Wir spüren doch alle, was uns fehlt, wenn wir der Kunst nicht sozusagen lebendig begegnen können. Sehr viel Erfindungsreichtum und sehr viel Kreativität sind eingesetzt worden, um Kunst wenigstens digital hörbar, sichtbar, miterlebbar zu machen.

Aber für mich bleibt es dabei: Das ist bestenfalls ein Ersatz. Sobald es irgend möglich ist, müssen wir alles dafür tun, dass Kunst im realen und nicht nur im virtuellen Leben uns wieder betreffen, uns aufwühlen, uns nachdenklich machen und begeistern kann. Ich sage das um der Künstler und ihrer Lebensgrundlage willen – ich sage das aber vor allem auch um unserer selbst willen. Wir leben alle von dem, was allein die Kunst uns schenken kann, an Sinn, an Weltverständnis, an Lebenserhellung – und an Schönheit.

Meine Damen und Herren, ohne Wissenschaft und Kunst ist unsere Gesellschaft nicht vorstellbar. Nur mit beiden, mit Wissenschaft und Kunst, gelingt es uns, uns in der Welt zurechtzufinden und unser Leben lebenswert zu gestalten.

Ich wünsche Ihnen, liebe Mitglieder des Ordens Pour le mérite, trotz aller Einschränkungen eine gute Tagung – und ich danke Ihnen für Ihr Engagement für uns alle.

VIDEO MESSAGE FROM FEDERAL PRESIDENT
FRANK-WALTER STEINMEIER
ON THE OCCASION OF THE SPRING MEETING
OF THE ORDER POUR LE MÉRITE

6 JUNE 2021

Honoured members of the Order Pour le mérite,

It is my great pleasure to be greeting you all from here at Schloss Bellevue. I welcome those of you who have gathered in person to hold your chapter meeting, as well as those joining via video call, particularly from abroad.

All of us are affected by the pandemic. And so this event, too, cannot take place as tradition would have it, in particular with the open session and with the ability for all of the attendees to meet in person, which always means so much to us. Especially because of the opportunities it creates for spontaneous conversations which never fail to be entertaining and enriching.

Since its founding, the Order has counted outstanding representatives of the arts, the humanities and the natural sciences among its members. In these fields, in science and art, you are at home. But this

certainly does not mean that you have made yourselves comfortable in ivory towers.

Because you in particular, the members of this Order, understand science and art to be a public function, a public duty. And so the mixture that this unique Order represents is due not only to the individual excellence of its members, but also to its willingness to engage with the public and take on responsibility in the public sphere.

In these extraordinary times caused by the pandemic, art and science have also come to be seen in a new light, each in very different ways.

Science has, as rarely or perhaps never before, become a part of public life. Scientists who otherwise devote their careers to research and teaching in laboratories and lecture halls have, in great numbers, become sought-after and indeed indispensable partners for political decision-makers, and have thus gained the status of public figures. Sometimes the impression has even arisen that we now have scientists not just shaping, but themselves taking, political decisions. That is, of course, not true. In Germany it is the elected representatives of the people who decide on the measures to be taken, no matter how important and necessary scientific advice is for this process.

While science, then, has seen unprecedented public attention and demand in these extraordinary times caused by the pandemic, it seems that for art, indeed for culture in general, the opposite is true. The closure of museums, theatres and cinemas and the cancellation of tours, concerts and readings have jeopardised the livelihoods of a great number of artists. In many cases, this precarity has led to personal tragedies. It is a terrible situation.

And so I would like to reiterate today what I have previously said on other occasions. Both in our public life and in our individual personal lives, art is just as important and just as irreplaceable as science. We all feel the loss when we are unable to experience art »live«, so to speak.

A great deal of creativity and inventiveness have gone into ensuring that art can at least be heard, seen and experienced virtually.

But the fact remains that this is at best a substitute. As soon as it is at all possible, we must do everything we can to ensure that art can once again move us, excite us, inspire us and give us food for thought in real life, not just online. I say this for the sake of the artists and their livelihoods – but also, above all, for our own sake. We are all sustained by what art alone can provide us with, in terms of meaning, of understanding the world, of enlightenment – and of beauty.

Ladies and gentlemen, it is impossible to imagine our society without science and art. Only with both, with science and art together, can we find our way in the world and forge a life that is worth living.

Honoured members of the Order Pour le mérite, I hope that you are able to enjoy your meeting despite all of the restrictions – and I thank you for everything that you do for us all.

ZWEITER TEIL

DIE HERBSTTAGUNG IN WIEN
VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 2021

VORTRAG IM FESTSAAL
DER ÖSTERREICHISCHEN AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN

KARL SCHLÖGEL

DER TRAUM VON MITTELEUROPA – REVISITED

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich muss zuerst vielleicht erklären, warum ich mich habe dazu verführen lassen, ausgerechnet in Wien, in dem alles zusammenlief, was Mitteleuropa betrifft, einen Vortrag über Mitteleuropa zu halten. Man trägt ja nicht gerne Eulen nach Athen, und man möchte sich nicht blamieren in einer Stadt, in der man früh damit begonnen hat, dieses Mitteleuropa wieder zu denken; vielleicht war es hier auch nie ganz vergessen. Hier begannen viele Entdeckungsfahrten, hier kam es zu den ersten Begegnungen über die Grenze hinweg, hier gab es die grossen Ausstellungen – ich denke hier an *Traum und Wirklichkeit 1870–1930* im Jahre 1985 im Künstlerhaus –, hier erschien schon 1984 Martin Pollacks *Nach Galizien. Von Chassiden, Huzulen, Polen und Ruthenen. Eine imaginäre Reise durch die verschwundene Welt Ostga-*

liziens und der Bukowina, ein Buch, das vielen die Augen öffnete für einen vergessenen Kontinent. Und von hier aus ist es nah, das weiss ich von meinen eigenen Wien-Aufenthalten: per Schiff nach Bratislava, das auch Preßburg und Pozsony heißt; zwei Stunden Zugfahrt nach Budapest, auf der Autobahn nach Ljubljana und Zagreb oder nach Triest; eine Nachtfahrt nach Krakau, ein Ausflug nach Brünn oder auf dem Zug, der immer noch Vindobona heißt, nach Prag und weiter nach Dresden und Berlin. Man kann auch einen Bus am Terminal in der Erdbergstraße besteigen und ist in wenigen Stunden in Lemberg, das dauert etwas länger als mit Ryanair oder Austrian Airlines, dafür kann man aber studieren, wie sich das Grenzgelände verändert hat. Wien ist in jeder Hinsicht ein privilegierter Ort, wenn es um Mitteleuropa geht. Vielleicht habe ich mich davon zum Thema meines Vortrages verführen lassen.

Prag: Wie alles begann

Aber es gibt noch einen anderen Grund, warum ich mich auf das Thema eingelassen habe. Mein Roman mit Mitteleuropa begann in Prag in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Was war die Fahrt nach Prag für einen Schüler eines Humanistischen Gymnasiums in Bayern im Jahre 1965? Das war die Erfahrung einer Grenzüberschreitung, ein Abenteuer mit Visum in einer fremden Welt – »Ostblock«, das war Ankunft in einer grauen, dunklen Stadt von eigentümlichem Zauber, von der man aber doch wusste, dass es die Stadt Kafkas und Max Brods und Franz Werfels war, der Blick auf die Dachlandschaft der Kleinseite, die Kuppeln der Barockkirchen, das Hus-Denkmal am Altstädter Ring, der mondäne Wenzelsplatz mit dem Jugendstilhotel für die Devisentouristen, die Wohnheime in Strahov mit Studenten aus aller Welt, die schon damals legendären Brauhäuser wie U Flekú, Smetanas Nationaltheater, die Altneuschul-Synagoge, die tief unterhalb des Straßenniveaus der prachtvollen Josefstadt lag, und der Judenfriedhof, die Statue des heiligen Nepomuk auf der Karlsbrücke und über allem die majestätische Anlage der Pra-

ger Burg mit dem Veitsdom. Von Prag aus war es nur eine Stunde nach Terezín, also Theresienstadt, wo man die Zelle besichtigen konnte, in der der Attentäter von Sarajewo, Gavrilo Princip, interniert war, vor allem aber die Stadt als Durchgangsstation für Juden auf dem Weg ins Vernichtungslager. Diese Aufzählung hört sich an wie ein Reiseführer, und eine Reise nach Prag war damals auch eine Reise in eine andere Welt und eine andere Zeit. Das Prag-Erlebnis steht am Anfang – hier fand man, was im Westen irgendwie verschwunden war: eine äußerlich vom Bombenkrieg unversehrte Stadt, jenseits des Beton-Brutalismus der Wiederaufbauzeit, alle Jahrhunderte übereinandergeschichtet, 1348 die erste Universitätsgründung in Ostmitteleuropa, alle Stilepochen von der Romanik über die Gotik und den Barock der Gegenreformation bis hin zum Jugendstil und den Bauhaus-Villen auf dem Baba-Hügel – nicht zu vergessen der Granitsockel, auf dem einmal das Stalin-Denkmal gestanden hatte. Schauplatz einer Geschichte, von der man in meinem Nachkriegs-Westdeutschland noch wenig wusste oder wenig wissen wollte, Anschauungsunterricht einer ebenso faszinierenden wie heillosen Welt.

Aber es war nicht nur die Vergangenheit, sondern die Atmosphäre in einer Stadt, in der bereits der Prager Frühling angebrochen war, neue Stücke gespielt wurden und der Wenzelsplatz sich anschickte, wieder zum Broadway Europas zu werden – jedenfalls bis zum 21. August 1968, als die Panzer kamen und die Lichter ausgingen. Seit meiner Reise nach Prag war das östliche Europa für mich weit mehr als nur Gegenstand von Studium und Wissenschaft, eher ein überwältigender Erfahrungsraum, um mit Reinhart Koselleck zu sprechen – vielleicht nicht nur von mir allein.

Ich kam zum ersten Mal nach Wien von Prag aus. Wien war, obwohl es östlich von Prag lag, im Westen – mit Schaufenstern, Leuchtreklame, Bars. Man war wieder im Westen, und ohne die Privilegien, die DM-Touristen im Ostblock genossen hatten. Man merkte, dass es sich um eine viel zu große Stadt handelte, eben das Zentrum eines ehemaligen Imperiums, das an die Peripherie, in den Schatten der Großen Grenze gerutscht war. Umso aufregender zu sehen, was passierte, als die Stadt nach dem Fall des Eisernen

Vorhangs zurückkatapultiert wurde in die Zeit und in die Mitte Europas.

Und damit bin ich beim Thema, das ich auch übernommen habe, weil ich mir selber nach all den Jahren klar zu werden versuche, was es mit Mitteleuropa eigentlich auf sich hatte, ob es nicht doch eine zwar verständliche, aber doch nur persönliche Idiosynkrasie war, wo es doch vielleicht aufregendere und vielleicht mehr in die Zukunft weisende Themen, Regionen und Projekte gab. Warum sollte sich jemand für diese Welt interessieren, der ja keine familiären Bindungen an diese Region hatte, auch wenn ich mit gleichaltrigen Kindern von Familien, die aus Böhmen, Mähren oder Schlesien vertrieben worden waren, aufgewachsen bin und Lehrer hatte, die als Displaced Persons nach dem Krieg im Westen geblieben waren. Aber wer einmal dort gewesen war, den ließ es nicht mehr los; und ich meine nicht nur die Schönheit von Landschaften und Städten. Ich gehöre noch einer Generation an, von der der holländische Schriftsteller Geert Mak, einer der genauesten Beobachter dieser Region, gesagt hat, bei dieser Generation hätte noch immer der Krieg mit am Tisch gesessen, gleichsam als der unsichtbar anwesende Dritte. Daher wahrscheinlich auch der Drang, endlich herauszukommen aus der Welt des Kalten Krieges, der ja immerhin die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts über angedauert hatte.

Aber die Zeit der großen Erwartungen nach 1989 wurde auch zur Zeit der Ernüchterung, der Desillusionierung, der Enttäuschung und Erschöpfung. Die Zeit ging in den letzten dreißig Jahren so rasend schnell, dass man fast vergessen konnte, was alles auch geschehen war: die jugoslawischen Kriege der 1990er Jahre mit ihren Abertausenden von Toten und Hunderttausenden von Flüchtlingen, der Ausbruch von Hass und Rachegefühlen, die Not, die vom wirtschaftlichen Zusammenbruch ausgelöst wurde und Millionen zu Arbeitsmigranten gemacht hat, die ganze Dörfer entleert und Familien getrennt hat, soziale Verwerfungen, die in keinem Plan der Transformation vorgesehen waren. Auf all diese Probleme habe ich natürlich keine Antwort, ich will damit nur sagen, dass dreißig, vierzig Jahre »danach« uns jeder naive Umgang, sollte es ihn je gegeben haben, abhanden gekommen ist.

Ich dachte mir, dass es interessant sein könnte, sich einmal, noch einmal vor Augen zu führen, was mit dem »Traum von Mitteleuropa« eigentlich gemeint war, was sich darin ausdrückte, oder: was der historische Kontext war. Dies erstens. Zweitens möchte ich fragen, wie »Ereignisse von 1989« unsere Wahrnehmungen und unseren Horizont verändert haben. Und drittens möchte ich mich fragen, welche Konsequenzen die radikale Veränderung der *mental map* und einer neuen Zeiterfahrung »für uns« haben könnte, vielleicht sogar für das Geschichtsdenken.

Am Anfang war das Wort: Mitteleuropa

Um gleich zur Sache zu kommen, um die es in meinem Vortrag geht, möchte ich einige prominente Stimmen zitieren, die am Anfang des neuen Nachdenkens über Mitteleuropa in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts gestanden haben.

Eigentlich müßte Oswald Wieners *Die Verbesserung Mitteleuropas* – schon von 1969 – zitiert werden, obwohl es eher als eines der Gründungsmanifeste der österreichischen künstlerischen Avantgarde gilt; Wiener ging später nach West-Berlin und hat einiges zur Entprovinzialisierung der Inselstadt beigetragen.

1983 zuerst in *Le Debat*, dann 1984 in *The New York Book Review* und in der deutschen Zeitschrift *Kommune* erschien Milan Kunderas Essay »Un occident kidnappé oder die Tragödie Mitteleuropas«, der in gewisser Weise als Startschuss für eine Debatte gelten kann, an der sich führende Intellektuelle in ganz Europa, vor allem aber aus den Zentren des ehemaligen Ostblocks beteiligten. Für Kundera, den tschechischen Romancier, der in den 1970er Jahren seine Heimat verlassen hatte und nach Paris ins Exil gegangen war, bestand die Tragödie Mitteleuropas – und darunter verstand er die Ungarn, die Tschechen, die Polen: »Die unsichere Zone kleiner Nationen zwischen Russland und Deutschland« – darin, dass sie eigentlich durch ihre ganze Geschichte zwar dem Okzident, dem Westen zugehörig, durch die Machtverschiebung am Endes des

Zweiten Weltkrieges aber in die sowjetische Machtsphäre geraten waren.

»Nach 1945 verschob sich die Grenze zwischen diesen beiden Teilen Europas (des römisch-lateinischen Westens, des byzantinisch-orthodoxen Ostens – K. S.) um einige hundert Kilometer nach Westen, und einige Nationen, die sich immer als westlich verstanden hatten, erwachten eines schönen Tages und stellten fest, dass sie sich im Osten befanden. Folglich bildeten sich nach dem Krieg in Europa drei grundlegend verschiedene Zustände heraus: der von West- und der von Osteuropa und, am kompliziertesten von allen, der jenes Teils, der geographisch im Zentrum, kulturell im Westen und politisch im Osten liegt.«

In diesem Teil Europas habe sich das Drama der Nachkriegszeit abgespielt: der Ungarnaufstand, der Prager Frühling, die polnischen Revolten der 50er bis 70er Jahre. Mit der Einverleibung dieser Staaten in den russisch-sowjetischen Block seien sie von der Karte des Westens verschwunden.

»Eingezwängt zwischen den Deutschen auf der einen und den Russen auf der anderen Seite erschöpften sich die Kräfte dieser Nationen im Kampf um ihr Überleben und um ihre Sprache zu sehr. Nicht imstande, sich ausreichend ein europäisches Bewußtsein nahezubringen, blieben sie der am wenigsten bekannte und zerbrechlichste Teil des Westens, verborgen zudem hinter dem Vorhang von seltsamen und schwer zugänglichen Sprachen.«

Für Kundera ist mit der Verschiebung der politisch-militärischen Grenzen nach dem Krieg der zivilisatorische Raum, dem diese Staaten angehören, aber nicht wirklich aufgelöst.

»Was also Zentraleuropa ausmacht und bestimmt, können nicht die politischen Grenzen sein, sondern die grossen gemeinsamen Erfahrungen, die die Völker zusammenführen und sie immer

wieder neu und anders gruppieren innerhalb nur imaginärer und stets wechselnder Grenzen, wo die gleiche Erinnerung, die gleiche Erfahrung, die Gemeinsamkeit einer gleichen Tradition fortlebt.«

Es ist die kleinste der kleinen Nationen, ohne eigenes staatliches Territorium, die existenziell und exemplarisch für die Erfahrung Zentraleuropas steht: die Juden, als das Staaten übergreifende, kosmopolitische und integrative Element Zentraleuropas. Aber:

»Mit der Zerschlagung des Habsburgerreiches hat Zentraleuropa seine Bollwerke verloren. Hat es nicht nach Auschwitz, das die jüdische Nation in diesem Raum vernichtete, seine Seele verloren? Und 1945 von Europa losgerissen, existiert es überhaupt noch? Gewiss, seine Werke und seine Revolten zeigen, dass es ›noch nicht verloren ist‹.«

Anders als Milan Kundera, der es vorzieht, von Zentraleuropa zu sprechen, dem die Deutschen explizit nicht angehören, spricht György Konrad, der ungarische Romancier und Essayist, 1985 bewusst von Mitteleuropa unter Einschluss der Deutschen. Auf die Frage »Gibt es noch einen Traum von Mitteleuropa?« antwortet er mit einem entschiedenen Ja. Dieser Traum sei »romantisch und subversiv« und transzendiere die Blockgrenzen.

»Mitteleuropäer ist der, dessen staatliche Existenz und dessen staatlicher Kontext irgendwie künstlich ist und nicht ganz seinem Realitätsempfinden entspricht. Wenn sich die mitteleuropäischen Städte voreinander entfremden, so ist das ein künstlicher Zustand. Solange wir von Budapest aus nicht ohne Genehmigung für einen Opernbesuch nach Wien fahren dürfen, entspricht unsere Lage nicht der Friedenszeit ... Mitteleuropäer ist der, den die Teilung unseres Erdteils verletzt, berührt, behindert, beunruhigt und beengt ... Mitteleuropäer ist, wer die Teilung Europas weder für natürlich noch für endgültig hält.«

Der »mitteleuropäische Standpunkt ist ein blocktranszendenter. Mitteleuropäer zu sein ist eine Weltanschauung, keine Staatsangehörigkeit«. Eine besondere Rolle für diesen Zusammenhalt spielten die Städte. »Die Städte Mitteleuropas bleiben unrettbar provinziell, solange sie sich nicht zusammen mit den anderen als Städtesternhaufen betrachten ... Ohne Mitteleuropa bleiben alle unsere größeren Städte Endstationen, Grenzstädte, vielleicht sogar Frontstädte.«

Als dritte Stimme könnte man Czesław Miłosz, den aus Wilna stammenden polnischen Lyriker nennen, den Autor von *West-östliches Gelände*, den es nach Paris und dann an die amerikanische Westküste verschlagen hatte, der mit Kundera vor allem durch eine scharfe Ablehnung, ja Abgrenzung gegenüber der russisch-sowjetischen Welt verbunden war, was auf den Protest des im New Yorker Exil lebenden Leningrader russisch-jüdischen Lyrikers Joseph Brodsky stieß, weil damit die russische Kultur aus der europäischen ausgeschlossen werde.

In der späten DDR meldete sich der Wissenschaftler und Bürgerrechtler Jens Reich mit einem glänzenden Essay zum Thema zu Wort. Später kamen Autoren der jüngeren Generation hinzu, wie der polnische Schriftsteller Andrzej Stasiuk oder der Ukrainer Juri Andruchowytch. Die Essays, Konferenzen, Ausstellungen häuften sich, sodass man durchaus von einem transnationalen »Diskurs« mit unterscheidbaren Positionen sprechen konnte. Claudio Magris, der mit seinem Buch zum Habsburg-Mythos in der modernen österreichischen Literatur einer der Pioniere der Wiederentdeckung Mitteleuropas gewesen war, sprach bereits vom »Allround-Begriff Mitteleuropa« und von einer neuen Mode.

Die Sprengung der Ost-West-Dichotomie

Es ist – nicht erst im Nachhinein – klar, worin die Brisanz, die Aktualität, ja die Sprengkraft der Wortmeldungen von Kundera, Konrad und anderen bestand. Sie hatten den Status quo der Nachkriegszeit, die Teilung Europas in Ost und West thematisiert und damit die

Landkarte – die kognitive, mentale, politische – in Frage gestellt und einen anderen Horizont eröffnet. Mitteleuropa hatte in der Zeit des Kalten Krieges ja nur noch auf der allabendlichen Wetterkarte der Fernsehnachrichten überlebt, auf der keine Territorialgrenzen eingezeichnet waren. Aber spätestens seit der Explosion des Reaktors in Tschernobyl am 26. April 1986 wusste man, dass radioaktive Wolken sich von territorialen und staatlichen Grenzen nicht aufhalten ließen. Timothy Garton Ash, der frühe und genaue Beobachter der mitteleuropäischen Umwälzung, brachte es auf den bündigen Satz: »Die Idee eines neuen Mitteleuropas rüttelt uns nicht nur aus unserem Jalta-Denkgebäude auf und zertrümmert die Mauer im Kopf, sie fordert auch andere Denkweisen, Prioritäten und Werte heraus.« Die Mitteleuropa-Diskutanten sprachen von ihren Erfahrungen vom Eingeschlossen-Sein, von Zensur und Unterdrückung jenseits des Eisernen Vorhangs. Ihre bloße Existenz verwies darauf, dass es jenseits der eingespielten Ost-West-Teilung noch etwas anderes, ein Drittes gab. Die Westeuropäer hatten sich fast schon daran gewöhnt, sich selbst mit Europa überhaupt gleichzusetzen, Westeuropa oder auch die EU als Europa schlechthin. Die eingespielte Rede vom Osten oder vom Ostblock suggerierte zudem eine Homogenität der östlichen Welt, die es in Wahrheit gar nicht gab, oder doch etwas Aufgesetztes, Erzwungenes, Oktroyiertes hatte, das die ethnische, sprachliche, kulturelle, religiöse Vielfalt verschleierte, weil sie nur noch in politisch-organisatorischen Zusammenhängen dachte: »der« Ostblock, Comecon, der Warschauer Pakt, das »sozialistische Lager«, »Totalitarismus«. Diese Begriffe thematisierten einen organisatorischen Gewaltzusammenhang, ignorierten und verschwiegen aber eine andere Realität, nämlich das Leben der Völker, Gesellschaften, Menschen. Der Mitteleuropa-Diskurs war eine Form der Delegitimierung des Status quo des geteilten Europas und die Wortmeldung einer unter der Oberfläche sich vorbereitenden zivilen Gegenkultur, die vorerst noch in Freundeskreise, private Treffen auf dem Lande oder Fliegende Universitäten verbannt war, aber bald schon die Definitionshoheit der offiziellen Sphäre untergrub und zerstörte, vor allem im Polen der katholischen Kirche und der Solidarność. Es gab

also neben dem östlichen Establishment noch eine andere Realität, die die sogenannten Realpolitiker im Westen mit Verweis auf eine mögliche Destabilisierung lange nicht zur Kenntnis nehmen wollten. Václav Havel hat diese Haltung in seiner *Anatomie einer Zurückhaltung* analysiert.

Es war nur zu verständlich, weshalb die Wortmeldungen der Mitteleuropäer als Provokation empfunden wurden. Das begann bereits mit dem Begriff Mitteleuropa. Michael Stürmer bezeichnete in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* die Wiederkehr des Mitteleuropa-Gedankens als »Versuchung vorgreifender Kapitulation«.

»Die neue Suche nach Mitteleuropa ist im westlichen Teil Deutschlands Ausdruck einer intellektuellen Malaise am politischen status quo. Man glaubt deshalb, ihre Bedingungen ignorieren zu dürfen. Die Lust am Untergang ist nicht zum ersten Mal Versuchung deutscher Intellektueller« (FAZ, 10. 12. 1986).

Für einige war schon der Begriff die Wiederkehr eines längst obsolet gewordenen Denkens, verbunden mit einer fatalen Geschichte Deutschlands. Und dafür gab es, wie der amerikanische Historiker Henry Cord Meyer schon 1955 in seiner Arbeit *Mitteleuropa in German Thought and Action 1848–1945* sehr früh gezeigt hatte, einen guten Grund. Mitteleuropa war seit dem 19. Jahrhundert mit den Vorstellungen eines grossen Machtblocks unter deutscher Hegemonie verbunden. Das begann schon mit den romantischen Vorstellungen eines Constantin Frantz, die sich gegen die Bismarck'sche kleindeutsche Lösung und für eine mitteleuropäische Konföderation aussprachen. Das gilt erst recht für Friedrich Naumann, den Zeitgenossen Max Webers und »Liberal-Imperialisten«, der programmatisch im Jahre 1915 die Schaffung Mitteleuropas als Ziel der deutschen Kriegsanstrengungen forderte; Mitteleuropa war seiner Meinung nach ein Friedensprojekt, das durch den Krieg endlich beschleunigt Wirklichkeit werden würde. Im selben Jahr wurde übrigens Mitropa, die Mitteleuropäische Schlafwagen und Speisewagen-Aktien-Gesellschaft gegründet, an die sich vielleicht die einen oder anderen noch

bei ihren Reisen in den Speisewagen der Deutschen Reichsbahn in der DDR erinnern mögen. Im Lichte der nationalsozialistischen Eroberungs- und Kolonialpolitik im östlichen Europa erscheinen alle diese Autoren gleichsam als Vorläufer und Vordenker des Nationalsozialismus oder stehen jedenfalls unter Generalverdacht.

Die Politik des deutschen Nationalsozialismus im Osten hat es für lange Zeit unmöglich gemacht, unbefangen über Mitteleuropa zu sprechen. Mitteleuropa war, so schien es, semantisch für immer kontaminiert, wurde a priori a priori mit deutschem Hegemoniestreben in Verbindung gebracht und bedurfte der Rechtfertigung – aber das gilt ja nicht nur für den Mitteleuropa-Diskurs. Nur hatte das Anliegen der osteuropäischen Bürgerrechtler, mit deren Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit nichts zu tun.

Wichtiger als der ideengeschichtlich bedingte Vorbehalt war für viele Kritiker des Mitteleuropa-Gedankens die Befürchtung, dass dieser zu einer Aufweichung und Subversion der europäischen Einigung, ja des Westens insgesamt führen würde, dass sich neutralistische Tendenzen ausbreiten und die Allianz gegenüber Kommunismus und Totalitarismus unterminiert werden würde; und umgekehrt sahen die Machthaber im Osten in der Mitteleuropa-Diskussion eine besonders raffinierte und subtile Form ideologischer Diversion. Es waren gerade glühende Anhänger eines vereinigten Europa, der Europäischen Gemeinschaft, die vor einem Rückfall in alte Zustände – Kleinstaaterei, Wiederaufleben von Nationalismus bis hin zur Revision von Grenzen – warnten, die den erreichten Stand der Integration rückgängig machen würden. Man muss bedenken, dass die 1980er Jahre Jahre der »Vertiefung«, der Intensivierung der Kohäsion der Europäischen Union waren, eine Zeit einer wirklichen Europa-Euphorie – man denke nur an den Abbau der Grenzkontrollen im Schengener Abkommen von 1985 etwa.

Definitionsversuche

Ein weiterer Grund für die Skepsis und die Ablehnung der Gedanken der Ostmitteleuropäer war gewiss auch die begriffliche Vagheit,

die Unentschiedenheit, was und wer denn alles unter Mitteleuropa zu verstehen sei. Man hat immer wieder moniert, dass Mitteleuropa ein allzu unbestimmter, vager, damit auch unbrauchbarer und sogar ideologisch leicht zu instrumentalisierender Terminus sei. Das ist wahr. Timothy Garton Ash hat gefragt: »Mitteleuropa – aber wo liegt es«:

»Ob es nun um die Definition von Europa oder Mitteleuropa geht, niemand kann ganz genau sagen, wo es beginnt oder endet. Deutsche legen den Mittelpunkt Mitteleuropas natürlich nach Berlin, Österreicher nach Wien ...« – »Sobald man den Begriff Mitteleuropa ins Spiel bringt, ist man von zänkischen Gespenstern umgeben, von rivalisierenden historischen, geographischen und kulturellen Erinnerungen und Ansprüchen.«

Bei dem Versuch, ein Mitteleuropa aus »einer jahrhundertelangen gemeinsamen mitteleuropäischen Vergangenheit bis 1945« herauszufiltern, finde man sich wieder in einem Gestrüpp, »das Menschen, Kulturen und Sprachen phantastisch ineinander verwickelt, in dem jeder Ort viele Namen hat und Menschen ihre Staatsangehörigkeit wie Kleider wechseln«. Heute würde man diesen Raum als ein hybrides Gebilde bezeichnen.

Für Hans Magnus Enzensberger, der sehr früh ins östliche Europa aufgebrochen war, war die Reise dorthin eine »Reise mit der Zeitmaschine«:

»Wir sind an jenem imaginären Ort, der Mitteleuropa heißt und nur aus ein paartausend solcher Wohnungen besteht, die über eine weite Landkarte verstreut sind: Zagreb, Brünn, Budapest, Wien, Krakau Triest, Berlin. Auch die Gastfreundschaft, die hier herrscht, ist von dieser opalisierenden Vergangenheit eingefärbt, von ihren Einverständnissen und ihrem Streit ...«

Aber es hat nicht an Versuchen gefehlt, die historische Region einzukreisen und zu bestimmen, wie das um die Ostsee sich erstreckende Nordosteuropa, das für viele Jahrhunderte stark vom Osmanischen Reich geprägte Südosteuropa, der mediterrane Süden, das westliche

Europa mit seinem karolingischen Kern – und dazu noch viele interne Unterscheidungen und Untergliederungen.

Oskar Halecki, der polnische Historiker, hat die Region in seinem *Grenzraum des Abendlandes* aus den 1950er Jahren als Region gefaßt, die sich gegen den deutschen Drang nach Osten und das russische Vorherrschaftsstreben zur Wehr setzt.

Tomás Garrigue Masaryk, der Soziologe und Gründer der Tschechoslowakei, hat mit Mitteleuropa das Gebiet der Kleinen Entente der Zwischenkriegszeit im Blick, nicht weit entfernt von Giselher Wirsings Buch von 1932 mit dem bezeichnenden Titel *Zwischeneuropa*, das allerdings stark nach Pufferstaat, Glacis, Peripherie klingt.

Der ungarische Mittelalter-Historiker Jenö Szücs hat vorgeschlagen, entlang von Strukturgrenzen von einer Dreiteilung des Kontinents zwischen Atlantik und Ural zu sprechen, dem karolingischen Westen mit seinen Rechtsverhältnissen – Verhältnis von Kirche und Staat, Lehensbeziehungen, Stadtluft macht frei – einerseits, dem Osten, der mit Moskowien und Russland gleichgesetzt wird – Symphonie von Staat und Kirche, Leibeigenschaft, Autokratie –, und einer Zone, in der sich beide Sphären überlagerten.

Ein wichtiger Beitrag zur Eingrenzung ist die allerdings nur bis ins 18. Jahrhundert reichende Geschichte Ostmitteleuropas Werner Conzes, die vor allem die ethnische, soziale, kulturelle Gemengelage der Region ins Zentrum gerückt hat. Der Begriff wandelt sich, das hat Larry Wolff in seiner Arbeit über die Konstruktion Ostmitteleuropas im Denken der europäischen Aufklärung gezeigt, und lange galt das, was heute als Osten bezeichnet wird, als Norden – Sankt Petersburg als »Palmyra des Nordens«. Die Wandlungen des Begriffs reflektieren gewiss auch die sich wandelnde Geschichte und wechselnden Schicksale dieses Raumes.

Trotz der zahlreichen und oszillierenden Charakterisierungen kann man doch eines festhalten: Die Diskussion der 1980er Jahre drehte sich nicht nur um geographische Bestimmungen, sondern hatte etwas mit dem Wachsen einer Bürgergesellschaft, mit der Sehnsucht nach nationaler Selbstbestimmung, mit Zivilcourage, der Suche nach einem »Dritten Weg« und Havels Motto »Die Wahrheit sagen« zu

tun. Im Übrigen hat sich in einer Welt, in der das Englische zur *Lingua franca* geworden ist, längst der Terminus *East Central Europe* durchgesetzt und auch linguistisch-semantisch zu einer Entspannung geführt.

Die Mitteleuropa-Diskussion hat die Welt von Jalta-Europa und die Mauer im Kopf erschüttert und hat etwas formuliert und antizipiert, was dann, obwohl längst geahnt, über Nacht auch eingetreten ist – ausgerechnet in dem Augenblick, da Francis Fukuyama gerade das »Ende der Geschichte« ausgerufen hatte. Die Ereignisse in den ostmitteleuropäischen Hauptstädten – nicht zuletzt aber auch in Moskau, in der Hauptstadt des östlichen Blocks – hatten nicht die Realisten, sondern die Träumer ins Recht gesetzt. Mitteleuropa war nicht, wie zum Beispiel Rolf Schneider meinte, ein »geschminkter Leichnam«. Die Intellektuellen in Budapest, Prag und Krakau mit ihren kleinen Zirkeln und Freundschaftskreisen waren näher an der Wirklichkeit, die sich zu bewegen begann, als jene, die sich in den anscheinend auf alle Ewigkeit geltenden Verhältnissen eingerichtet hatten. François Bondy, der Europäer aus Prag mit Wohnsitz in Zürich, einer der beharrlichsten Beobachter, hat die mitteleuropäischen Intellektuellen die »vorwärtsgewandten Nostalgiker« genannt. Man könnte hier auch Brechts Zeile zitieren – geschrieben im Jahre 1944:

»Am Grunde der Moldau wandern die Steine
Es liegen drei Kaiser begraben in Prag
Das Grosse bleibt gross nicht und klein nicht das Kleine
Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag.«

Und so ist es auch gekommen, auch wenn die meisten Europäer darauf nicht vorbereitet waren.

Ein neuer Raum und die Veränderung der mentalen Karte

Das Verschwinden der Großen Grenze hat einen bisher verschlossenen Raum geöffnet. Landschaften, von denen man bisher nur vom Lesen oder Hörensagen etwas wusste, waren jetzt mit einem Mal zugänglich. Städte traten wieder in Nachbarschaften ein, die sich fremd geworden waren, traten wieder in Beziehung. Grenzregionen traten wieder in Kraft. Zusammenhänge, die zerstört waren, wurden wieder sichtbar, frei gelegt und neu verknüpft. Orte, die nur noch in der Erinnerung oder in der Phantasie existiert hatten, waren nun wirkliche Orte.

Es begann eine Zeit der Entdeckungsfahrten, für die einen unmittelbar und schnell, während sich andere bis auf den heutigen Tag nicht auf den Weg gemacht haben. Es war vorerst nicht die Zeit der großen Monographien, sondern der Reportage, die den sich überstürzenden Ereignissen auf den Fersen bleibt. Historiker, die gewohnt waren, über den Fall von Imperien zu schreiben, wurden jetzt zu dessen Augenzeugen. Es war die Zeit der großen Ausstellungen, in denen ein verborgener kultureller Kontinent wieder zum Vorschein kam. Eine Suchbewegung, die alten Verbindungen nachging, setzte ein, oft mit Kartenwerken, alten Baedekern, und der ganzen Literatur der von dort Vertriebenen und Geflüchteten im Gepäck. Nach und nach traten Städte, die nur noch historische Namen gewesen waren, wieder in die Gegenwart ein. Auf einmal gab es das Geburtshaus von Paul Celan in Czernowitz zu sehen, das jetzt aber Tschernowzy hiess und in der Ukraine lag, und bald auch schon ein Literaturfestival, zu dem Schriftsteller aus ganz Europa kamen. Man lernte, Landschaften wie Palimpseste zu lesen und zu dechiffrieren und neu zusammzusetzen. Überall hatte das Imperium seine Spuren hinterlassen, in Gebäudetypen, Platzformen, Fassaden: die Paläste des Lloyd Triestino, die Hotels, die Cafés, die Bahnhofshallen mit den Mosaiken, auch die Gefängnisse und Kasernenanlagen, Schulgebäude und die Volksparks mit den Pavillons für die Musikkapellen. Städte traten nun in den Horizont, von denen man im Westen wenig bis gar nichts wußte: Brünn/Brno – die Stadt der weissen Villen im Bauhausstil;

Bukarest, das Paris des Ostens; Łódź – das Manchester des Ostens, das nun für seine grandiosen Industrieanlagen neue, postindustrielle Nutzungen finden mußte. Novi Sad, die Jugendstilstadt und Stadt Aleksandas Tišmas und Danilo Kiš, war erst wieder aufgetaucht, als Nato-Tomahawks die Donaubrücke trafen. Vielleicht darf man auch Kaliningrad nennen, das einmal Königsberg war und von dem, wenn man nur genau hinsah, mehr übrig blieb, als man auf den ersten Blick sah. Eine ganze Reihe von »magischen Städten« fallen einem ein: das ukrainische Brody mit Joseph Roths Gymnasium, Vilnius/Wilna/Wilno/Vilne, das Jerusalem des Ostens, Breslau/Wrocław, die »Blume Europas«, wie Norman Davies die Stadt genannt hat.

Man musste keine Angst haben, in gedankenlose Nostalgie zu verfallen, denn es gab keinen Ort, an dem man nicht mit den Katastrophen des 20. Jahrhunderts konfrontiert worden wäre. Wo immer man unterwegs war, stieß man auf die Adressen der Verschwundenen, Getöteten, Deportierten, Vertriebenen. Städte konnten noch so unversehrt erscheinen, ihre Bewohner, ganze Bevölkerungen waren verschwunden oder ausgewechselt, so das einst jüdische Lemberg, das polnische Lwów Adam Zagajewskis und Stanislaw Lems oder Hans-Georg Gadammers und Fritz Sterns Breslau. Überall bekam man es zu tun mit Italo Calvinos »unsichtbaren Städten«, auch mit Mitteleuropa als Kontinent der Friedhöfe – Hugo von Hofmannsthals »ganz vergessener Völker Müdigkeiten«.

Die Wiederentdeckung der mitteleuropäischen Städte war ein bedeutungsvoller Vorgang, denn er veränderte unsere Vorstellung von Europa, dessen Zentren eben nicht nur Paris oder Brüssel oder Straßburg waren. Städte, die aus der Zeit herausgefallen erschienen, waren plötzlich wieder da, in Reichweite und bald schon in einen komfortablen und boomenden Städtetourismus einbezogen. Niemand hatte sich auch nur kurz vor dem Fall der Mauer und der Öffnung des Eisernen Vorhangs vorstellen können, dass schon bald Hunderttausende auf Bus- und Billigfluglinien unterwegs sein würden: von Danzig nach London-Stansted, von Lemberg nach Bergamo, dass bald ganze europäische Regionen im Westen und Süden abhängig sein würden von der Pendelbewegung von Millionen von Arbeits-

migranten. Auf den Basaren wie dem im Stadion in Warschau-Praga oder in Chmelnizkyj in der westlichen Ukraine arbeiteten täglich Hunderttausende von sogenannten Ameisenhändlern an der Wiederverknüpfung Europas von unten. Unvergesslich die sogenannten Polenmärkte auf dem Potsdamer Platz in Westberlin oder auf dem Mexikoplatz in Wien – die Geschichte dieses Europa von unten, seiner Kriechströme, Karawansereien und Kontakthöfe ist noch nicht geschrieben und längst in den Schatten ganz anderer, gewaltiger neuer Wanderungsbewegungen gerückt. Das Netz der alten Städteachsen ist wieder aufgenommen und auf den Stand des neuen Jahrhunderts gebracht – mit Autobahnen und Verkehrskorridoren, die von Brüsseler Planern entworfen und von der EU finanziert wurden, Flughäfen haben Zeitgleichheit hergestellt, die Metropolen-Konkurrenz ist neu eröffnet, eine *peregrinatio academica* neuen Typs ist in Gang gekommen – jedenfalls bis in die allerjüngste Zeit.

Erinnerungsraum und Doppelerfahrung

Wir sind damit auch in eine Geschichtslandschaft eingetreten, die uns, den Leuten auf der westlichen Seite Europas, bisher eher fern oder nur abstrakt, vom Lesen von Dokumenten, Erinnerungen, dem Betrachten von Photographien – manchmal auch aus dem Familienalbum – geläufig gewesen ist. Aber es ist etwas anderes, ob man von etwas gelesen hat oder ob man vor Ort war, wo alles geschehen ist. Wer im östlichen Europa unterwegs war oder ist, bewegt sich immer schon auf Spuren, denen er kaum ausweichen kann, den Spuren des Kriegs, des Völkermords, der Flucht und Vertreibung. Man bewegt sich, zumal wenn man aus Deutschland kommt, immer schon auf Spuren, auf denen, ob man will oder nicht, andere vor uns unterwegs waren, auch mein Vater, wie ich aus Photos oder dem Wehrpass entnehmen konnte, oder Franz Joseph Strauß, der in seinen Memoiren berichtet, wie er im Juni 1941 Augenzeuge der antijüdischen Pogrome in den galizischen Städten wurde.

Als ich Anfang der 1980er Jahren zum ersten Mal nach Lemberg

kam – mit dem Jugendstilbahnhof von 1904, dem neobarocken Opernhaus von Zygmunt Gorgolewski, dem Łyczakowski-Friedhof, dem Corso und dem Hotel George, dem Landtag, der heutigen Universität –, da gab es keinen Hinweis außer in dem alten Baedeker, dass es einmal eine polnisch-jüdisch-ukrainisch-deutsche Stadt war. Man entdeckte mit Mühe die Stelle, wo die Goldene Rose gestanden hatte, man fand schliesslich das Israelitische Krankenhaus und die einzige Synagoge, die als Sportsaal der Universität überlebt hatte. Und so war es fast überall. Die Spuren des Judentums waren im einstigen Zentrum des östlichen Judentums getilgt, ihre Bauten gesprengt, eingeebnet, umfunktioniert. Gegenwärtig werden die Fundamente der alten Schul-Synagoge in Vilnius freigelegt, dort stand auf dem 1946 geräumten Gelände jahrzehntelang ein Kindergarten. Man entgeht, wo immer man unterwegs ist, nirgends den Spuren des Völkermords in der Region, die einmal die Heimat des osteuropäischen Judentums war. In den Baedekern der Vorkriegszeit finden sich die Karten mit den Eisenbahnlinien Mitteleuropas, die alle in dessen Zentrum zusammenzulaufen scheinen, an einem Ort, dessen Namen damals kaum jemand kannte – Auschwitz

Aber damit nicht genug: Wer sich dort bewegt, bewegt sich fast überall in einer Landschaft einer doppelten und zweifachen Gewalterfahrung, die über den Kontinent hinweg gegangen ist, und vor der man in anderen Teilen des Kontinents verschont geblieben ist. Man ist unterwegs in einer Region, die zwischen die Fronten von Hitlers und Stalins Reich geraten war, Timothy Snyder hat sie »Bloodlands« genannt. Da sind dann alte Gefängnisanlagen zu sehen – vielleicht noch aus der Zeit des Habsburger oder Russischen Reiches –, die wechselweise kurz hintereinander von Gestapo und NKWD übernommen worden sind, oder Orte, wo Exekutionsplätze der einen wie der anderen nicht weit voneinander entfernt liegen. Dieser Erfahrung sind heute oft Museen und Gedenkstätten gewidmet – etwa in Lemberg, Riga, Vilnius –, nicht abgeleitet aus einer Ideologie oder Theorie des Totalitarismus, sondern aus den vor Ort gemachten und bezeugten Erlebnissen und Erfahrungen; was das bedeutet in einer zwischen alle Fronten geratenen, ausgeweglosen Stadt, kann man in

einer Studie, wie sie Omer Bartov zum galizischen Shtetl Buczacz vorgelegt hat, sehen.

Am Ende traf es auch die Deutschen selbst, die seit Jahrhunderten in dieser Region ansässig gewesen waren – seit der Siedlung des Hochmittelalters, dieser großen Verwestlichungs- und Modernisierungsbewegung –, die dafür gesorgt hatten, dass in weiten Zonen Ostmitteleuropas die deutsche Sprache für lange Zeit zur *Lingua franca* geworden war. Der Horror des Nationalsozialismus riss letztlich alles, was an Deutschen und deutscher Kultur im östlichen Europa über Generationen hinweg entstanden war – von Baltikum bis zur Gottschee, von Bessarabien bis Schlesien, mit sich in den Abgrund. Und so sind Reisen in die mittlere und östliche Region Europas auch Reisen auf den »Verschiebebahnhof der Völker«. *Unmixing nations, population transfer*, Aussiedlung und Umsiedlung waren Mittel der »ethnischen Flurbereinigung« geworden, zur Beseitigung der gemischten Welt und zur Schaffung von homogenen Nationalstaaten, in denen man die endgültige Lösung aller Konflikte sah. Es ist kein Zufall, dass wichtige Beiträge zu einer Reflexion dieser Erfahrungen eben von Köpfen aus der Region kamen, man denke etwa an die Formulierung des Tatbestandes des Genozids durch den aus Lemberg kommenden Rafal Lemkin oder die Ausführungen zum Status der Staatenlosen und Vogelfreien im Werk Hannah Arendts, die in Königsberg aufgewachsen war und in New York starb.

Vielleicht ist hier eine leicht germanozentrische Sicht auf das östliche Europa im Spiel, aber was ich damit deutlich machen wollte, ist, dass mit dem Verschwinden des Eisernen Vorhangs sich eine Geschichtslandschaft geöffnet hat, die in ihrer heillosen Verworrenheit ganz neue Anforderungen an die geschichtliche Arbeit gestellt hat – aber auch Chancen eröffnet, sich einer europäischen Geschichte als ganzer und nicht nur als einer westeuropäisch oder westlich zentrierten zu stellen. Es gab diesen Aufbruch nach 1989 in eine neue Geschichtsarbeit, mit neuen Quellen, neuen Zeugen und Forschungen – ich denke etwa an den grossartigen Beginn einer gemeinsamen Aufarbeitung des Vertreibungskomplexes durch österreichische, deutsche, polnische, tschechische Forscher, an die polnisch-russische Kommission

für schwierige Fragen, die sich mit Katyn befaßte, an die zuerst so eindrucksvolle Arbeit der polnisch-ukrainischen Kommission zu den Gräueln in Wolhynien, an die Aufarbeitung von Kollaboration und Antisemitismus – wobei kaum jemand die Illusion haben konnte, dass sich sogleich ein neues integrales »Gesamtnarrativ« oder eine gemeinsame europäische Erinnerungskultur ergeben würde. Im Gegenteil: Erst einmal ging es darum, all die bisher unterdrückten und ungehörten Stimmen zu Wort kommen zu lassen, auch mit dem Risiko, in alt-neue Mythologisierungen und Verfeindungen zu verfallen. Es war die Zeit vielleicht nicht der Großen Erzählung, aber des großen Erzählens angebrochen.

Zeit der Erwartungen

Man kann sich nach all dem Gesagten fragen, weshalb man heute, dreißig bis vierzig Jahre nach dieser Diskussion, sich überhaupt mit dem Mitteleuropa-Thema beschäftigen soll. Gibt es nicht genügend andere, und vielleicht viel dringlichere, näher liegende Themen, und sind wir nicht inmitten einer Zeit, die uns so sehr verunsichert, überumpelt findet, dass es einem die Sprache verschlägt und einen in vieler Hinsicht überfordert und ohnmächtig zurücklässt? Ich möchte gar nicht von der Pandemie sprechen, die unser gewöhnliches Leben aus dem Tritt gebracht hat und die uns vor die Frage stellt, ob wir nicht wieder einmal neu über den Lauf der Geschichte nachdenken müssen, über die Kräfte, die im Spiel sind, und ob wir uns dazu nicht Vokabeln zurückrufen müssen, die es im Wortschatz der aufgeklärten, dem Fortschritt Verpflichteten, fortschrittsgewöhnten und friedensverwöhnten Welt nicht mehr geben dürfte: Schicksal etwa. Und ist nicht der Rückblick auf eine Diskussion, die sich irgendwann in einer schon so ferngerückten Zeit ereignet hat, nicht eine antiquarische Angelegenheit, ein Luxus, den man sich eigentlich nicht erlauben sollte?

Gravierende Ereignisse, soziale Verwerfungen seit dem *annus mirabilis* 1989 haben die Karte neu gezeichnet. Claudio Magris hatte recht,

als er bemerkte, dass man nach dem Fall der Mauer und des Eisernen Vorhangs schon bald nicht mehr von Mitteleuropa sprechen würde. Schon früh hatte der beobachtet, dass das Reden von Mitteleuropa ohnehin zu einer Mode geworden war und eine Remythisierung eingesetzt hatte.

»Der Mitteleuropa-Diskurs erzeugte oft einen Kurzschluss zwischen einer künstlichen Verherrlichung und einer ebenso künstlichen Verunglimpfung, beide erstickend in ihrem Wiederholungszwang. Mitteleuropa war eine Allroundmetapher geworden, die alles und sein Gegenteil bedeuten konnte, nostalgische Rückständigkeit und emanzipatorische Ansprüche, Verslossenheit und Offenheit, Fortschritt und Reaktion ... Als ich mich jener Welt näherte, sprach, anders als heute, außerhalb Österreichs fast niemand von ihr. Sie schien versunken und vergessen. Manchmal spielt uns die Geschichte solche Streiche: Etwas, das überholt und abgestorben schien, taucht plötzlich weder auf und ist aktuell wie nie zuvor, während sich das, was aktuell und zukunftssträftig schien, als veraltet herausstellt.«

Die Zeit ist über die Erfahrungen von gestern hinweggegangen. Die Karte Europas wurde neu gezeichnet. Wir wurden Augenzeugen der Auflösung der letzten Vielvölkerreiche des 20. Jahrhunderts, der Sowjetunion und Jugoslawiens. Der Krieg war zurück in Europa, Grenzen, die man einmal mühelos überquert hatte, wurden jetzt zu Frontlinien. Ethnische Säuberungen, die Europa, wie es schien, hinter sich gebracht hatte, waren zurück mit Mordkommandos, Aber-tausenden von Toten, zerstörten Städten und Dörfern und Hundert-tausenden von Vertriebenen und Flüchtlingen. Aus dem Traum eines grenzenlosen Europa war Kriegsgelände geworden.

Die Ostmitteleuropäer waren mit ihren gewaltlosen oder samteneu, durch ihre »sich selbstbeschränkenden zivilen Revolutionen« (Jad-wiga Staniszkis) zurück im Bewußtsein des Westens, die Ostmittel-europäer waren »zurück in Europa«, wie sie immer gefordert hat-ten. Aber schon bald sprach man nicht mehr von Ostmittel-Europa,

sondern von Europa, von der Europäischen Union, die sich bald um die neuen Mitglieder erweiterte – eine West- und Osterweiterung zugleich. Mit blankem Auge konnte man den rasanten Wandel verfolgen, genauer: Man konnte kaum folgen: Wie die Wolkenkratzer in Downtown-Warschau in den Himmel wuchsen, wie zur Silhouette des mittelalterlich-hanseatischen Tallinn/Reval eine neue Skyline hinzukam oder das *Gresham Palace* in Budapest auf den letzten Stand der Standards der *Four-Seasons-Kette* gebracht wurde.

Das alles ist wahr, aber es hatte auch die andere Seite: den Exodus von einer Million Polen ins Vereinigte Königreich, das schon bald ohne diese Zuwanderung nicht mehr funktioniert hätte – nicht nur der *plombier Polonais* –, zehn Prozent der Bevölkerung, die Lettland Richtung Westen verließen, oder zweieinhalb Millionen Rumänen, die vornehmlich nach Südeuropa zogen. Es wurden nicht nur die Verbindungskorridore zwischen den alten Metropolen wieder aufgenommen, sondern eine neue Spaltung ging durch die Länder zwischen Stadt und Land, auch zwischen Arm und Reich, den neuen *gated communities* einer sich bildenden Mittelklasse und den Landstrichen, in denen sich Infrastrukturen auflösten. Mit dem Fall der Großen Grenze und der Auflösung des sozialistischen Lagers, mit dem Siegeszug liberaler Reformen, die an vielen Stellen eher oligarchische, kleptokratische und mafiöse Projekte waren, schien die zweite Runde der Globalisierung eröffnet, mit unerhörter Durchschlagskraft und allen Problemen, die sich aus der Desertion des Staates aus der Verantwortung für das Ganze der Gesellschaft ergeben mussten. Rückblickend ist es nicht nur eine Erfolgsgeschichte, sondern auch eine über die Region hinausgehende, sich steigernde Krisen-Sequenz: der Schock von 9/11, Finanzkrise, Euro-Krise, Migrationskrise, Pandemie, nicht zu vergessen der Krieg am östlichen Rand Mitteleuropas, die russische Okkupation der Krim, die Niederschlagung der Volksbewegung in Belarus und – ja, auch das gehört dazu: die Szenen vom Flughafen in Kabul.

Was hiermit nur angedeutet werden kann, ist dies: Der Traum, den viele 1989 haben konnten, ist eingeholt worden von Vorgängen, die eher etwas mit Alpträumen und Traumata zu tun haben, Befreiung auch als eine Öffnung der Büchse der Pandora.

Es bringt nicht viel, im Nachhinein die Vordenker Mitteleuropas der Träumerei zu bezichtigen, der Naivität oder gar der Romantik. Es führt nicht weit, Traum und Wirklichkeit, Idee und Realität zu konfrontieren und im Nachhinein nicht ohne triumphale Gesten darauf hinzuweisen, wie sehr sich doch die Idee wieder einmal blamiert hat. Sie haben nur etwas getan, was man in der Sprache von Reinhart Koselleck beschreiben kann als die Formulierung eines neuen Erfahrungs- und Erwartungshorizonts. Oder, wie Robert Musil im *Mann ohne Eigenschaften* über das Ineinander von Wirklichkeitssinn und Möglichkeitssinn gesagt hat: »Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muss es auch Möglichkeitssinn geben«.

Auf alles gefasst sein

Die Zeit ist über die Erfahrung von 1989 und folgende hinweggegangen. Eine neue Wirklichkeit hat sich aufgebaut, eine, die bis vor kurzem immer wieder als »unvorstellbar« beschrieben wurde. Kaum jemand hat sich damals vorstellen können, dass die Protatonisten einer zivilgesellschaftlichen Umwälzung einmal Propagandisten einer »illiberalen Demokratie« werden würden. Niemand hat sich die brennenden Türme des World Trade Center vorstellen können, in Wirklichkeit, nicht als Katastrophenfilm. Viele ahnten, dass etwas nicht stimmen kann, aber dass es 2008 zum Fast-Absturz des globalen Finanzsystems kommen würde, geschah eher hinter dem Rücken des Publikums. Und dass ein Virus die ganze Welt für einen Augenblick zum Stillstand bringen würde, auch das war wohl eine schockierende, unerhörte Erfahrung.

Allenthalben spricht man von der »Welt aus den Fugen«, »Zeit aus den Fugen«, vom »Ende aller Gewissheiten«. Historiker sind nicht zuständig für die Zukunft, in der sich eher Propheten oder Cassandra auskennen. Aber Historiker sind auch Zeitgenossen, und sie haben Teil an der unsicher gewordenen Welt und der Verunsicherung, die zu verschweigen nicht möglich ist. Ich kann mich nicht wirklich zur »geistigen Situation der Zeit« äußern, wie das in Abständen und

meist in Situationen des Umbruchs versucht worden ist. Es sind eher Reflexionen der eigenen Tätigkeit.

Vielleicht müssen wir gar nicht so erstaunt sein über das Ausmaß der Verunsicherung, sind wir doch Augen- und Ohrenzeugen eines ungeheuren Vorgangs geworden, das Ende einer Konstellation des Kalten Krieges und der zweigeteilten Welt, die nun auseinanderdriftet und sich neu konfiguriert, mit neuen Zentren, mit Abstieg der einen und Aufstieg der anderen und den dabei unvermeidlichen Reibungen und Konflikten, über deren Ausgang wir nichts wissen können. Was mir aber gewiss erscheint als Historiker und Zeitgenosse, ist, dass die über uns gekommenen oder hereinstürzenden Ereignisse uns eigentlich darüber belehren müssten, dass die Zukunft sich meist nicht dem Erwartungshorizont fügt, der sich aufgebaut hat und der schon gar nicht nach einem Plan verläuft. Man konnte 1989 leicht die Vorstellung haben, dass sich nun alles zum Guten oder sogar Besten fügen würde, dass es doch so etwas wie eine Logik des Fortschritts gebe, ja selbst der Begriff der Transformation schien nicht nur neutral etwas objektiv zu beschreiben, sondern meinte zugleich ein inhärentes Ziel, ein *telos*, und Vieles, was man sich – nicht zuletzt in den *think tanks* der Transformationsforschung – zurecht gelegt hatte, war nicht frei von einer insgeheimen Teleologie, geprägt von einer Prozesslogik des Fortschritts und spontaner Fortschrittzuversicht. Viele Historiker, und ich nehme mich nicht davon aus, mussten neu lernen, noch einmal in die Schule gehen und erst einmal zur Kenntnis nehmen, dass sie es verlernt hatten, sich auf Brüche, Umstürze, die Disruption – den Augenblick der Wahrheit – einzustellen, auch wenn sie viel über Revolutionen, Kriege usw. gearbeitet hatten. Vielleicht trifft der Titel von Christopher Clarks Buch zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs – *Die Schlafwandler* – nicht nur für jene fatale Konstellation vom Juni 1914 zu, sondern beschreibt einen Zustand, in dem sich Gesellschaften, Staaten, Systeme in langen Stabilitätsphasen eingerichtet haben bis zu dem Punkt, in dem auf einmal das Selbstverständliche aufhört, selbstverständlich zu sein, wie das in Krisen und Katastrophen dann geschieht. Die Lehre für mich ist, durch das Miterleben dieser Umbruchzeit beschleunigt, die Wiederkehr der

Wucht der Kontingenz, also jener zufällig scheinenden, aber doch nicht zufälligen, wie aus heiterem Himmel kommenden Ereignisse, in denen Kräfte zusammenschießen und Konstellationen auseinander gesprengt werden, die bis dahin nicht wahrgenommen worden sind, die nicht – wie man heute sagt – »auf dem Radarschirm« waren. Der Schock der Plötzlichkeit, das Aussetzen des Gewohnten und Vertrauten, die Fassungslosigkeit gegenüber einem Ereignis, für das man keine Worte hat – und worüber man dann, so Ludwig Wittgenstein, auch zu schweigen hat –, das Erschrecken, das einen unvorbereitet trifft – das sind meines Erachtens Erfahrungen, die auch den Modus der Wahrnehmung von Geschichte und die Geschichtsschreibung selbst beeinflussen: Man wird herausgerissen aus der Prozesshaftigkeit und den Routinen der *longue durée* und muss sich einstellen auf die Situation, in der alles kippt. Über die verzögerte Wahrnehmung in der langen Endzeit des alten Europa hat ebenfalls Musil im *Mann ohne Eigenschaften* geschrieben: »Ein grosses Ereignis ist im Entstehen. Aber man hat es nicht gemerkt«.

Man kann die Überrumpelung durch das unvorhergesehene Ereignis, den Einbruch der Kontingenz als die Stunde des Erwachens, der Desillusionierung und damit der Selbstaufklärung verstehen, und wo wir, die nun so viel zusammengetragen haben an Vergangenheitswissen, ratlos da stehen. Ernst Bloch hat in einer unübertrefflichen Formulierung klar gemacht, dass es nicht die Vergangenheit ist, über die wir als Nachgeborene und Mehrwissende verfügen können, und dass nicht die Zukunft, über die wir ungestraft paradiesische oder apokalyptische Vorstellungen entwickeln dürfen, das Schwierigste ist, sondern die Gegenwart. Er sprach von der Gegenwart als dem »Dunkel des gelebten Augenblicks«, und er meinte damit, dass wir gleichauf mit dem Tumult und dem Chaos der Ereignisse sind, in denen es die privilegierte Position des Überblicks nicht gibt und in der es ganz und gar auf Geistesgegenwart, Gegenwartsbewusstheit, auf Wachheit ankommt, auf Navigieren in einem offenen Gelände, in dem sich alle Koordinaten verschieben. Aus Geschichte kann man etwas lernen, indem man sich vertraut macht mit bestimmten Situationen, aber Geschichte liefert keine Rezepte, Analogieschlüsse

führen meist in die Irre. Hannah Arendt hat für diese Situation – das Hinaustreten in das Offene, das die Gegenwart ist – von einem »Denken ohne Geländer« gesprochen. Eigentlich ist eine Umbruchszeit, eine Interimszeit, in der alt gewordene Zustände abgewickelt werden und sich die neuen erst in Umrissen zeigen, die ideale Situation, auf Entdeckungsfahrt zu gehen – mit oder trotz all der Risiken, die damit immer verbunden sind.

Mitteleuropa ist auf eine glückliche Weise in einem größeren Europa aufgegangen, und man kann nur hoffen, dass jenes Mitteleuropa, das sich gesondert im Visegrád-Bündnis gefunden hat, dem größeren Europa zur Stärkung gereicht. Nach dem Zerfall der Imperien und der Wiederkehr der »ostmitteleuropäischen Kleinstaaterei«, vor der der große ungarische Historiker István Bibó nach dem Krieg so sehr gewarnt hatte, sieht man sich um, ob nicht doch etwas aus den alten Imperien für heute zu lernen ist. Man hat die Europäische Union manchmal mit einem post-imperialen, mit einem liberalen Imperium neuen Typs verglichen und naturgemäss den Blick auf die Donau-Monarchie gerichtet, durchaus nicht nostalgisch. Und vieles, was über »Kakanien«, dem wohl unbestrittensten Terrain des alten Mitteleuropa gesagt wurde, trifft ja auch auf die Europäische Union zu. Ich muss hier wieder Robert Musil zitieren:

»Dort, in Kakanien, diesem seither untergegangenen, unverstandenen Staat, der in so vielem ohne Anerkennung vorbildlich gewesen ist, gab es auch Tempo, aber nicht zuviel Tempo. Sooft man in der Fremde an dieses Land dachte, schwebte vor den Augen die Erinnerung an die weissen, breiten wohlhabenden Straßen aus der Zeit der Fussmärsche und Extraposten, die es nach allen Richtungen wie Flüsse der Ordnung, wie Bänder aus hellem Soldatenzwillich durchzogen und die Länder mit dem papierweissen Arm der Verwaltung umschlangen. Und was für Länder! Gletscher und Meer, Karst und böhmische Kornfelder gab es dort, Nächte an der Adria, zirpend von Grillenunruhe, und slowakische Dörfer, wo der Rauch aus den Kaminen wie aus aufgestülpten Nasenlöchern stieg und das Dorf zwischen zwei kleinen Hügeln kauerte ... Natürlich

rollten auf diesen Straßen auch Automobile; aber nicht zuviel Automobile! Man bereitete die Eroberung der Luft vor, auch hier; aber nicht zu intensiv.« ... »Und verwaltet wurde dieses Land in einer aufgeklärten, wenig fühlbaren, alle Spitzen vorsichtig beschneidenden Weise von der besten Bürokratie Europas, der man nur einen Fehler nachsagen konnte: sie empfand Genie und geniale Unternehmungssucht an Privatpersonen, die nicht durch hohe Geburt oder einen Staatsauftrag dazu privilegiert waren, als vorlautes Benehmen und Anpassung.«

Es ist nicht schwer, diese Charakterisierung in die Sprache unserer Zeit – *muddling through* – zu übersetzen. Nicht ohne Faszination schauen wir auf die ungeheure Komplexheit dieses mitteleuropäisch-kakanischen Gebildes und dass es überhaupt so lange funktioniert hat. Wenn man heute von transnationaler, multiethnischer, multikultureller und multireligiöser Gesellschaft spricht, dann kommt man am Studium der unüberbotenen Komplexheit dieser Region, ihres Management und ihres letztlich Scheiterns nicht vorbei. Man hat den Eindruck, dass alle diese Probleme schon einmal erörtert worden sind. Kakanien als Laboratorium eines modernen Europa. Das ist beschrieben worden in Carl Schorskes Buch zu Gesellschaft und Kultur Wiens im *fin-de-siecle*, und diesem Thema war die große Zusammenschau *Traum und Wirklichkeit. Wien 1870–1930* gewidmet. Wenn man sich noch einmal den Katalog ansieht und mit Hans Hollein virtuell durch die Ausstellung geht, dann wird einem die unüberbotene Komplexheit, ihre Produktivität und die Suche nach einem Ausweg vor Augen geführt. Das ist das Nebeneinander und die Konfrontation der in diesem Raum generierten Kräfte: die blutbefleckte Uniform Franz Ferdinands und »Der Kuss« von Gustav Klimt, die grauen Gestalten der Namenlosen auf den Schlachtfeldern von Egger-Lienz, Winterthalers Sissi-Bildnis, Sigmund Freuds Couch und Ludwig Wittgensteins »Tractatus logico-philosophicus«, Mahlers Fünfte und der Karl-Marx-Hof, »Die letzten Tage der Menschheit« von Karl Kraus und die Loos-Bar aus Marmor und Chrom, Theodor Herzls »Der Judenstaat« und Bürgermeister Luegers Projekte zur

Infrastruktur eines sozialen Wien, der pompös inszenierte Festzug Hans Makarts und Otto Wagners moderne Hauptstadtplanung. Wir wissen heute, wie alles geendet hat, nach bürgerkriegsähnlichen Zuständen und dem Sieg der Austrofaschisten, nach dem sogenannten Anschluss und der Ankunft von Adolf Eichmanns Behörde in der alten Hauptstadt.

Ein angemessener, d. h. nicht nostalgisch-verklärender oder herablassend-oder gar denunziatorischer Blick auf Kakanien bzw. Mitteleuropa, würde uns etwas von der schon einmal erreichten Komplexheit und dem Arbeiten an dieser Komplexheit vor Augen führen, und von der Katastrophe, die eintritt, wenn sie nicht gemeistert wird. Was sich im Zentrum Mitteleuropas akkumuliert hatte, ging unter oder strahlte aus in Regionen der Welt. Die mitteleuropäische Situation gab es jetzt anderswo: in den Ankunftsorten der Immigranten und Exilanten in der Neuen Welt, in der Lower East Side oder an den Universitäten. Der Wiener Kreis strahlte in die ganze Welt aus: Rudolf Carnap in Chicago, Karl Popper in Oxford, Ludwig Wittgenstein in Cambridge, Martin Buber in Palästina, Leo Szillard und John von Neumann in den Laboratorien des Manhattan Projects, Sigmund Freud in London, Richard Neutra und Rudolph Schindler bauen das neue Los Angeles, für Chicago entwirft Adolf Loos den Chicago Tribune Tower, Arnold Schönberg in Santa Monica und Otto Neurath, das *enfant terrible* des Wiener Kreises, geht über Moskau und Prag in die Niederlande und stirbt in Oxford. Man könnte mühelos die Liste verlängern und weitere Kapitel anfügen. Man könnte das in gewissem Sinne als eine *translatio imperii*, erzwungen durch die über Mitteleuropa hereingebrochene Gewalt, bezeichnen.

Das ist Geschichte, und es ist nicht ausgemacht, ob wir wirklich über diese Zeit hinaus sind. Wir konnten uns bis vor kurzem ja auch nicht die Rückkehr des Krieges nach Europa, die Greuel der ethnischen Säuberung, antisemitische Verschwörungsgeschichten oder Schauprozesse stalinistischen Stils vorstellen. Alles ist offen, es gibt keine Garantie für ein *Happy End*. Ob Europa unter dem Stress der vielen und oft gleichzeitigen Krisen standhält, zusammenhält oder auseinanderbricht, kann niemand sagen. Mit Beschwörungen und

Predigten ist wenig auszurichten. Sich umzusehen in der Schönheit unserer Städte und Landschaften und sich von der Einfallskraft der Menschen, die überall versuchen, mit den schwierigsten Umständen fertig zu werden, inspirieren zu lassen, wäre allerdings selbst ein Quell der Zuversicht. Ratlosigkeit ist nicht nur ein beklagenswerter Zustand, sondern auch eine Chance. Zeiten wie die jetzigen sind eigentlich Zeiten des Aufbruchs, der Suchbewegungen, des Sich-Abstoßens vom vertrauten Ufer – mit all den Risiken, die damit verbunden sind. Alexander von Humboldt und sein Begleiter Aimé Bonpland sind am 6. Mai 1799 von La Coruna aus in See gestochen. Niemand hätte damals sagen können, dass am Ende die zweite Entdeckung Amerikas stehen würde. Eine Such- und Erkundungsbewegung dieser Art in andere Richtungen ist heute wieder fällig, wenn wir herausfinden wollen, ob und wie sich Europa in der rasend sich verändernden Welt behaupten können. Im »Dunkel des gelebten Augenblicks« kommt es vor allem auf eines an: Hellwachheit. Die Devise lautet: auf alles gefaßt sein.

DRITTER TEIL

DIE FRÜHJAHRSTAGUNG IN BERLIN
VOM 17. BIS 20. JUNI 2022

VORTRÄGE IM LEIBNIZSAAL
DER BERLIN-BRANDENBURGISCHEN AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN
AM 18. JUNI 2022



Max Planck*

KLAUS VON KLITZING

MAX PLANCK : SEINE KONSTANTE UND
UNSER NEUES KILOGRAMM

Max Planck ist nicht nur als Physiker, sondern auch als engagiertes Mitglied beim Orden Pour le mérite bekannt. Schon drei Jahre vor seinem Nobelpreis wurde er im Jahr 1915 in den Orden aufgenommen, war Vizekanzler in den Jahren 1925–1930 und führte den Orden seit 1930 für 17 Jahre als Kanzler. Parallel dazu war er auch ab 1930 Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und organisierte nach 1945 die nach ihm benannte MPG.

Max Planck (der in seiner Geburtsurkunde vermerkte Vorname Marx hat sich nicht durchgesetzt) gilt als Begründer der Quantentheorie, die er am 14. 12. 1900 in einem Vortrag bei der Sitzung der Deutschen Physikalischen Gesellschaft unter dem Titel »Zur Theorie des Gesetzes der Energievertheilung im Normalspektrum« vorstellte.¹ Ihm gelang es, eine Formel für die Strahlung eines Schwarzen Körpers aufzustellen, wobei er zwei Energiegrößen einführte: eine thermische Energie kT (T = Temperatur, k = eine Konstante, die später als Boltzmann-Konstante eingeführt wurde) und eine Strahlungsenergie $h\nu$ (ν = Frequenz der Strahlung, h = die für diesen Beitrag wichtige Planck-Konstante). Die Einführung des Energiequants $h\nu$ bezeichnete Planck als »Akt der Verzweiflung«, sie wird heute jedoch als

Grundpfeiler der Quantentheorie angesehen. So wurde Max Planck zum »Revolutionär wider Willen«. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts waren nämlich alle Physiker davon überzeugt, dass Licht ausschließlich als Welle mit allen charakteristischen Welleneigenschaften wie Lichtbeugung und Interferenzen beschrieben werden kann. Die von Planck eingeführte Beziehung $E = h\nu$ besagt jedoch, dass Licht, oder allgemein elektromagnetische Strahlung, aus Energiepaketen besteht und es eine kleinste Lichtenergie gibt, die mit der Frequenz der Strahlung ansteigt. Erst Einstein erkannte, dass diese Lichtquanten eine reale Bedeutung haben und z. B. das Heraus schlagen von Elektronen aus einem Metall erst dann möglich wird, wenn die Frequenz des Lichtes groß genug ist.² Für die Interpretation dieses »lichtelektrischen Effektes« erhielt Einstein den Nobelpreis für Physik 1921.

Max Planck hat bei seiner Veröffentlichung über das Strahlungsgesetz ein extra Kapitel mit der Überschrift »Natürliche Maasseinheiten« eingefügt, da sein besonderes Interesse nicht der Quantentheorie, sondern den von ihm entdeckten Naturkonstanten galt. Zusätzlich zu den schon damals bekannten Konstanten c für die Lichtgeschwindigkeit und f für die Gravitationskonstante konnte er in Kombination mit seinen Konstanten h und k neue Maßeinheiten einführen, die später als Planck-Einheiten bekannt wurden. So heißt es in dem 1900 von Max Planck veröffentlichten Beitrag:³

»Dem gegenüber dürfte es nicht ohne Interesse sein zu bemerken, dass die Möglichkeit gegeben ist, Einheiten für Länge, Masse, Zeit und Temperatur aufzustellen, welche, unabhängig von speziellen Körpern oder Substanzen, ihre Bedeutung für alle Zeiten und für alle, auch ausserirdische und aussermenschliche Culturen notwendig behalten und welche daher als »natürliche Maasseinheiten bezeichnet werden können«.

Diese Vision konnte jedoch zur damaligen Zeit nicht in die Praxis umgesetzt werden, da die von Max Planck eingeführten »natürlichen Einheiten« nicht mit ausreichender Präzision realisiert werden konn-

Planck-Länge:	$\sqrt{\frac{h \cdot f}{c^3}} = 4,13 \cdot 10^{-33} \text{ cm}$	$h = \text{Planck-Konstante}$
Planck-Masse:	$\sqrt{\frac{h \cdot c}{f}} = 5,56 \cdot 10^{-5} \text{ g}$	$f = \text{Gravitations-Konstante}$
Planck-Zeit:	$\sqrt{\frac{h \cdot f}{c^5}} = 1,38 \cdot 10^{-43} \text{ s}$	$c = \text{Lichtgeschwindigkeit}$
Planck-Temperatur:	$\sqrt{\frac{h \cdot c^5}{k^2 \cdot f}} = 3,50 \cdot 10^{32} \text{ K}$	$k = \text{Boltzmann-Konstante}$

Abb. 1: Natürliche Maßeinheiten für Länge, Masse, Zeit und Temperatur auf der Basis der von Max Planck eingeführten Naturkonstanten h und k .

ten und für praktische Anwendungen unbrauchbar sind. Längen von 10^{-35} Meter oder Zeiten von 10^{-43} Sekunden haben keine praktische Bedeutung im täglichen Leben. Die Planck-Einheiten sind in Abb. 1 zusammengestellt.

Zum Glück hat Max Planck die elektrische Ladung e eines Elektrons nicht in seine Betrachtungen von natürlichen Maßeinheiten einbezogen, sonst hätte er möglicherweise auch einen natürlichen elektrischen Widerstand mit einem Wert von $h/e^2 \approx 25813$ Ohm gefunden. Im Gegensatz zu den Planck-Einheiten für Länge, Zeit, Masse und Temperatur liegt der Wert dieses Naturwiderstandes exakt in einem einfach zugänglichen Messbereich am Übergang zwischen einem schlecht leitenden Isolator und der metallischen Leitfähigkeit und ist somit von großer praktischer Bedeutung. Meine im Jahr 1980 gemachte Zufallsentdeckung, dass ein solcher Naturwiderstand mit Hilfe des Quanten-Hall-Effektes überall in der Welt mit höchster Präzision und relativ geringem experimentellen Aufwand realisiert werden kann, hat den experimentellen Zugang zu Präzisionsmessungen von Naturkonstanten erleichtert und zu einer Revolution in der Metrologie, der Wissenschaft des Messens, geführt.⁴

Max Plancks Vision eines Maßsystems auf der Basis von Naturkon-

Definierende Konstanten	Symbol	Numerischer Wert	Einheit
Hyperfein-Übergang ^{133}Cs	$\Delta\nu_{\text{Cs}}$	9 192 631 770	Hz
Lichtgeschwindigkeit	c	299 792 458	m/s
Planck-Konstante	h	$6.626\,070\,15 \times 10^{-34}$	J s
Elementarladung	e	$1.602\,176\,634 \times 10^{-19}$	C
Boltzmann-Konstante	k	$1.380\,649 \times 10^{-23}$	J / K
Avogadro-Konstante	N_{A}	$6.022\,140\,76 \times 10^{23}$	mol ⁻¹
Photometrisches Strahlungsäquivalent	K_{cd}	683	lm/W

Tabelle 1: Zusammenstellung der seit 20. 5. 2019 weltweit gültigen Werte für Naturkonstanten, die das neue Einheitensystem definieren. Die numerischen Werte wurden so festgelegt, dass die historisch gewachsenen Definitionen für die Basiseinheiten unseres Maßsystems nur unmerklich verändert wurden.

stanten wurde nach jahrzehntelangen Vorbereitungen am 20. 5. 2019 weltweit in die Praxis umgesetzt.⁵ Auf der als historisch bezeichneten 26. Tagung der Generalkonferenz für Maße und Gewichte in Versailles wurde einstimmig beschlossen, alle Messungen auf die in Tabelle 1 zusammengestellten Werte für Naturkonstanten zu beziehen. Wichtig bei dieser Entwicklung war, dass verschiedene experimentelle Methoden entwickelt wurden, wie man ausgehend von festgelegten Werten für Naturkonstanten Maßeinheiten mit ausreichender Präzision realisieren kann. Insbesondere die Neudefinition des Kilogramms auf der Basis eines festgelegten Wertes für die Planck-Konstante $h \equiv 6,626\,070\,15 \times 10^{-34} \text{Ws}^2$ hat in der Öffentlichkeit große Beachtung erfahren. Max Planck wäre von dieser Entwicklung begeistert gewesen, da er besonderes Interesse an Naturkonstanten und ihrer Bedeutung hatte. Deshalb ist auf den Gedenksteinen in der Nähe seines Geburtshauses in Kiel und am Grab in Göttingen der (relativ ungenaue) Zahlenwert $h = 6,62 \times 10^{-34} \text{Ws}^2$ vermerkt (s. Abb. 2)



Abb. 2: Gedenksteine für Max Planck an seinem Geburtsort Kiel und auf dem Stadtfriedhof in Göttingen mit Angabe des Wertes für die Planck-Konstante h (Photos: v. Klitzing)

Der nunmehr festgelegte Wert für h mit 8 Dezimalstellen wird dagegen auf ewige Zeiten unveränderbar bleiben und kann nicht mehr Neubestimmt werden. Das bedeutet ein Paradigmenwechsel in unserem Einheitensystem.

In der Vergangenheit wurde ein historisch gewachsenes System von Einheiten für die im Alltag besonders wichtigen Größen wie Länge, Zeit, Masse usw. verwendet. Im 18. Jahrhundert gab es jedoch alleine in Frankreich etwa 250.000 unterschiedliche Maßeinheiten, und erst die Meterkonvention von 1875 führte zu international akzeptierten Definitionen für die Längeneinheit Meter und die Masseinheit Kilogramm. Die Grundidee war, Eigenschaften der Erde als globale Referenzgröße für alle Messungen zu verwenden und den Umfang der Erde für Längenmessungen und ein bestimmtes Volumen von Wasser als Masseinheit zu definieren. Da die entsprechenden Präzi-

sionsmessungen extrem aufwändig sind, einigte man sich, Prototypen für das Urkilogramm und das Urmeter herzustellen und als offizielle Referenzgrößen zu akzeptieren. Diese Unikate sollten möglichst genau den Definitionen entsprechen, dass der Abstand vom Nordpol zum Äquator 10.000 km und 1 dm³ Wasser ein Kilogramm ist, und dauerhaft in einem Safe beim Internationalen Büro für Maß und Gewicht in Paris aufbewahrt werden. Kopien für die verschiedenen Länder sollten für ein weltweit gültiges Einheitensystem sorgen. Leider sind solche Artefakte nicht stabil genug, und es ist bekannt, dass wachsende Unterschiede bei Massevergleichen zwischen dem Urkilogramm und den in den verschiedenen Ländern aufbewahrten Kopien beobachtet werden. Eine mögliche Ursache für diese Instabilität kann das Ausdiffundieren von Gasen aus dem Metall sein, da abhängig vom Herstellungsprozess unterschiedliche Mengen von Gasen im Metall gelöst werden. Diese Unzulänglichkeit von Artefakten im Vergleich zu Naturkonstanten stellte Max Planck mit der Bemerkung heraus, dass es mit Hilfe von Naturkonstanten möglich sein sollte, stabile Einheiten unabhängig von speziellen Körpern und Substanzen zu realisieren. Da Naturkonstanten nach unserem jetzigen Wissensstand zeitlich und räumlich unverändert bleiben, ist es logisch, diesen Konstanten einen festen Wert zuzuordnen. Die Konsequenz ist, dass frühere Festlegungen wie Urmeter, Urkilogramm oder astronomische Zeiteinheiten nicht mehr Bestandteil unseres Einheitensystems sind.

Als die Büste von Max Planck am 15. 7. 2022 in der Walhalla-Ruhmeshalle aufgenommen wurde, wurde die Aufwertung der Planck-Konstanten als wichtige Basis für unser neues Einheitensystem besonders hervorgehoben. Auch bei den großen Feierlichkeiten zu Plancks 80. Geburtstag am 23. 4. 1938 spielte die Planck-Konstante eine herausragende Rolle. Plancks Mitarbeiter Werner Heisenberg, Peter Debye und Herbert Stuart hatten eine Theateraufführung mit dem Titel »Die Präzisionsbestimmung des Planckschen Wirkungsquantums« aufgeführt. Der mit viel Humor experimentell erzeugte Wert $h = 6,543210 \times 10^{-27}$ für die Planck-Konstante wurde als Geburtstagsgeschenk überreicht.⁶

Die Idee, unveränderliche und im ganzen Universum vorhandene konstante Größen in der Metrologie einzusetzen, wurde schon 1967 mit der internationalen Einführung der Cäsium-Atomuhr verwirklicht. Im Jahr 1983 wurde dann auch das Meter auf eine Naturkonstante zurückgeführt, indem für die Lichtgeschwindigkeit der Wert $c \equiv 299\,792\,458$ m/s festgelegt wurde. Seitdem lautet die Definition für die Längeneinheit Meter: Der METER ist die Länge der Strecke, die Licht im Vakuum während der Dauer von $1/299\,792\,458$ Sekunden durchläuft. In derselben Weise lautet die heutige Definition für das Kilogramm: Das KILOGRAMM ist diejenige Masse, die sich aus der Festlegung der Planck-Konstanten mit dem Wert $h = 6,626\,070\,15 \times 10^{-34}$ Js ergibt.

Bei der Neudefinition des Kilogramms durch einen festgelegten Wert für die Planck-Konstante kamen Bedenken auf, ob eine Verknüpfung des wohlbekannten Kilogramms mit einer Größe aus der Quantentheorie in der breiten Öffentlichkeit akzeptiert werde. Für einen Nichtphysiker ist es auf den ersten Blick unverständlich, wie ein Zusammenhang zwischen der Planck-Konstanten und der Masse m hergestellt werden kann. Da jedoch auch der Laie von der weltbekannten Einsteinformel $E = mc^2$ gehört hat, folgt aus einer Kombination mit der von Planck eingeführten Beziehung $E = hv$ die direkte Verknüpfung zwischen h und m .

Zurzeit gibt es zwei unterschiedliche experimentelle Verfahren, wie man ausgehend von einem festen Wert für die Planck-Konstante h ein Kilogramm mit einer Genauigkeit von besser als 0,05 mg herstellen kann. Am anschaulichsten ist die Realisierung eines Kilogramms über eine feste Anzahl von Atomen. Dieses ist heutzutage möglich, da durch die Festlegung der Planck-Konstanten atomare Massen wie das Elektron beim Wasserstoffatom mit sehr großer Genauigkeit bekannt sind. In der Praxis geht man von der atomaren Masse eines Siliziumatoms aus, da man in der Halbleiterindustrie gelernt hat, sehr gute Silizium-Einkristalle herzustellen. Die Abstände zwischen den Atomen in diesen Kristallen können mit Röntgenverfahren sehr genau bestimmt werden, sodass die Anzahl von Atomen in einem Kristall durch eine relativ einfache Volumenmessung berechnet werden kann. Insbesondere die Physikalisch Technische Bundesanstalt in

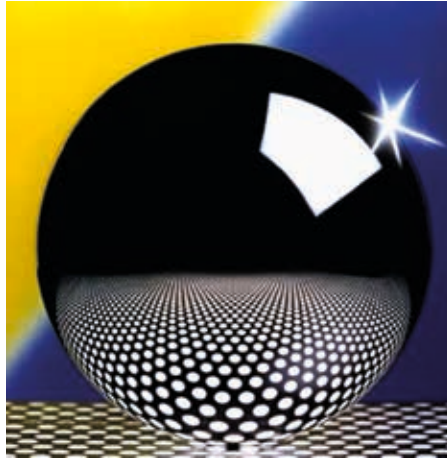


Abb. 3: Kilogramm Realisierung mit Hilfe der gemessenen Anzahl von Atomen in einem Silizium-Einkristall (Photo: PTB)

Deutschland hat Pionierarbeit auf diesem Gebiet geleistet, und die in Abb. 3 gezeigte Siliziumkugel ist eine anschauliche Realisierung unseres neuen Kilogramms auf der Basis der Planck-Konstanten.

Weltweit verbreiteter ist jedoch die Kibble-Waage für die Realisierung eines elektronischen Kilogramms, bei der die mechanische Kraft eines Kilogramms durch eine elektrisch erzeugte Kraft (ähnlich wie beim Elektromotor) kompensiert wird. Glücklicherweise gibt es neben dem Quanten-Hall-Effekt für einen Quantenwiderstand auch den Josephson-Effekt, der die Bereitstellung eines Quanten-Volts auf der Basis der Josephson-Konstanten $2e/h$ erlaubt. Damit können alle elektrischen Größen sehr präzise mit Naturkonstanten verknüpft werden. Somit kann auch mit Hilfe der Kibble-Waage die Masseneinheit Kilogramm auf die Planck-Konstante h zurückgeführt werden. Mit den in Tabelle 1 festgelegten Werten für Naturkonstanten ist es überall im Universum möglich, nur über physikalische Gesetzmäßigkeiten Maßeinheiten herzustellen.



Abb. 4: Die 7 Basiseinheiten unseres internationalen Einheitensystems mit den etablierten Basiseinheiten Kilogramm, Meter, Sekunde, Ampere, Kelvin, Mol und Candela (äußerer Ring) sowie den zugeordneten Naturkonstanten (innerer Ring). Quelle: BIPM

len, die »für alle Zeiten, für alle Kulturen« ihre Gültigkeit behalten. Diese Vision wurde bei der Einführung des metrischen Maßsystems während der Französischen Revolution angestrebt, konnte aber erst heute im Zeitalter der Quantenphysik zuverlässig umgesetzt werden. Insofern wird die seit 20. 5. 2019 gültige Festlegung unserer sieben Basiseinheiten als größte Revolution in der Metrologie seit der Französischen Revolution bezeichnet. Der Übergang vom alten zum neuen Einheitensystem ist in Abb. 4 zusammengefasst, wo der äußere Ring die historisch gewachsenen Basiseinheiten Kilogramm, Meter, Sekunde, Ampere, Kelvin, Mol und Candela aufführt und im inneren Ring die zugeordneten Naturkonstanten angegeben sind. Die Planck-Konstante h hat somit einen Ehrenplatz im neuen SI-Einheitensystem eingenommen und bildet die Basis für alle Masse-Messungen.

Mit der Einführung des neuen Einheitensystems ist jedoch noch nicht der Schlusspunkt in der Entwicklung und der Definition sehr

genauer und reproduzierbarer Einheiten gesetzt. Gerade die Basis-einheit Sekunde, die mit der Cäsium-Atomuhr sehr genau realisiert werden kann und nicht nur beim GPS eine wichtige Rolle spielt, wird noch eine Änderung erfahren. Es gibt nämlich in der Natur Oszillatoren, die noch genauer und stabiler schwingen als die Elektronen des Cäsium Atoms. Die Zeitdauer einer Sekunde wird sich jedoch in keinerlei Weise verändern, sie wird nur genauer messbar sein.

Max Planck würde bemängeln, dass im neuen Einheitensystem die Gravitations-Konstante nicht auftritt, so wie es bei den Planck-Einheiten (s. Abb. 1) der Fall ist. In der Tat ist die Gravitationskonstante eine extrem wichtige Fundamentalkonstante, die jedoch experimentell nicht sehr genau gemessen werden kann. Da es in der Metrologie auf Genauigkeit und praktische Anwendung ankommt, wird die Gravitationskonstante keine Chance haben, in die Liste der SI-Basis-einheiten aufgenommen zu werden. Sie würde dann nämlich unsere Definition der Zeit über sehr präzise Atomschwingungen ersetzen, was aus metrologischer Sicht nicht akzeptabel ist.

Anmerkungen

- * Aufnahme der Büste in die Walhalla am 15. 7. 2022 (Photo v. Klitzing)
- 1 Verhandlungen der Deutschen Physikalischen Gesellschaft 2, 237 (1900).
- 2 A. Einstein, Ann. Phys. (Leipzig) 1905, 322(6), 132.
- 3 M. Planck, Ann. Phys. (Leipzig) 1900, 306, 69.
- 4 K. v. Klitzing, G. Dorda, and M. Pepper, Phys. Rev. Lett. 45, 494 (1980).
- 5 <https://www.bipm.org/en/measurement-units>.
- 6 <https://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1002/bewi.201001404>.

BERNARD ANDREAE

DER MALER APELLES VON KOLOPHON

Das Bild (Abb. 1 und 2), das ich Ihnen heute vorstellen will, ist möglicherweise das schönste aller erhaltenen antike Fresken.

Besonders ansprechend ist dieses Detail (Abb. 2). Goethe meinte, »dass die Hindin mit dem Knäblein vielleicht alles übertrifft, was in der Art je geleistet worden ist.« Das Knäblein unter der Hindin ist ein Detail aus einem berühmten Wandgemälde, das von Herculaneum am Fuß des Vesuvs ins Nationalmuseum von Neapel gebracht wurde. Es stellt dar, wie Herakles bei seiner Wanderung durch Arkadien von der geflügelten Parthenos, dem Sternbild der Jungfrau, wonach das Gebirge im Nordwesten der Peloponnes Parthenope heißt, angehalten und auf das von der Hindin genährte Kind hingewiesen wird.

Kaum jemandem, der sich heute das Horoskop erstellen lässt, ist bewusst, dass es, wie Cicero (*De re publica* 1,14,22) berichtet, Eudoxos von Knidos war, der um 350 v. Chr. die erste Sternkarte mit den zwölf Sternkreiszeichen erstellt hat, in der die Jungfrau dem Monat August zugewiesen war. Eudoxos hat also eine besondere Bedeutung für die Darstellung der Sternkreiszeichen, die aus einer Konstellation bestimmter Fixsterne am Himmel bestehen.

Der hellste Stern der Konstellation Jungfrau, genauer ein Doppeltstern, ist die Spika, zu deutsch Ähre. Und eine Ähre hält die Par-



Abb. 1 und 2: »Die Auffindung des Telephos«. Römisches Fresko aus Her-
culanum im Museo Archeologico Nazionale Neapel. Um 60 n. Chr. Kopie
eines klassischen Gemäldes des Apelles von Kolophon, um 330 v. Chr.

thenos, die Jungfrau des Freskos in der Rechten. Der Maler dürfte demnach die kurz vor der Anfertigung des Gemälde veröffentlichte Karte der Sternkreiszeichen des Eudoxos von Knidos gekannt haben. Sonst wäre die Darstellung nicht zu erklären. Es ist die einzige bekannte Darstellung der Personifizierung eines Sternkreiszeichens in der antiken Kunst.

Das Knäblein, das am Euter der Hindin saugt, ist ein Sohn des Herakles mit Namen Telephos. Er war von dem bösen König Aleos von Tegea in den Bergen Arkadiens ausgesetzt worden und wäre zu Tode gekommen, hätte sein Großvater Zeus, der oberste der olympischen Götter, nicht die Hirschkuh geschickt.

Außerdem hat Zeus den Jungen durch seinen Adler überwachen lassen. Die große, auf dem Felsen thronende Ortsgöttin Arkadia im weißen Gewand stützt sich mit der erhobenen Linken auf einen Stab und lehnt ihre Wange auf die gespreizten Finger der rechten Hand. Ihr Haupt ist geschmückt mit einem Kranz aus den immergrünen Blattpflanzen Efeu und Myrthe, Symbolen für Lebenskraft und Liebe. Mit visionärem Blick schaut sie in die Zukunft. Sie sieht voraus, dass der kleine Sohn des Herakles mit Namen Telephos, das heißt der Fernhin-Leuchtende, als König von Mysien in Kleinasien Pergamon gründen wird.

Hinter dem Haupt der Arkadia taucht ein kleiner, lächelnder Satyrkopf mit spitzen Ziegenohren auf. Seine weißen Zähne sind zwischen den leicht geöffneten Lippen zu sehen. Er hält ein Wurfholz in der Linken und bläst auf seiner Hirtenflöte, einer Syrinx. Bekrönt ist er mit einem einfachen Olivenzweig. So verkörpert er die nur von Hirten bevölkerte Gebirgsregion. Zu beachten ist, wie in seinem dunklen Gesicht, auf Stirn, Nase, Wangen und Kinn, mit bleiweißer Farbe hingepinselte Glanzlichter spielen. Glanzlichter sieht man auch auf den weißen und roten Trauben in dem aus Weidenzweigen geflochtenen Korb neben der Ortsgöttin Arkadia. In deren Erdreich wachsen die Pflanzen, deren Früchte der Korb birgt: Trauben, Granatäpfel, Quitten. Auch auf dem Armreif und auf dem Edelstein des Rings am Finger der Arkadia spielen Glanzlichter.

Dem Adler des Zeus entspricht zu Füßen des Herakles ein Löwe. Es

ist das einzige Lebewesen in dem Bild, das herauschaut und seine Augen dem Betrachter zuwendet, als wolle es diesen um Aufmerksamkeit bitten. Herakles ist vom Rücken gesehen. Er wendet den Kopf zur Seite, so dass man sein bärtiges Gesicht sehen kann, eine Einzelheit, die für die Identifikation des Gemäldes wichtig ist. Der Held trägt unter dem Kranz aus Zweigen im Haar eine weiße Binde, wie sie Könige auszeichnet. Als Vater von Königen beansprucht Herakles selbst königliche Ehren. Die Attribute des Herakles, an denen man ihn erkennt, sind Löwenfell, Keule und Bogen mit Pfeilen im Köcher.

Man ist erstaunt, wie wohl gelungen die ganze perspektivische Komposition ist, obwohl jede Figur offensichtlich ihren eigenen, der Bedeutung angepassten Maßstab hat. Die thronende Ortsgöttin ist riesenhaft. Der Kopf, den die Sitzende mit der Rechten stützt, ragt noch höher auf als der Kopf des stehenden, vom Rücken gesehenen Herakles. Die Parthenos erscheint etwas kleiner als Herakles. Doch der Maler hat dem Gemälde durch die Einfügung der göttlichen Jungfrau Erhabenheit verliehen.

Das Fresko gilt, wie gesagt, allgemein als eines der berühmtesten antiken Bilder. Gleichwohl bleibt die Frage zu beantworten, ob ein Bild mit Figuren, die in durchaus ungewohnter Weise im wahrsten Sinn des Wortes zusammengestellt sind und sich im Maßstab stark unterscheiden, so wie es sich darbietet, hingenommen und hoch geschätzt werden sollte. Ist es am Ende nicht eine Staffage? Als solche wird es in der Tat von angesehenen Forschern bezeichnet.

Man kann deshalb der Frage nicht ausweichen, ob das beim Vesuvausbruch verschüttete und 1738 ausgegrabene Bild in der vorliegenden Form die Kopie eines bedeutenden griechischen Gemäldes klassischer Zeit ist; oder ob es auf ein Vorbild des zweiten Jahrhunderts v. Chr. aus Pergamon, der Hauptstadt des hellenistischen Königreichs der Attaliden, zurückgeht.

Das Letztere ist die Ansicht so gut wie aller zeitgenössischen Archäologen. Sie ziehen diesen Schluss aus dem Vergleich des Herakles in dem Gemälde mit der im Jahre 197 v. Chr. geschaffenen Bronzestatue des sogenannten Thermenherrschers in Rom (Abb. 3). Diese wirkt



Abb. 3: Bronzestatue des Attalos II., sogenannter Thermenherrscher.
197 v. Chr. Rom, Museo Archeologico Nazionale Romano.

in der Tat sehr ähnlich. Sieht man genauer hin, so erkennt man, dass die Bronzestatue ganz anders in den Raum gestellt ist. Von der Zehenspitze des aufgestellten linken Fußes geht eine Spirale durch das linke Bein, das Gesäß und die darauf liegende rechte Hand und weiter nach oben durch den rechten Arm, die Schultern, also durch den ganzen Körper, bis zur linken Hand hinauf, welche sich bis in

die Spitze des Zeigefingers um die Lanze schraubt. Das ist typisch hellenistisch.

Demgegenüber ist der Herakles des Freskos mit seinem Umriss in die Bildebene des Freskos hineingestellt, wie es in der klassischen Kunst des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung üblich ist. Die Ähnlichkeit der Bronzestatue und des Herakles ist also rein äußerlich. Stilistisch sind die beiden Figuren grundverschieden. Man darf ihre Entstehung nicht in die gleiche Zeit datieren. Ich betone noch einmal: Der Herakles ist klassisch, die Bronzestatue hellenistisch.

Das Wandgemälde ist nicht blühend bunt wie römische Fresken gewöhnlich, sondern herb in nur vier Farben gemalt, die aus den Erdfarben in den Tönen schwarz, weiß, aus Ocker gewonnenem Rötel und schwachem Berggrün gemischt sind. Das spricht ebenfalls für die Annahme, es handle sich um die Kopie eines klassischen Gemäldes der Malergruppe, welche ausdrücklich als Vierfarbener bezeichnet wird. Zu dieser Gruppe gehört auch der Schöpfer dieses Bildes. Dessen Name lässt sich aus zwei voneinander unabhängigen Notizen antiker Autoren erschließen. Es war kein Geringerer als der berühmteste griechische Maler, Apelles von Kolophon, der von 370 bis etwa 300 v. Chr. lebte.

Plinius erwähnt in seiner Naturgeschichte (35,94) um 75 n. Chr. ein Gemälde des Apelles im Dianatempel zu Rom: »Es bietet die Darstellung eines vom Betrachter abgewendeten Herakles, dessen Gesicht, was äußerst schwierig darzustellen ist, genau zu sehen ist, und nicht der Vorstellung überlassen wird.« Das trifft exakt auf das Fresko aus Herculaneum zu.

Aelianus schreibt in seinem Werk *Über die Natur der Tiere* (IV 50) um 200 n. Chr., »dass Maler sich freuen, wenn ihnen die Darstellung eines Tieres besonders gut gelungen ist, wie Apelles bei seiner Hirschkuh.« Wieder ist kein anderes antikes Bild bekannt, auf das sich das von Goethe gelobte Detail besser beziehen könnte. Die beiden Notizen von Plinius und Aelianus stützen sich gegenseitig. Wir dürfen also in dem Bild in Neapel die Kopie eines berühmten Bildes von Apelles erkennen.

Plinius (35,97) teilt auch mit, dass Apelles den vier Grundbegriffen



Abb. 4. Thronender Alexander der Große. Römisches Fresko im Haus der Vettii in Pompeji, Kopie eines Gemäldes des Apelles von Kolophon, H 0,30 m, um 60–70 n. Chr.

der Malerei, Licht, Schatten, Farbmischung und Kontrast, als entscheidenden fünften das Glanzlicht hinzufügte. Licht und Schatten modellieren auch die weißen Arme der Arkadia und den hellen Körper des Telephos unter der Hirschkuh. Glanzlichter, die das einfallende Licht direkt ins Auge des Betrachters abstrahlen, sieht man nur auf der dunklen Haut von Herakles oder des kleinen Satyrn, oder besonders schön bei den Trauben im Weidenkorb neben Arkadia. Das ganze Gemälde ist in typisch klassischer Weise komponiert. Eine große Tiefendiagonale wird gekreuzt von einer schwächeren, die vom schräg nach unten ausgestreckten Arm der Parthenos mit dem

weisenden Finger zur Hindin führt. Das ist auch die Blickrichtung des Herakles. Die gleiche Kompositionsform wiederholt sich in der Gruppe von Hindin und Kind. Diese Komposition, welche die Elemente des Bildes dergestalt zusammenführt, dass einem gar nicht mehr auffällt, wie verschieden der Maßstab der einzelnen Figuren ist, darf man als eine besondere, im wahrsten Sinn des Wortes klassische Leistung des Apelles ansehen.

Des weiteren sei noch erwähnt, dass von Apelles gesagt wurde (Quintilianus 12,10,6), er habe alle andere Maler an Anmut übertroffen. Anmut, auf Griechisch *Charis*, ist es, die dieses Bild auszeichnet, das vielleicht das charismatischste aller in den Vesuvstädten ausgegrabenen Gemälde ist.

Schließlich möchte ich kurz erwähnen, dass man noch ein weiteres Fresko (Abb. 4) aus den Vesuvstädten, und zwar aus dem Haus der Vettier in Pompeji auf ein Gemälde des Apelles zurück führen kann. Es stellt den mit herausforderndem Bewegungsmotiv thronenden Alexander den Großen dar, der sich mit der Rechten auf seine Lanze stützt und in der Linken wie Zeus ein Blitzbündel hält. Diese Kunst macht verständlich, warum Alexander der Große sich nur von Apelles malen lassen wollte. Apelles von Kolophon war der fähigste Maler seiner Zeit.

Die berühmtesten Maler der frühen Neuzeit, Botticelli, Dürer, Raffael, Tizian und Caravaggio, wähten sich, wie sie erklärten, Apelles ebenbürtig. Doch sie kannten kein Bild von seiner Hand, sie wussten von seinem Ruhm nur durch die schriftliche Überlieferung. Erst jetzt können wir, durch die Betrachtung der beiden hier erörterten Gemälde, eine anschauliche Vorstellung von der Eigenart dieses alle anderen überragenden griechischen Meisters gewinnen.

Alle Abbildungen nach Photos des Verfassers.

CHRISTOPHER CLARK

GEDANKEN ÜBER DEN UKRAINE-KRIEG

In den letzten Monaten hat es vor historischen Analogien nur so gewimmelt. Das ist nichts Neues. Im Sommer 2008, nach einem kurzen Krieg zwischen Russland und Georgien um Südossetien, behauptete der russische Botschafter bei der NATO, Dimitrij Rogosin, er erkenne in dem Drama, das sich im Kaukasus entfalte, Parallelen zur Juli-Krise von 1914. Er verglich sogar den georgischen Präsidenten, den er als Aggressor betrachtete, mit Gavrilo Princip. Er meinte damit den jungen bosnischen Serben, der den österreichischen Thronfolger und seine Frau am 28. Juni 1914 erschossen hatte. Nach diesen Morden mischte sich Russland in den Konflikt zwischen Serbien und Österreich-Ungarn ein – und verwandelte so einen regionalen Konflikt in einen Weltkrieg. Was also, fragte Rogosin, wenn es Georgien gelingen würde, die Unterstützung der NATO zu erhalten? Könnte dann das Gleiche noch einmal passieren? Aus diesen dunklen Vorzeichen ist nie Wirklichkeit geworden. Die Krise ebte ab. Allerdings blieben die Russen als Besetzer in Südossetien und schufen dort, wie in Abchasien, Transnistrien, Krim und Donbas einen eingefrorenen Konflikt. Keine Spur von einem redlichen Ansatz zu einer geschichtlich begründeten Prognose. Rogosins schräger Vergleich war nichts mehr als eine Warnung an den Westen, sich aus dem Konflikt herauszu-

halten. Der Geschichtsbezug war jedoch historisch unhaltbar und analytisch leer.

Der Appetit auf den vergleichenden Blick in die Vergangenheit hat keineswegs nachgelassen. Es sind aber nicht vorwiegend die Historiker, die diese Analogien hervorbringen. Unsere Schuld ist es nicht! Es sind vor allem die Politiker und Entscheidungsträger, die nach historischen Analogien suchen. Unter den willkürlichsten historischen Analogien der letzten Wochen war die skurrile Behauptung Boris Johnsons, der verzweifelte Überlebenskampf der Ukrainer ähnele den heldenhaften Kämpfen der Briten beim Brexit. Bundeskanzler Olaf Scholz hat den Vergleich gezogen mit der schlagartigen Eskalation der Julikrise 1914, als Mahnung zu Vorsicht und Zurückhaltung. Und niemand arbeitet erfindungsreicher im Lagerhaus der historischen Beispiele als Vladimir Putin. Er war es, der im Jahre 2014, vor dem Hintergrund der ersten russischen Invasion der Ukraine, den Nicht-Angriffspakt zwischen Hitler und Stalin rehabilitierte.

Diese Analogien entsprechen den sehr unterschiedlichen Stilen und Weltanschauungen der jeweiligen Entscheidungsträger. Gemeinsam ist nur die Tatsache, dass sie alle etwas rechtfertigen sollen, eine Handlung oder das Unterlassen einer Handlung. Insbesondere Putins Rehabilitierung des Hitler-Stalin-Pakts geschah 2014 vor dem Hintergrund des russischen Einmarsches in die Ukraine. Wie Timothy Snyder damals herausgestellt hat, hing sie aufs engste mit anderen Bemühungen der russischen Führung zusammen, die Idee einer Teilung Osteuropas zwischen Russland und dem Westen wieder salonfähig zu machen. Im März 2014 hatte das russische Parlament dem polnischen Außenministerium sogar vorgeschlagen, die zwei Länder sollten vielleicht die Ukraine unter sich aufteilen.

Seitdem sind Herrn Putin allerdings auch andere historische Vergleiche eingefallen. Peter der Große sei sein historisches Modell, sagte er neulich bei einem Treffen mit jungen Naturwissenschaftlern und Unternehmern. Über zwei Jahrzehnte habe Peter mit Schweden einen erbitterten Kampf um Land geführt, und damit das russische Reich neu gegründet. Niemand habe damals sein Recht auf diese Territorialgewinne anerkannt, und dabei waren es keine Erober-

rungen, sondern nur Rückeroberungen. »Uns sei es vielleicht auch zugefallen«, fügte er schmunzelnd hinzu, »zu reklamieren und zu verstärken«. Der Große Vaterländische Krieg gegen Nazideutschland ist auch omnipräsent, und nicht nur in der Behauptung, die heutige Ukraine sei nichts anderes als ein Nest von Neonazis und *banderovtsy*, Bandera-Faschisten, sondern auch in der sonderbaren Formel *Mozhem povtorit* – wir schaffen's wieder. Überhaupt ist der rekursive Gestus dieser Formel symptomatisch für das, was der französische Wissenschaftler François Hartog den »Präsentismus« der Gegenwart genannt hat – er meint damit die Unfähigkeit unserer Zeitgenossen, etwas anderes in der Vergangenheit zu finden als das Spiegelbild von uns selbst.

Es geht bei diesen Analogien nicht nur um vereinzelte handlungslegitimierende Analogien, es geht ja um vor allem im russischen Fall um das ganze Ensemble historischer Angleichungen, durch welche die öffentliche Perzeption der politischen Lage eingerahmt und gelenkt werden soll. Die Oxford-er Wissenschaftlerin Jade McGlynn hat in einer Analyse von sieben russischen Nachrichtenquellen während des Ukraine-Konflikts 2014 3.509 »individual historical framing confluences« identifiziert. Wichtig an diesen historischen Gleichstellungen sei die Tatsache, so Jade McGlynn, dass sie nicht nur einen Schlüssel zur Interpretation der Gegenwart anbieten sollten, sondern Hinweise darauf, wie die heutige Situation sich weiter entwickeln muss. Wenn die Ukrainer Nazis und *banderovtsy* sind, dann kann der heutige Kampf nur mit der vollkommenen Beseitigung des faschistischen Widerstands, ja mit einer Wiederholung des großen Sieges vom Jahre 1945 enden. Daher die Bedeutung der Formel *Mozhem povtorit*. So lädt auch der neuere Selbstvergleich mit Peter dem Großen uns ein, über die Möglichkeit, ja sogar die Notwendigkeit eines längerfristigen Kampfes um die benachbarten Westgebiete nachzudenken, eine Aussicht, die vor allem die baltischen Staaten nachdenklich stimmt. Man soll die Systematik, die hinter diesem Geräuschteppich von historischen Manipulationen steckt, nicht unterschätzen.

Wir sollten uns allerdings als denkende, orientierungssuchende Menschen nicht von den einseitigen Manipulationen der Mächtigen ab-

bringen lassen, selbst über mögliche Analogien nachzudenken. Denn wir können nicht gänzlich auf historische Vergleiche verzichten. »Das Licht der Erfahrung«, sagte Samuel Taylor Coleridge, »ist eine Laterne, die am Heck unseres Bootes aufgehängt ist; sie beleuchtet nur die Wellen hinter uns«. Wir wissen als Individuen, dass uns in der Zukunft unvorhersehbare Ereignisse bevorstehen, die uns vor neue, noch nicht erlebte Herausforderungen stellen werden, möchten aber bei deren Bewältigung trotzdem nicht auf das individuelle Gedächtnis verzichten.

Dazu hätte ich ein paar ganz bescheidene Vorschläge. Der erste wäre: von isomorphen, also von Eins-zu-Eins-Vergleichen nach dem Muster: »Putin gleicht Hitler« oder »2022 gleicht 1914« ein bisschen wegzukommen. Diese Gleichsetzungen sind leicht verständlich und sprechen unsere Emotionen an, führen aber fast immer in eine Sackgasse, weil die Ähnlichkeiten immer nur bedingt und partiell sind. Die heutige Krise ähnelt nicht der vom Sommer 1914. Es gibt heute keine binäre kontinentale Bündnisstruktur der Großmächte. Auch wenn viele Staaten sich weigern, offen gegen Putin Stellung zu nehmen, ist Russland heute geopolitisch weitgehend isoliert. Die ganze Balkan-Problematik der Julikrise findet hier kein Echo. Wichtig ist der Vergleich mit 1914 vor allem als Druckmittel gegen Deutschland, weil hiermit das Trauma der vermeintlichen Kriegsschuld mit hineinspielt. Und das kann auf die Entscheidungsträger lähmend wirken, indem es sie veranlasst, die Gefahren des außenpolitischen Aktivismus zu überschätzen und die Gefahren der Passivität zu unterschätzen.

Wir sollten uns also nicht von bestimmten historischen Episoden in den Bann ziehen lassen. Stattdessen sollten wir eklektisch und zieloffen mit der Vergangenheit umgehen. Wo wir Resonanzen aufdecken, sollten wir sie untersuchen und hinterfragen, ohne gleichzeitig davon auszugehen, dass die Zwangslagen, in denen sie eingebettet sind, sich unbedingt in der Gegenwart wiederholen werden. Gerade Letzteres ist wichtig, denn wenn Putin von *banderovtsy* spricht oder sich mit Peter dem Großen vergleicht, wirbt er um Verständnis für die angebliche Notwendigkeit, die Alternativlosigkeit seines Handelns.

Damit geht mein zweites bescheidenes Plädoyer einher, nämlich dass wir unsere Aufmerksamkeit nicht zu ausschließlich auf das 20. Jahrhundert fokussieren. Die Politiker angeln vor allem im 20. Jahrhundert, weil dort die großen Emotionen zu holen sind und weil die starke moralische Polarisierung es ermöglicht, das Böse schlechthin beim Gegner zu suchen (oder im deutschen Sonderfall, bei sich selbst). Mit dieser Moralkeule arbeitet Putin, wenn er von *banderovtsy* und Nazis spricht.

Aber es könnte sein, dass die Relevanz des 20. Jahrhunderts überhaupt zurzeit nachlässt. Als ich Putins Erklärungen zur angeblichen Nichtexistenz der Ukraine als Staat und als Nation gelesen habe, fühlte ich mich stark an das Sankt Petersburger Manifest erinnert. Das war die Erklärung, in der Zar Nikolaus I. am 31. Juli 1848 seine Absicht kundgab, in die Wallachei einzumarschieren. Dort war im vorigen Monat eine Revolution ausgebrochen, in der der Zar und seine Berater eine Bedrohung für die innere Stabilität des russischen Reiches zu erkennen meinten. Das Manifest vom 31. Juli bestand auf dem Unterschied zwischen »großen Staaten«, mit denen Russland gelegentlich auf Augenhöhe verhandeln oder Verträge vereinbaren möge, und bloßen Territorien, die keine anerkannten Staaten seien, sondern nur Provinzen, kurzfristig von Staatschefs regiert, deren Ernennungen sanktioniert werden müssten. Diese Nicht-Ganz-Staaten verdankten ihre Existenz allein den internationalen Verträgen, durch welche sie ins Leben gerufen worden seien. Auch wenn die wallachischen Insurgenten behaupten würden, sie erhoben sich im Namen einer rumänischen Nationalität, sei das eine Lüge, so Nikolaus I., denn das Rumänentum sei eine vorgetäuschte Nationalität, deren Ursprünge nicht nachweisbar wären. Wenn dieses »rumänische« Experiment gedeihen sollte, warnte der Zar, würden sämtliche der diversen Völker des osmanischen Reichs diesem Beispiel bald folgen. Ich glaube nicht, dass sich irgend jemand außerhalb Russlands von dieser hochgesinnten Sorge um die Integrität vom großen imperialen Konkurrenten am Schwarzen Meer täuschen ließ.

Dennoch sind die Parallelen auffallend. Denn auch Putin hat die Existenz der Ukraine als Staat und als Nation wiederholt geleugnet.

Er scheint die Ukraine als bloßes Territorium zu sehen. Für die Ukrainer ist das natürlich nichts Neues. 1848, als ukrainische Patrioten im östlichen Teil der Provinz Galizien eine beschränkte Autonomie innerhalb des Habsburgerreiches forderten, wurden sie – von den *Polen* damals – mit dem Argument abgewiesen, die Ukrainer seien eigentlich Polen, ihre Nationalität sei erst neulich erfunden und so weiter.

Putin hat zwar in den letzten Wochen die Behauptung, er verfolge eine neo-imperiale Politik, wütend zurückgewiesen. Aber auch davon sollte man sich nicht ablenken lassen. In der Regel wird er gerade dann wütend, wenn man ihm zu nahe tritt. Der Hinweis auf Peter den Großen spricht dafür, dass Putin den Ukraine-Krieg als das neueste Stadium einer schon längst in Bewegung gesetzten Entwicklung sieht. Anfang dieses Monats legte ein Abgeordneter der kremlnahen Partei »Einiges Russland« der Staatsduma einen Gesetzentwurf vor, mit dem eine sowjetische Resolution zur Anerkennung der Unabhängigkeit Litauens aufgehoben werden sollte. Dieser Initiative sollte man nicht allzu viel Bedeutung zumessen – Sottisen dieser Art können auch als Loyalitätsbekundungen gemeint sein, das gehört zum Byzantinismus der Putinschen Staatsführung. Aber wir haben in den letzten Jahren die Bedeutung von solchen Signalen eher unter- als überschätzt.

JAMES SHEEHAN

ZUR UKRAINE-DISKUSSION

Heutzutage reden alle von einer Zeitwende, von einer tektonischen Verschiebung in der Geschichte Europas. Der Krieg in der Ukraine sollte die Schaffung einer neuen internationalen Ordnung sein, ein Bruch nicht nur mit der Ordnung nach dem Kalten Krieg, sondern auch mit der europäischen Ordnung, die nach 1945 Gestalt anzunehmen begann. Das wäre ein Wendepunkt in der langfristigen Entwicklung, kurz gesagt, eine Frage der Klimaänderung, nicht des Wetters. Heute morgen möchte ich fragen, was eine solche Klimaänderung in der europäischen Politik bedeuten würde. Was sind die Voraussetzungen und Auswirkungen?

Jede politische Ordnung beruht auf einer Reihe von Erwartungen über das Wesen der Politik – Erwartungen darüber, wie die Politik funktioniert und wie sie funktionieren sollte. Ein Klimawechsel in der europäischen Ordnung muss diese grundlegenden Erwartungen nicht nur in Frage stellen, sondern neue Erwartungen einführen.

In den Jahrzehnten nach 1945 wurden Erwartungen über Politik geprägt vom einem von Politikern und Öffentlichkeit geteilten Glauben an das Primat der Wirtschaftspolitik. Wirtschaftswachstum, Verbesserung des Lebensstandards, Währungsstabilität, Senkung der Arbeitslosenquote – das waren die wichtigsten Ziele der Innen- und

allmählich auch der Außenpolitik. Sie waren die Quelle staatlicher Legitimität und der Maßstab für politischen Erfolg. In der Außenpolitik legte Wirtschaftspolitik nicht nur die Ziele der Politik fest, sondern auch die Mittel. Es wurde angenommen, dass das internationale System wie eine Wirtschaft funktioniert, die auf einem komplexen Netzwerk von Handelstransaktionen basiert. Engere Wirtschaftsbeziehungen verbesserten die Beziehungen zwischen den Staaten. Politische Meinungsverschiedenheiten könnten durch den Einsatz von Wirtschaftsmitteln gelöst oder vermieden werden. Wenn sich Staaten schlecht benahmen, könnten sie mit Wirtschaftssanktionen bestraft werden, nicht mit der Androhung oder Anwendung von Gewalt. Der Primat der Wirtschaftspolitik schuf die bedeutendsten internationalen Institutionen der Nachkriegszeit, insbesondere das, was später die Europäische Union werden sollte. Seine Auswirkungen zeigten sich auch in der abnehmenden Rolle militärischer Institutionen in fast allen europäischen Staaten, gemessen an schrumpfenden Verteidigungsbudgets und dem Ende der Wehrpflicht. Sicherheit, einst als eine Frage der Existenz des Staates angesehen, wurde zu einer Frage des individuellen Wohlergehens.

Es ist bemerkenswert, dass das Primat des Ökonomischen die Revolution in der europäischen Ordnung überlebt hat, die durch die Auflösung der Sowjetunion und das Ende des Kalten Krieges geschaffen wurde. Tatsächlich war die Welt nach dem Kalten Krieg sowohl das Ergebnis als auch die Rechtfertigung der Wirtschaftspolitik der Nachkriegszeit. Russlands widerstrebende Akzeptanz einer vom Westen dominierten europäischen Ordnung war das Ergebnis wirtschaftlichen Drucks – Versprechungen und Drohungen –, nicht militärischer Macht. Viele Dinge haben sich nach 1989 geändert, aber die Erwartungen der Europäer, dass es wirklich auf die Wirtschaft ankomme, waren es nicht. Als Russland nach 1999 immer weniger bereit war, die nach dem Ende des Kalten Krieges geschaffene europäische Ordnung zu akzeptieren, reagierten die Europäer mit wirtschaftlichen Maßnahmen: verstärkte Handelsbeziehungen (insbesondere beim Kauf von russischem Gas und Öl) und Wirtschaftssanktionen als Reaktion auf russische Aktionen in Georgien und der Ukraine.

Wie ein Blitz in einer Sommernacht offenbarte die russische Invasion der Ukraine die grundlegenden Nachteile jahrzehntelanger Wirtschaftspolitik: Handelsbeziehungen führten nicht unbedingt zu engeren politischen Bindungen, Wirtschaftssanktionen erzwangen kein besseres politisches Verhalten. Im April formulierte es die britische Außenministerin so: »Nach dem Kalten Krieg dachten wir alle, dass sich Frieden, Stabilität und Wohlstand unaufhaltsam rund um die Erde ausbreiten würden und dass wir die Lehre der Geschichte gelernt hätten und der Marsch der Fortschritt immer weiter gehen würden. Wir haben nicht Recht gehabt.«

Die Reaktion Europas auf diese neue Situation war schnell und entschieden. Viele Staaten – allen voran Deutschland – kündigten Pläne an, ihre Militärausgaben drastisch zu erhöhen. Die meisten begannen, die ukrainischen Kriegsanstrengungen mit finanzieller Hilfe und Ausrüstung, einschließlich tödlicher Waffen, zu unterstützen. Die NATO zeigte eine ungewöhnliche Einstimmung und Entschlossenheit: Truppen wurden in Staaten entsandt, die möglicherweise von einer russischen Aggression bedroht waren. Schweden und Finnland scheinen bereit zu sein, ihre traditionelle Neutralität aufzugeben und dem Bündnis beizutreten. Am bemerkenswertesten war die Reaktion der Europäischen Union, die der Ukraine Unterstützung versprach und plante, ihre eigene militärische Kapazität erheblich zu erhöhen. »Der strategischer Kompass für mehr Sicherheit und Verteidigung der EU im nächsten Jahrhundert«, ein Positionspapier des Europäischen Rates vom 21. März dieses Jahres ist eine wichtige Quelle für das Verständnis der Möglichkeit einer neuen internationalen Ordnung. Diese Denkschrift spiegelt ein neues Sicherheitsbewusstsein wider, sie verspricht mehr Ressourcen für die Verteidigung, eine bessere Zusammenarbeit in Sicherheitsfragen, einschließlich der Schaffung einer kleinen europäischen schnellen Eingreiftruppe, die bereit ist, in Krisensituationen einzugreifen. Zusammenfassend stellt dies einen potenziell bedeutenden Neuanfang in der Entwicklung der europäischen Außen- und Militärpolitik dar. Aber es ist auch wichtig zu beachten, was nicht in diesem Dokument steht. Das Wort Parlament kommt auf seinen 47 Seiten nicht vor. Dies

ist eine Regierungserklärung, bürokratisch in Stil und Inhalt. Aber ohne den Rückhalt einer europäischen Öffentlichkeit werden die hier versprochenen Maßnahmen nicht gelingen. Es ist möglich, mit dem bekannten »Demokratiedefizit« der Union zu leben, wenn es um Agrarsubventionen oder Handelspolitik geht. Dies wird nicht zutreffen, wenn es um die Anwendung von Gewalt geht – das heißt, um Leben und Tod.

Und damit sind wir bei der zentralen Frage nach der langfristigen Bedeutung des Krieges in der Ukraine: Hat er die Erwartungen der Europäer daran verändert, wie die internationale Ordnung funktioniert und funktionieren sollte? Sind die Europäer bereit, das Primat der Wirtschaftspolitik durch etwas zu ersetzen, das der Machtpolitik ähnelt, die traditionell ihre Einstellung zur Außenpolitik geprägt hat? Es besteht kein Zweifel, dass die Erwartungen, die die europäische Nachkriegsordnung getragen haben, in Frage gestellt wurden. Haben sie sich aufgelöst und, was noch wichtiger ist, wurden sie durch eine Reihe neuer Annahmen darüber ersetzt, wie das internationale System funktioniert?

Bei dieser Frage, wie bei so vielen anderen Fragen zur Zukunft Europas, kommt Deutschland eine Schlüsselrolle zu. Und das nicht nur wegen seiner Größe, Wirtschaftskraft und Führungsrolle in Europa. Deutschland war der Hauptvertreter und Hauptnutznießer der Wirtschaftspolitik der Nachkriegszeit. Zum Beispiel: Es war die D-Mark, nicht das deutsche Heer, die die deutsche Einigung hervorgebracht hat. Wen wundert es da, dass es den Deutschen schwerfällt, die Erwartungen an die so lange gut funktionierende internationale Ordnung aufzugeben?

Und wir sollten nicht vergessen, dass die Deutschen, so wie die meisten Europäer, mehr als sieben Dekaden Frieden und Wohlstand erlebt haben. Erfolg ist ein größerer Hemmschuh für Veränderungen als Misserfolg. Wir sollten auch nicht die traurige Tatsache außer Acht lassen, dass es nach dem 24. Februar keine Lösung der internationalen Probleme Europas ohne Kosten geben wird. Bei der Wahl von Lösungen geht es darum, welchen Preis wir (und ich meine mit »wir« Alle Europäer und ihre Bündnispartner) zu zahlen bereit sind, wie viel

und für wie lange. Zu den wichtigsten Aufgaben europäischer Staats- und Regierungschefs gehört es, ihre Öffentlichkeit auf diese traurige Wahrheit aufmerksam zu machen und sie auf die Auswirkungen ihrer Entscheidung vorzubereiten.

Schlechtes Wetter oder Klimawechsel? Die Antwort hängt davon ab, ob sich die Erwartungen der Europäer grundlegend ändern und ob sie die Implikationen eines neuen internationalen Systems akzeptieren, in dem die Anwendung von Gewalt eine reale Möglichkeit ist. Dies ist eine Frage der Innenpolitik in den europäischen Staaten und insbesondere in Deutschland. Diese innenpolitischen Veränderungen werden maßgeblich von der Art und Weise bestimmt, wie der Krieg in der Ukraine verläuft und wie – und vor allem, wann er endet. Raymond Aron schrieb, in modernen Kriegen komme es normalerweise nicht darauf an, warum sie beginnen, sondern wie sie geführt werden, was Aron den »Kampf an und für sich« nannte. Und wie wir alle wissen, geht der Kampf um die Ukraine weiter, ein Ende ist nicht in Sicht.

HERMANN PARZINGER

DER UKRAINE-KRIEG UND DIE FRAGE
GEZIELTER KULTURZERSTÖRUNGEN

Wladimir Putin spricht der Ukraine nicht nur ihre Staatlichkeit ab, sondern auch ihre kulturelle Identität und rechtfertigt damit seinen verbrecherischen Angriffskrieg. Er argumentiert dabei historisch und legte seine Argumente schon vor längerer Zeit in einem umfangreichen Artikel dar, der lange auf der Website der russischen Botschaft nachlesbar war. Wenn Diktatoren schreiben, ist bei der Lektüre höchste Vorsicht geboten, zumal wenn sie dabei angeblich historisch zu argumentieren versuchen. Der britischer Historiker Eric Hobsbawn schrieb einmal, die Geschichte sei für den Nationalismus das, was die Schlafmohnplantage für Drogensüchtige ist: Sie versorgt den Markt mit Ausgangsmaterial. Zu oft sollte in der Vergangenheit die Geschichte zum nützlichen Helfer des Nationalismus werden. Ein englischer Reisender war Anfang des 20. Jahrhunderts in der Ukraine unterwegs und fragte einen ukrainischen – oder wie man damals sagte: ruthenischen – Bauern nach dessen Nationalität. Dieser antwortete nach einer kurzen Pause: griechisch-orthodox. Der Engländer versuchte es noch einmal und wollte von dem Bauern wissen, ob er sich nun als Russe, Pole oder Ukrainer fühlte. Die Antwort war für den Reisenden so einfach wie überraschend: als Bauer. Auf den

dritten Versuch hin, auf die Frage, welche Sprache er denn spreche, entgegnete der Bauer: die hiesige, die man eben hier spricht. Im weiteren Verlauf der Unterhaltung gab der ukrainische Bauer dann irgendwann zu, dass er wohl Russe sein müsse, denn schließlich gebe es irgendwo im fernen St. Petersburg ja den Zaren, und das aber, ohne ein Wort Russisch zu sprechen.

Was zeigt diese Geschichte mit dem ukrainischen Bauern? Es gibt sehr wohl kulturelle Identitäten, doch nationale Identitäten werden geschaffen, mit Hilfe politischer Bewegungen und Ideologien. Vielleicht werden wir eines Tages rückblickend sagen: Putin wurde zum definitiven Schöpfer der ukrainischen Nation, weil er durch seinen verbrecherischen Angriffskrieg die Menschen dort zusammenschweißte, und zwar über die russisch-ukrainische Sprachgrenze hinweg.

Rückbezüge auf die Geschichte, um Eroberungen zu rechtfertigen, greifen meist ins Leere, weil sie die Komplexität von historischen und kulturgeschichtlichen Entwicklungen ausblenden, Einzelaspekte überbetonen und damit geschichtliche Prozesse in extremster Weise verzerren. Putins Rückgriff auf die Kyiver Rus' des 10./11. Jahrhunderts ist eine solche Verzerrung, wenn man damit – wie er es tut – eine Ausweitung russischen Territoriums im 21. Jahrhundert begründen möchte. Das Gebiet der Kyiver Rus' reichte einst vom Ladoga-See im Norden bis zum Dnipro im Süden, ein Territorium, das sich heute auf die drei Staaten Ukraine, Belarus und Russland aufteilt. Nicht zu vergessen, dass es vor allem auch nordische Waräger waren, die wesentlichen Anteil an der Gründung des Reichs der Kyiver Rus' hatten. Nach der Mongolenherrschaft im 13. – 15. Jahrhundert entstanden im Westen das Königreich Polen und östlich davon die Großfürstentümer Litauen und Moskau. Litauen reichte einst von der Ostsee fast bis zum Schwarzen Meer, ehe im 18. Jahrhundert das Russische Kaiserreich weit nach Süden ausgriff. Aber wir wollen die Putinsche Perspektive ja nicht drehen, sondern nur die ganze historische, kulturelle und schließlich auch ethnische Komplexität dieser Geschichte deutlich machen. Putins Hinweis jedenfalls, die Ukraine sei ein Geschöpf von Lenin und den Bolschewiken, mutet geradezu grotesk an.

Wenn man sich Geschichte so zurechtlegt, wie Putin dies tut, dann stellt sich unweigerlich die Frage, was derzeit mit dem kulturellen Erbe in der Ukraine geschieht? Es muss nicht eigens betont werden, dass die zahllosen Opfer und das unfassbare Leid der Menschen in der Ukraine an erster Stelle stehen. Und dennoch geht es auch um Denkmäler, historische Gebäude und Stadtkerne, Museen und andere Orte der kulturellen Überlieferung. Sie sind materialisierte Geschichte und Kulturgeschichte und prägen das kollektive Gedächtnis und kulturelle Identität der Menschen in der Ukraine. Sie sind daher auch für deren Zukunft zentral.

Bei Kriegsbeginn waren die Museen, Bibliotheken und Archive nicht auf eine schnelle und effektive Rettung ihrer Sammlungen und Bestände vorbereitet. Entsprechendes galt für Denkmäler und historische Gebäude. Umgehend brachen in zahllosen Städten hektische Aktivitäten aus, um Denkmäler mit Sandsäcken zu schützen und Kunstwerke und andere Kulturgüter in Keller und an andere sichere Orte zu verbringen, wo sie vor Bomben und Raketen besser gesichert sein würden. Kultureinrichtungen in Deutschland und anderen europäischen Staaten leisteten dabei nach Kräften Unterstützung und schickten Verpackungsmaterial, wie z. B. Luftpolsterfolien, Klimakisten u. ä., stellten Speicherplatz zur Sicherung digitaler Daten zur Verfügung und nahmen geflüchtete Fachleute mit Hilfe verschiedener Stipendienprogramme bei sich auf.

In solchen Krisensituationen können Kultureinrichtungen auch von außen eine wichtige Rolle spielen, weil sie die Öffentlichkeit aufklären und wichtige materielle Hilfe sowie Unterstützung bei der Schadensdokumentation leisten können. Schon durch andere, ähnliche Katastrophen für das Kulturerbe, wie etwa im Syrienkrieg, konnten – auf leidvolle Weise – entsprechende Erfahrungen gesammelt werden.

Doch was wissen wir derzeit über die Schäden am kulturellen Erbe in der Ukraine? In Trostianec bei Sumy wurden schon zu Beginn des Krieges eine Festung und ein Palais aus dem 18. Jahrhundert zerstört, die sogar den Zweiten Weltkrieg weitgehend unbeschadet überstanden hatten. Charkiv, die blühende sowjetische Metropole der 1920er

und 1930er und Hauptstadt der konstruktivistischen Architektur, ist stark zerstört. Eine Schadensliste des Ministeriums für Kultur und Information der Ukraine, im Internet unter CultureCrimes auffindbar, verzeichnete am 16. Mai 133 Einträge von zerstörten Kirchen, historischen Gebäuden, Denkmälern, Museen, Bibliotheken, Archiven usw., am 23. Mai waren es dann schon 359. Eine ähnliche Situation zeichnet sich bei den Bibliotheken ab: Am 20. März waren zwei zerstört, am 20. April 13 und am 20. Mai bereits 27. Die Schäden steigen also exponentiell.

Die Kernfrage lautet dabei: Handelt es sich um Kollateralschäden im Kontext brutaler, rücksichtsloser militärischer Angriffe? Denn wer Menschenleben nicht schont und sogar gezielt tötet – denken wir nur an Orte wie Butscha –, der wird das kulturelle Erbe der Ukraine nicht schonen. Oder soll doch ganz gezielt die kulturelle Identität der Ukrainer, die Putin leugnet, ausgelöscht werden; dann allerdings hätten wir es auch mit einem kulturellen Genozid zu tun.

Inzwischen scheint immer klarer, dass Erinnerung und Kultur bewusst vernichtet werden. Schon zu Beginn des Krieges wurde das Museum von Ivankiv nördlich von Kyiv zerstört, dabei verbrannten 25 Gemälde von Marija Prymatschenko, der bedeutendsten ukrainischen Malerin des 20. Jahrhunderts. In Chernihiv wurde ein Archiv zu den Verbrechen der Stalinzeit, wie etwa dem Holodomor, beschossen und in Brand gesetzt; nicht ein Dokument überlebte: Zufall? Bei Charkiv wurden Denkmal und Museum des ukrainisch-russischen Dichters und Philosophen Gregorius Skovoroda aus dem 18. Jahrhundert zerstört. Unzählige Werke ukrainischer und ukrainisch-russischer Maler des 19. und 20. Jahrhunderts, darunter Ivan Aivazovsky, Tetyana Yablonska, Mykola Hlushchenko u. v. a., sind aus den Museen in den eroberten Gebieten verschwunden; entweder hat man sie nach Russland verbracht oder vernichtet.

Die berühmten skythischen Goldfunde aus Kurganen in der Nähe von Melitopol in der südlichen Ukraine wurden aus dem dortigen Museum entwendet. Auf der Suche nach den versteckten Goldgegenständen hat man die zuständige Kuratorin entführt, sie ist seither verschwunden. Gerüchten zufolge wurden die Goldfunde nach Donezk

in Sicherheit gebracht. Der in Melitopol neu eingesetzter Museumsdirektor von Putins Gnaden ließ sich zu einer bemerkenswerten Äußerung hinreißen, wonach diese Goldobjekte nicht nur für Ukraine wichtig seien, sondern für die gesamte ehemalige »Sowjetunion«. Die russische Seite ist sich dabei sehr wohl bewusst, dass skythische Goldfunde für die Ukraine und ihre kulturelle und historische Identität von besonderer Bedeutung sind.

Daneben nehmen inzwischen auch Plünderungen riesigen Ausmaßes zu. Am 31. Mai konnten britische Zollbehörden einen bedeutenden frühmittelalterlichen Schatz mit Edelmetallobjekten aus dem 11.–14. Jahrhundert beschlagnahmen, der ganz offensichtlich aus der Ukraine stammt und jetzt auf Bitten der ukrainischen Seite bis zum Ende des Krieges erst einmal im British Museum ausgestellt bleibt. Ermittlungsbehörden gehen zwischenzeitlich davon aus, dass es einen schwunghaften illegalen Handel mit Kulturgütern aus der Ukraine gibt, so wie dies vor einigen Jahren im Machtbereich des sogenannten »Islamischen Staates« in Syrien und im Irak der Fall war.

Es ist enorm wichtig, dass wir sehr genau hinsehen, weil dies von entscheidender Bedeutung für die Bewertung und Einordnung dieser Vorgänge ist. Inzwischen haben sich die schlimmsten Befürchtungen bewahrheitet: An der gezielten, absichtlichen Vernichtung des kulturellen Erbes der Ukraine kann kein Zweifel mehr sein. Eines Tages wird man auch hier nach den Verantwortlichen fragen müssen.

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENS
AM 19. JUNI 2022 IM KONZERTHAUS

ORDENSKANZLER
HERMANN PARZINGER

BEGRÜSSUNG

Sehr verehrter Herr Bundespräsident, Exzellenzen, sehr geehrte Ordensmitglieder, meine Damen und Herren,

zur heutigen Öffentlichen Festsitzung im Konzerthaus möchte ich Sie alle sehr herzlich begrüßen. Wir sind erfreut und glücklich, dass wir nach über zwei Jahren Pandemie in diesem Jahr nun wieder persönlich an diesem besonderen Ort zusammenkommen können. Gleichzeitig sind wir bedrückt, weil diese Festsitzung – so wie alle Bereiche unseres Lebens – überschattet wird vom verbrecherischen, völkerrechtswidrigen Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine. Zahlreiche Ordensmitglieder haben sich in den vergangenen Wochen und Monaten damit auseinandergesetzt und dazu geäußert, in Interviews und in anderen Beiträgen, der Osteuropa-Historiker Karl Schlögel hält sich derzeit in der Ukraine auf. Und gerade gestern haben in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften auf einem Podium die Historiker Christopher Clark und James Sheehan sowie ich selbst mit den übrigen Ordensmitgliedern in einer teil-öffentlichen Veranstaltung über den Krieg in der Ukraine und seine Auswirkungen diskutiert.

Wir trauern heute um sechs verstorbene Ordensmitglieder: den Rechtswissenschaftler Michael Stolleis, ihn wird Gerhard Casper würdigen, den Bildhauer Dani Karavan, über den Hubertus von Pilgrim sprechen wird, den Theologen Eberhard Jüngel, Kanzler des Ordens von 2009 bis 2013, ihn würdigt Bernard Andreae, den Islamwissenschaftler Josef van Ess, über ihn spricht Jan Assmann, den belgisch-französischen Mathematiker Jacques Tits, eine Würdigung durch Jurij Manin wird Vizekanzler Reinhard Genzel verlesen, sowie den Wirtschaftswissenschaftler Horst Albach, Kanzler von 2005 bis 2009, die Gedenkworte wird Peter Busmann sprechen. Ein Architekt würdigt den Wirtschaftswissenschaftler, ein Archäologe den Theologen; dies unterstreicht die besondere interdisziplinäre Qualität, die über die Jahre in unserer Ordensgemeinschaft durch die vielen Zusammenkünfte und Gespräche entstanden ist. Ich begrüße auch die zahlreichen Angehörigen und bitte Sie nun, sich zu Ehren der Verstorbenen zu erheben. – Danke!

Meine Damen und Herren, es möchten sich Ihnen heute aber auch die im vergangenen Jahr neu gewählten Kanzler vorstellen: die Theaterregisseurin Andrea Breth aus der Klasse der Künste als Vizekanzlerin, der Astrophysiker und Nobelpreisträger Reinhard Genzel aus der Klasse der Naturwissenschaften als weiterer Vizekanzler sowie ich selbst als Kanzler aus der Klasse der Geisteswissenschaften.

Wir danken unseren Vorgängern: der Biologin Christiane Nüsslein-Volhard (Naturwissenschaften), die über zwei Wahlperioden hinweg (2013–2021) als Kanzlerin die Geschäfte des Ordens führte, zuletzt von 2017 bis 2021 unterstützt durch die Fotografin Barbara Klemm als Vizekanzlerin aus der Klasse der Künste sowie durch den Rechtswissenschaftler Michael Stolleis als Vizekanzler aus der Klasse der Geisteswissenschaften. Der Wechsel bzw. die Übergabe der Geschäfte fand vor einem Jahr – pandemiebedingt – in nicht-öffentlicher Sitzung statt. Seit der Herbstsitzung im vergangenen Jahr in Wien handelt das neue Trio Parzinger, Breth und Genzel bereits.

Die vornehmste und zugleich wichtigste Aufgabe des Ordens ist die Wahl neuer geeigneter Mitglieder. Kanzler und Vizekanzler:innen moderieren und steuern diesen Prozess und unterbreiten den Mitglie-

dern am Ende Wahlvorschläge. Die Kanzler:innen haben dabei auf Interdisziplinarität und Internationalität sowie auf die notwendige Breite der Fachgebiete der drei Klassen zu achten. Wichtig ist dabei jedoch, dass es keine Vorgaben in der Wahl der Fachgebiete gibt, wie überhaupt der Orden vollkommen autonom ist.

Die Geschichte des Ordens ist rasch erzählt, dabei begehen wir in diesem Jahr einige runde Jubiläen. Betrachten wir die wichtigsten Meilensteine: 280 – 180 – 100 – 70. Vor 280 Jahren, 1742, schuf Friedrich der Große den militärischen Verdienstorden Pour le mérite, der anfangs drei Mal auch an Zivilpersonen aus Wissenschaft und Kunst vergeben wurde. Der letzte war Voltaire, den eine enge Beziehung mit Friedrich verband. Nach einem Zerwürfnis zwischen ihnen forderte der König den Orden jedoch zurück, seither wurde er bis 1918 nie mehr an Zivilpersonen, sondern nur noch an verdiente Militärs vergeben.

Vor 180 Jahren, 1842, begründete Friedrich Wilhelm IV. dann die Friedensklasse des Ordens für Verdienste um Wissenschaften und Künste. Alexander von Humboldt spielte dabei eine entscheidende Rolle und stellte die Ordensmitglieder der ersten Jahre weitgehend selbständig zusammen. Nach dem Ersten Weltkrieg verbot die Weimarer Verfassung nach Artikel 109 die Verleihung von Orden der überwundenen Monarchie. Doch der damalige Kanzler Adolf von Harnack machte vor genau hundert Jahren aus dem Orden durch die Satzung von 1922 (genehmigt 1924) eine freie Vereinigung von Gelehrten und Künstlern; so gilt das bis heute. In dieser Zeit wurde mit Käthe Kollwitz 1929 übrigens auch die erste Frau aufgenommen.

Vor siebzig Jahren schließlich, 1952, betrieb Bundespräsident Theodor Heuss den Wiederbeginn des Ordens, nachdem die Nationalsozialisten ihn ab 1934 unterbunden, die jüdischen Mitglieder vertrieben und Zuwahlen verboten hatten. Ein Auflösungsbeschluss war ebenfalls bereits vorbereitet und konnte nur durch die Kriegereignisse nicht mehr ratifiziert werden. Heuss wollte mit dem Orden aber bewusst an eine wichtige kulturelle Tradition Deutschlands *vor* der NS-Zeit anschließen und schrieb, der Orden habe nicht staatspoli-

tischen Charakter wie sonstige Auszeichnungen, sondern trage ein geistesaristokratisches Moment, sei die edelste Anerkennung für wissenschaftliche und künstlerische Leistungen.«

Der Orden *Pour le mérite* ist also eine freie, sich selbst ergänzende Vereinigung von Männern und Frauen, »die sich durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in Wissenschaft und Kunst einen ausgezeichneten Namen erworben haben«; so stand es bereits in der ersten Satzung von 1842, und dieser Satz gilt so bis heute. Der Orden *Pour le mérite* ist die höchste deutsche Auszeichnung für Wissenschaftler:innen und Künstler:innen.

Der Orden hat die Aufgabe, die Verdientesten in ihrem jeweiligen Fach zu finden, keine Unwürdigen aufzunehmen, aber möglichst auch keine Würdigen zu übergehen. Bei maximal achtzig Mitgliedern, davon vierzig in- und vierzig ausländischen, ist das keine einfache Aufgabe. Der Orden wird auf Lebenszeit verliehen und bleibt Eigentum des Staates. Der Maler Adolph Menzel soll bei seiner Wahl in den Orden 1870 den Historiker Leopold von Ranke gefragt haben, was er in der neuen Würde denn nun zu tun habe. Der Überlieferung nach soll Ranke, der bereits hart an die Neunzig war, ihm trocken erwidert haben: »Nichts als zu warten, bis ich tot bin«.

Der Orden ist keine Akademie, er führt keine Projekte durch und verfasst keine Resolutionen, seine einzige Pflicht ist die Auswahl würdiger Mitglieder. Aber er debattiert lebhaft zu wissenschaftliche Fragestellungen oder über gesellschaftliche und politische Themen in teil-öffentlichen Sitzungen, so etwa gestern u. a. zum Ukraine-Krieg. Früher hat man das einmal so formuliert: »Der Orden redet nicht, aber seine Mitglieder«.

Meine Damen und Herren, wir nehmen heute drei neue Mitglieder auf, die das große Ordenszeichen erhalten: den Historiker Christopher Clark, vorgestellt durch James Sheehan, die Schriftstellerin Herta Müller, gewürdigt durch Horst Bredekamp, und den Judaisten Peter Schäfer, über den ich selbst nachher sprechen darf.

Da es aufgrund der zahlreichen Gedenkworte und Laudationes genug der Worte sind, freuen wir uns statt eines Festvortrages auf ein Konzert. Es handelt sich um Aufführungen von Werken unseres

Ordensmitgliedes Wolfgang Rihm: drei Gedichte von Hans Erich Nossack und zwei Gedichte von Marina Zwetajewa, vorgetragen von Axel Bauni, Professor für Zeitgenössisches Lied an der UdK Berlin am Klavier und Caroline Melzer, Gesang. Ihnen gilt unser ganz besonderer Dank!

Ich wünsche Ihnen eine interessante Veranstaltung, an die sich ein Empfang im Beethoven-Saal anschließt.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

GEDENKWORTE

MICHAEL STOLLEIS

20. JULI 1941 – 18. MÄRZ 2021



Michael Holler

Gedenkworte für
MICHAEL STOLLEIS

von

Gerhard Casper

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, sehr geehrter Herr Ordenskanzler, Exzellenzen, liebe Frau Stolleis, sehr verehrte Gäste,

Michael Stolleis wurde 2014 in den Orden Pour le mérite aufgenommen und bereits drei Jahre später zum Vizekanzler für die Geisteswissenschaften gewählt. Von Haus aus Rechtswissenschaftler, insbesondere Öffentlichrechtler und Rechtshistoriker, war er im wahrsten Sinne des Wortes ein Geisteswissenschaftler, der die Rechtsentwicklung immer mit dem historischen, insbesondere kulturellen Kontext in Verbindung brachte.

1941 in Ludwigshafen geboren, war Michael Stolleis nach dem Studium in Heidelberg, Würzburg und München (wo er promovierte und sich habilitierte) von 1974 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2006, also für 32 Jahre, Professor für öffentliches Recht und Rechtsgeschichte an der Goethe-Universität in Frankfurt und seit 1992 Direktor des Max-Planck-Instituts für Europäische Rechtsgeschichte. Stolleis leitete das Institut, mit einer kurzen Unterbrechung, bis zum Jahr 2009.

Für seine Arbeiten wurde ihm 1991 der Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft verliehen, 1995 der Research Award der Jubiläumsstiftung der Schwedischen Reichsbank und 2000 der Balzan-Preis der italienisch-schweizerischen Balzan-Stiftung. Er hat Ehrendokorate erhalten (von Lund, Toulouse, Padua und Helsinki) und war Mitglied der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina, der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt sowie der Akademien in Mainz, Berlin-Brandenburg, Göttingen, Helsinki und Kopenhagen. Die Anerkennung seiner Leistungen war groß und europaweit.

Von seinen ausserordentlich zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen möchte ich drei nennen.

Staatsraison, Recht und Moral in philosophischen Texten des späten 18. Jahrhunderts war Michael Stolleis' Münchener Dissertation aus dem Jahre 1967.

1973 folgte seine Habilitationsschrift, ebenfalls in München, über *Gemeinwohlformeln in nationalsozialistischen Recht*. Die Themenwahl demonstrierte seine Unabhängigkeit. Im Jahre 1973 war die Rechtsgeschichte des Dritten Reichs alles andere als selbstverständlicher Gegenstand einer Habilitation.

Der dritte Titel ist seine vierbändige, in jedem Sinne des Wortes große *Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland*, die von 1600 bis in die Gegenwart reicht und eine Wissenschaftsgeschichte des öffentlichen Rechts ist: ein Versuch, Entstehung und Entfaltung rechtswissenschaftlichen Denkens und Schreibens über das *ius publicum* im Zusammenhang mit den Nachbardisziplinen zu entwickeln. Michael Stolleis hat auf dieses Projekt, das bereits ein Klassiker geworden ist, ein Vierteljahrhundert verwandt. »Der Stolleis« hat, wie er es ausdrückte, seine »Nebenstunden« in Anspruch genommen, ihn aber nicht davon abgehalten, mit vielen anderen Veröffentlichungen zur deutschen und europäischen Rechtsgeschichte und Rechtstheorie beizutragen. In den »Hauptstunden« war er einer der großen Rechtslehrer der Goethe-Universität.

2016 hat Michael Stolleis den Festvortrag bei der jährlichen öffentlichen Sitzung unseres Ordens über das Woher und Wohin Europas

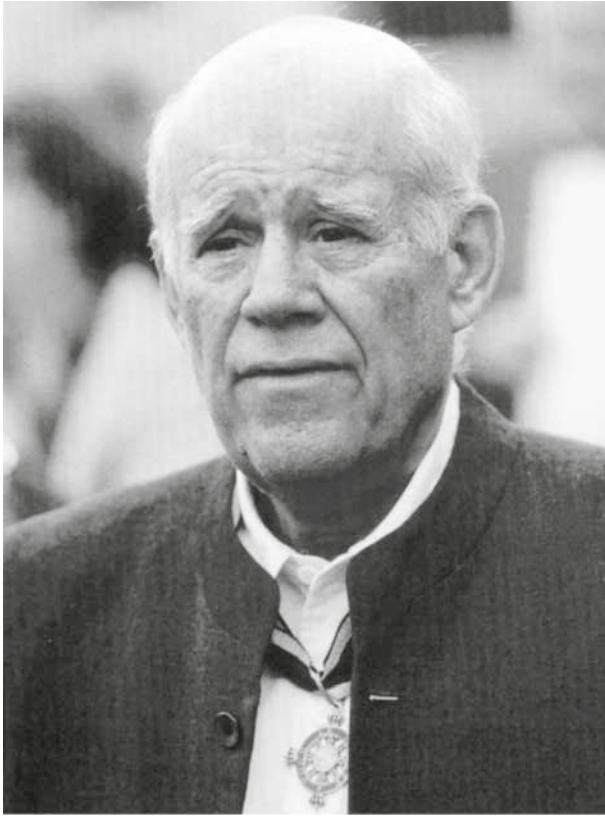
gehalten. Ihm lag sehr an der Zukunft Europas, und ich möchte Stolleis zum Abschluss das letzte Wort geben, zu dem, was er die Kernelemente einer gemeinsam verantworteten Politik nannte.

»[A]ls Basis die Demokratie, die auf ungehinderter öffentlicher Debatte und größtmöglicher Teilhabe der Bürger an den Entscheidungsprozessen gegründete Staatsform, die freie Entfaltung in den von Menschen- und Bürgerrechten geschützten Räumen, die Garantien einer unabhängigen Justiz und eines menschenwürdigen Existenzminimums, der Vorrang der Verfassung und möglichst auch einer Verfassungsgerichtsbarkeit, schließlich die Gewaltenteilung und der Föderalismus als kluge Prinzipien, um die allen Zentralismen eigene Gefahr des Machtmißbrauchs zu bannen. Diese Prinzipien aufzugeben oder auch nur zu relativieren, besteht nicht der geringste Anlaß. Es ist unser geistiges und politisches Kapital. Hüten wir es (auch im Umgang mit Flüchtlingen), damit wir uns nicht vor unseren Enkeln schämen müssen, wenn sie uns fragen, wie wir schwierige Zeiten bestanden haben.«

Michael Stolleis hat sich vor schwierigen Zeiten und schweren Fragen nie gescheut.

DANI KARAVAN

7. DEZEMBER 1930 – 29. MAI 2021



Dan. Korava

Gedenkworte für
DANI KARAVAN
von
Hubertus von Pilgrim

Der Tod riss jüngst viele Lücken in die Reihen unseres Ordenskapitels. Vor fast genau einem Jahr starb Dani Karavan in Tel Aviv, wo er auch Ende 1930 geboren wurde. Sein Werk ganz besonderer Art befindet sich außer in Israel in vielen Ländern der westlichen Welt, und zwar fast ausschließlich in offener Landschaft, manchmal auch, nach Wettbewerbsvorgabe, in städtischem Zusammenhang wie zum Beispiel in Nürnberg. Dort beschwören dreißig textbeschriftete Säulen in exakte Reihung die dreißig Artikel der Deklaration der Menschenrechte (gewissermaßen als einen Gegenentwurf zu verstehen gegen den in Nürnberg einst so deutlich manifestierten Ungeist). Mit dem Stichwort »Environment« werden die Hauptwerke von Dani Karavan etikettiert, was aber nicht einmal in der Fachwelt der Besonderheit seiner Schöpfungen gerecht wird. Es handelt sich um skulpturale Gebilde oder begehbbare Architekturen, Formungen eigener Art, stets mit einem semantischen Bezug: »Erinnerungs-orte«.

Um der hier gebotenen Kürze will ich ein Kunstwerk, einen frühen Geniestreich, »Homage à Walter Benjamin«, hervorheben, das in

der rauhen Küstenlandschaft von Portbou offen zugänglich ist. Dem Terminus »Monument« hat Karavan explizit mir gegenüber widersprochen, verständlicherweise bei dem sich niemals wiederholenden Grundmuster seiner Gestaltungen. So bin ich mir nicht sicher, ob Karavan dem Begriff einer *cartesianischen* Dimension seines Werkes zustimmen würde, wie ich schon 1997 bei seiner Aufnahme in den Orden postulierte. Ich verstehe hier Descartes auch nicht als unmittelbare Handlungsanweisung, sondern einer Werkanalyse förderlich, wenn man nur bereit ist, von dem geradezu verfälschenden Gebrauch des »cogito ergo sum« abzurücken. Denn Descartes gründet das Seinsverständnis keineswegs nur im denkerischen Akt *cogitans*, sondern auch im Zweifel, der Zustimmung, Ablehnung – *dubitans, affirmans, volens, nolens* –, also im bejahenden oder ablehnenden Willensakt, und schließlich, im uns Künstlern besonders zugeschriebenen *imaginans et sentiens*, also der Vorstellungskraft und dem Empfindungsvermögen.

Bezogen auf das Benjamin gewidmete Werk, nicht Skulptur, nicht Architektur, sondern, begehbar, doch in gewissem Sinne beides, verblüfft auf den ersten Blick: Karavan schiebt die Auseinandersetzung mit den Benjaminschen Reflexionen zunächst einmal beiseite, was insofern erstaunt, als ja Walter Benjamin zu den Wenigen gehört, deren Gedanken Eingang auch in viele Künstlerateliers gefunden haben. Die programmatische Schrift *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* sah man in früheren Jahren aus den Taschen so manchen Atelierkittels hervorragen. Dani Karavan hingegen richtete sein Augenmerk auf einen ständig heftig pulsierenden Wasserstrudel im Felsgestade des abgesteckten Baugeländes des »Erinnerungsortes« und rückte ihn in den Mittelpunkt seiner Gestaltung, statt den von Benjamin in einen fruchtbaren Diskurs gebrachten Begriff des »Auratischen« umkreisen.

Karavan rückt auch von dem Individuellem des tragischen Schicksals Benjamins ab und widmet es allen Verfolgten im Sinne des Dictums Benjamins: »Schwerer ist es das Gedächtnis der Namenlosen zu ehren als das der Berühmten. Dem Gedächtnis der Namenlosen ist die historische Konstruktion geweiht.«

Wie dem auch sei, der Ortsbezug ist doch für alle Karavanschen Werke konstitutiv, von der Wüste Negev bis zur letzten, wie Aufnahmen seiner Pariser Galerie vermitteln, drei Kilometer langen »Passage« bei Pontoise, sie haben somit dennoch auch so etwas wie eine »Aura«.

Aber was heißt, so verstanden, »Aura«? Bei einem Israelbesuch führte ein Shoa-Überlebender meine Frau und mich an einen Ort der Berge von Judäa. Zwi Katz, vom Sechstagekrieg gehärtet, entwickelte uns die strategische Position des David-Goliath-Kampfes. Doch dort, wo wir uns die Stellung der Philister beispielsweise vorzustellen hätten, sahen wir nichts anders als eine quasi neutrale Allerweltslandschaft, die genauso im Weserbergland, in der Eifel oder im Kraichgau hätte sein können. Aber im gedächtnisstarken Bewußtsein Israels ist dieser Gründungsmythos fest verankert.

Aber in unserer heutigen, aktuellen Weltlage kommt mir ein anderes Datum in den Sinn, der 8. Mai 1945. Ich war damals im 14. Lebensjahr und von allerschlimmsten Leiden verschont geblieben. Doch wußte ich beispielsweise das Flakfeuer zu unterscheiden von dem dumpfen Bombeneinschlägen, die den Luftschutzkeller, näher kommend, erbeben ließen, das so anders tönende Artilleriefeuer, schließlich die peitschende MG-Salven bis zu dem bedrohlich näher rückenden Trommelfeuer der sowjetischen Armee. Die Ängste der Flucht: Welch unbeschreibliche *Erlösung* bedeutete damals uns allen der *Waffenstillstand*, der an einem beliebig erscheinenden Punkt in der Lüneburger Heide unterzeichnet wurde. Nach der einzigen Aufnahme, die ich kenne, weist, wenn ich richtig informiert bin, kein Schild, kein Gedenkstein auf diesen doch so tiefen Einschnitt der Weltgeschichte hin. Geschichte schreiben die Besiegten – so die Auffassung von Reinhart Koselleck, so die Auseinandersetzung mit dem Althistoriker Christian Meier. Meine Frage nun: Wäre dieser bislang überhaupt nicht (oder vielleicht nur harmlos markierte) Schicksalsort einer Gestaltung würdig? Und wäre niemand dazu besser berufen gewesen als Dani Karavan? Doch dieser Gedanke läuft ins Leere. Die deutsche Verdrängungstendenz hat Fakt, Ort und vor allem die Chance für einen in dieser Hinsicht kongenialen Gestalter

übersehen. Dieses Versäumnis schwärzt nach meiner Auffassung die Trauer um Dani Karavan noch tiefer ein: die Unwiederbringlichkeit.

Obituary for Dani Karavan

Death recently tore many gaps in the ranks of our Chapter of the Order. Almost exactly one year ago, Dani Karavan died in Tel Aviv, where he was also born at the end of 1930.

His work of a very special kind can be found, except in Israel, in many countries of the Western world, almost exclusively in open landscapes, sometimes also, according to competition specifications, in urban contexts, such as in Nuremberg. There, thirty text-labeled columns conjure up the thirty articles of the Declaration of Human Rights in exact order.

Dani Karavan's main works are labelled with the keyword »Environment«, but this does not even do justice to the peculiarity of his creations in the professional world. These are sculptural structures, or walkable architectures, forms of their own kind, always with a semantic reference: »places of remembrance«.

For the brevity offered here, I would like to highlight a work of art, an early stroke of genius, »Homage à Walter Benjamin«, which is openly accessible in the rough coastal landscape of Portbou. Karavan explicitly contradicted the term »monument« to me, understandably in the never-repeated basic pattern of his designs.

So I am not sure whether Karavan would agree with the concept of a Cartesian dimension of his work, as I postulated in 1997 when he was admitted to the Order. I do not understand Descartes here as an immediate instruction for action, but as conducive to an analysis of the work, if one is only prepared to move away from the almost distorting use of the »cogito ergo sum«.

For Descartes does not base the understanding of being only in the act of cogitant thought, but also in doubt, approval, rejection – *dubitans*,

affirmans, volens, nolens, i.e. in the affirmative or rejecting act of will, and finally, the *imaginans et sentiens*, i.e. the imagination and the ability to feel, which is particularly attributed to us artists.

With regard to the work dedicated to Benjamin, not sculpture, not architecture, but walkable, but in a certain sense both, astonishing at first glance: Karavan initially pushes aside the examination of Benjamin's reflections, which is surprising insofar as Walter Benjamin is one of the few whose thoughts have also found their way into many artists' studios. In earlier years, the programmatic essay *The Work of Art in the Age of its Technical Reproducibility* was seen protruding from the pockets of such studio coats.

Dani Karavan, on the other hand, turned his attention to a constantly violently pulsating whirlpool of water in the rocky streak of the staked out building site of the »place of remembrance« and placed it at the center of his design, instead of circling the concept of the »auratic« brought into a fruitful discourse by Benjamin.

Karavan also moves away from the individual of Benjamin's tragic fate and dedicates it to all the persecuted in the sense of Benjamin's dictum »It is harder to honor the memory of the nameless than that of the famous. Historical construction is dedicated to the memory of the nameless.«

Be that as it may, the reference to the location is constitutive for all Karavan's works, from the Negev desert to the last, as photographs from his Paris gallery convey, a three-kilometre-long »passage« near Pontoise' and thus still have something of an »aura«.

But what does »aura« mean? During a visit to Israel, a Shoah survivor led my wife and me to a place in the mountains of Judea. Zvi Katz, hardened by the Six-Day War, developed the strategic position of the David Goliath Battle.

But where we would have to imagine the position of the Philistines, for example, we saw nothing else than a quasi-neutral landscape, which could have been just as much in the Weser Uplands, in the Eifel or in the Kraichgau. But this myth of foundation is firmly anchored in Israel's memory consciousness.

But in today's current world situation, another date comes to mind,

May 8, 1945. At that time I was 14 years old and was spared from the worst suffering. But I knew, for example, how to distinguish the anti-aircraft fire from the dull bomb hits that caused the air raid shelter, approaching, to shake, the artillery fire that sounded so different, finally, the whipping MG volleys up to the menacingly approaching drum fire of the Soviet army. The fears of flight: what an indescribable redemption meant to all of us at that time, the armistice, which was signed at an arbitrary point in the Lüneburg Heath. According to the only recording I know, if I am well informed, no sign, no memorial stone points to this deep incision of world history. History is written by the vanquished – so the view of Reinhart Koselleck, so the agreement with ancient historian Christian Meier. My question now, would this so far not at all (or perhaps only harmlessly marked) place of fate be worthy of a design? And would no one have been better called to do so than Dani Karavan? But this idea comes to nothing. The German tendency towards repression has overlooked the fact, the location and, above all, the opportunity to create a congenial design in this respect. In my opinion, this omission blackens the grief for Dani Karavan even more deeply: the irretrievability.

EBERHARD JÜNGEL

5. DEZEMBER 1934 – 28. SEPTEMBER 2021



Spiegel

Gedenkworte für
EBERHARD JÜNGEL

von

Bernard Andreae

Die Leidenschaft, Gott zu denken, das war die Leidenschaft Eberhard Jüngels. Es gibt zwei Annäherungsweisen an diesen Denker Gottes: Die Wärme seiner in sieben Bänden veröffentlichten, wortgewaltigen Predigten und seine anspruchsvolle Dogmatik.

Eberhard Jüngel ist einer der bedeutendsten Theologen unserer Zeit. Geboren wurde er im Dezember 1934 in Magdeburg. Im September des letzte Jahres ist er im Alter von 86 Jahren in Tübingen verstorben. Seinen wissenschaftlicher Werdegang, seine Ämter, Professuren, Ehrendoktorwürden und Auszeichnungen, seine Kanzlerschaft des Ordens Pour le mérite, dem er seit 1992 angehörte, kurz, seine Biographie kann man in seinem 2009 zum 75. Geburtstag erschienenen schmalen Buch *Die Leidenschaft, Gott zu denken* nachlesen.

Zur Theologie Eberhard Jüngels ließ das evangelische Stift Tübingen, dessen Ephorus er war, nach seinem Tode wissen: »Vor unseren Augen sehen wir seine unerschütterliche Zuversicht stehen, dass Gott sich in Jesus Christus so gezeigt hat, dass alles Sein der von Gott gewollten Vollendung entgegen geht«.

Wie kam Jüngel zur Theologie im bedrückenden Klima der DDR?

Er hatte bei der Beschäftigung mit dem Evangelium die Kirche als Raum der Freiheit entdeckt, als einzigen Ort, an dem man in der DDR die Wahrheit sagen konnte. Das Studium der Theologie schuf die Grundlage für zahlreiche wesentliche Veröffentlichungen, von denen sein 1977 in erster Auflage erschienenes und häufig wieder aufgelegtes Werk *Gott als Geheimnis der Welt* hervorgehoben sei.

Sein Lebensweg führte Eberhard Jüngel bis zur renommierten Professur für Systematische Theologie in Tübingen. Deren Aufgabe ist es, den christlichen Glauben in der Fundamentaltheologie, das heißt in seinen Voraussetzungen, in der Dogmatik, das heißt in seinem Glaubensinhalt, und in der Theologischen Ethik oder Moralthologie und christlichen Soziallehre, das heißt in seiner Konsequenz für das menschliche Handeln zu reflektieren.

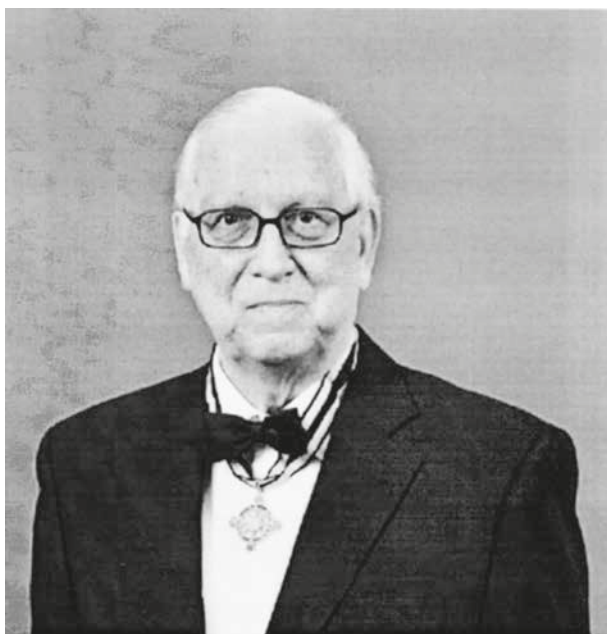
Jüngel hatte eine große Neugier bei der Verfolgung der politischen und theologischen Vorgänge seiner Zeit, den Studentenunruhen 1968, der Befreiungstheologie in Lateinamerika, der Säkularisierung, also dem gesellschaftliche Bedeutungsverlust von Religion.

Eberhard Jüngel hat seine Theologie in der kritischen Auseinandersetzung mit einer Reihe von Kollegen entwickelt, mit Joseph Ratzinger, mit dem gemeinsam er eine gewisse Zeit in Tübingen lehrte, mit Karl Barth, Ernst Fuchs, Martin Heidegger und Rudolf Bultmann. Er bekannte sich leidenschaftlich zur lutherisch-evangelischen Kirche, fühlte sich aber auch unbedingt der Ökumene, den Bemühungen um die Einheit aller getrennten Christen verbunden.

Als seine Verpflichtung sah er es an, die Menschen auf der Grundlage der Evangelien von der Existenz Gottes und von dem endgültigen Eingang in dessen Ewigkeit zu überzeugen.

JOSEF VAN ESS

18. APRIL 1934 – 20. NOVEMBER 2021



J. A. 572

Gedenkworte für
JOSEF VAN ESS

von

Jan Assmann

Josef van Ess, der im November letzten Jahres mit 87 Jahren in Tübingen starb, war der unbestrittene international verehrte Großmeister seines Fachs, der Islamwissenschaft. Er selbst ist in kleinsten Verhältnissen in Aachen aufgewachsen, wie er in seiner Selbstvorstellung bei der Aufnahme in diesen Orden berichtet hat. Beide Eltern waren holländische Fabrikarbeiter, der Vater lange Jahre arbeitslos, die Mutter musste sich als Dienstmädchen verdingen. Zuhause wurde nur Aachener Dialekt gesprochen; Hochdeutsch lernte der Junge erst auf der Schule. Mit neun Jahren wurde er in den Domchor aufgenommen. Die Liebe zur Musik und der Gesang begleiteten ihn sein Leben lang. Seiner Schulbildung stand auch der Krieg im Wege. Auf's Gymnasium kam der junge van Ess erst mit 15 Jahren, weil die Schlacht um Aachen im Oktober 1944 die Stadt in Schutt und Asche gelegt hatte und die Schulen erst 1949 wieder öffneten. Dann aber durchlief van Ess die neun Klassen in nur vier Jahren. Auf der Schule hatte er fünf Sprachen gelernt: Englisch, Französisch, Spanisch, Niederländisch und Latein. Griechisch brachte er sich selber bei. Sein Studium in Bonn verlagerte sich dann schnell von Klassischer Philo-

logie auf Orientalistik, damit kamen noch Arabisch, Persisch, Türkisch, Hebräisch, Aramäisch, Ugaritisch, Äthiopisch und Akkadisch hinzu. »Als Student (so schrieb er später) erledigte man das alles in den ersten 3–4 Semestern ... wer das schaffte, platzte vor Eitelkeit und Selbstvertrauen.«*

Er studierte und promovierte bei Otto Spies, der das Fach in großer Breite mit den Schwerpunkten islamisches Recht, Mystik, Literaturgeschichte und arabische Medizingeschichte vertrat, ging aber nach fünf Semestern für ein Semester zu Hellmut Ritter nach Frankfurt. Die Begegnung mit diesem Lehrer, den er, wie er schreibt, »über die Maßen bewunderte«, wurde für ihn lebensbestimmend. Zurück in Bonn promovierte van Ess mit 24 Jahren, im Januar 1959, bei Spies, mit einem Thema, das ihm Ritter vorgeschlagen hatte: *Die Gedankenwelt des Ḥārīt al-Muḥāsibī*, ein Philosoph und Theologe des 2. und 3. Jhs. Hidschra an der Schwelle der Entstehung der islamischen Mystik.

Das für die Drucklegung um die Hälfte gekürzte Manuskript schickte van Ess an seinen bewunderten Lehrer nach Istanbul, der seinen Kommentar auf über 200 eng betippten Seiten zurückschickte. Die Lektüre dieser Seiten ist die härteste, beste, lehrreichste Schule, in die ein ehrgeiziger, hochbegabter junger Wissenschaftler gehen kann. »Ganz nüchterne untersuchung (fordert Ritter), keine konstruktionen, psychologische ableitungen, predigten, sondern *filologie*.«** Ritters Mahnungen hatten einen starken Einfluss auf den schlackenlosen, brillanten, aber völlig uneitlen Stil, der van Ess' Schriften auszeichnet. Mit diesem Thema stieß schon der Doktorand die Tür auf zu einem bis dahin kaum erforschten Gebiet, das sich später als sein Lebens-thema erweisen sollte: die islamische Theologie in ihrer formativen Epoche. Das machte den Frischpromovierten international bekannt. Schon 1961 erreichte ihn ein Ruf nach Los Angeles. Van Ess aber zog es vor, den deutschen Weg weiter zu verfolgen, wurde Assistent

* »Antrittsrede beim Orden »Pour le mérite«, KISchr III, 2406–2414, 2409.

** KISchr III, 2399 (Abbildung).

bei Ritters Nachfolger, Rudolf Sellheim, ging 1963/64 als Referent nach Beirut an das Orient-Institut der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, kehrte 1964 nach Frankfurt zurück und habilitierte sich mit einer Arbeit über *Die Erkenntnislehre des 'Aḏud'addin al-Iḥi. Übersetzung und Kommentar des ersten Buches seiner Mawāqif* (1966) »einer Art Summa der islamischen Theologie«. Al-Iḥi lebte im 14. Jh., also im 8. Jh. H. (Hidschra). Diese Phase der islamischen Theologie ist der europäischen Scholastik etwa zeitgleich. Einen zweiten Ruf auf eine Gastprofessur nach Los Angeles nahm er an, ebenso wie einen weiteren 1967 an die American University of Beirut. Weiteren Rufen nach Princeton und Harvard aber zog er Tübingen vor, das ihn 1968 als Nachfolger von Rudi Paret auf den islamwissenschaftlichen Lehrstuhl berief. Tübingen blieb van Ess treu. Diese Sesshaftigkeit ermöglichte ihm die konzentrierte Arbeit an seinen Riesenwerken, der sechsbändigen *Theologie und Gesellschaft im 2. und 3. Jahrhundert Hidschra. Eine Geschichte des religiösen Denkens im frühen Islam* (1991–1997) sowie dem zweibändigen Werk über islamische Häresiologie *Der Eine und das Andere* (2011) – zwei Werken, die sich ergänzen, weil die Rekonstruktion der frühen islamischen Theologie aus Zitaten der späteren häresiologischen Schriften gewonnen wurde: ein Kabinettstück kombinatorischer Phantasie und höchster philologischer Kompetenz.

Islamwissenschaft war zu van Ess' Studienzeit, wie er schreibt, »ein junges und unfertiges Fach, in dem und aus dem man machen konnte, was man wollte«. Was Josef van Ess aus seinem Fach gemacht hat, ist vor allem zweierlei: Er hat ihm mit der islamischen Theologie, die neben Geschichte, Recht und Philosophie ein Schattendasein geführt hatte, einen ganzen Kontinent erschlossen. Und er hat, inspiriert von Gadammers Hermeneutik, eine neue, *verstehende* Philologie entwickelt, die der Reflexion und Deutung neuen Raum gegeben hat. Josef van Ess hat einmal seinen lebenslang bewunderten Lehrer Hellmut Ritter mit König Midas verglichen, dem sich alles, was er berührte, in Gold verwandelte. Dem wahren Philologen verwandelt sich jeder Text nicht in totes Gold, sondern in lebendigen Geist. Diesen Typus verkörperte auch Josef van Ess selbst in ebenso brillanter wie liebenswürdiger Weise.

JACQUES TITS

12. AUGUST 1930 – 5. DEZEMBER 2021



Jacques Tits

Gedenkworte für
JACQUES TITS

von

Yuri I. Manin

Jacques Tits, one of the outstanding mathematicians of his time, passed away on December 5, 2021.

As signs of the international recognition of his achievements, he was awarded the Wolf Prize in Mathematics (1993), the Cantor Medal (1996), and the Abel Prize (joint with John Griggs Thompson, 2008). Since 1995, he was member of the Order Pour le mérite.

Jacques Tits was born in Belgium on August 12, 1930. He led a relatively normal professional life, but its stages still reflect the European turns and twists around World War II. He changed his citizenship from Belgian to French in 1974, in order to become Professor at Collège de France, but continued collaborating with the German mathematical school which was half destroyed during the war. He was Professor at the University of Bonn from 1964 till 1974, and kept strong professional connections and a friendship with Friedrich Hirzebruch, the founder of the Max Planck Institute for Mathematics (MPIM) in Bonn, who also was a member of the Order Pour le mérite.

After the war, it was not easy to restore the international unity of mathematicians. Efforts of Jacques Tits and Friedrich Hirzebruch

led to a slow transformation of the MPIM into one of the centers of the international mathematical community in Europe: periodic *Arbeitsstagungen* in the MPIM started to attract world stars such as J.-P. Serre, A. Grothendieck (France), M. Atiyah (Great Britain), et al. Tits' life as a researcher was focused on the mathematical vision of »symmetry« and its various embodiments and variations. It goes back to Archimedes, Euclid, Copernicus and Evariste Galois, and continues through the whole 20th century (and later on). The type of symmetry depends on the type of objects, with whose symmetries we are dealing: finite groups acting on finite sets, Lie groups acting on objects of differential geometry, etc. Tits was mostly interested in symmetries of combinatorial objects with a complicated structure that appeared earlier during the investigation of Lie groups as well as in other contexts. He has introduced the theory of *Tits buildings* and found their multiple interesting appearances. His contributions will be remembered for many years.

HORST ALBACH

6. JULI 1931 – 25. DEZEMBER 2021



Norm Macach

Gedenkworte für
HORST ALBACH

von

Peter Busmann

Verehrter Herr Bundespräsident, Exzellenzen, liebe Familie Albach,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

Horst Albach ist am zweiten Weihnachtstag des vergangenen Jahres im Alter von 90 Jahren von uns gegangen. Der hochverdiente Lehrer der Betriebswirtschaft hat im Orden als Erster diese Wissenschaft vertreten. Von 2005 bis 2009 war Horst Albach Kanzler des Ordens. Obwohl der Anlass traurig ist, übernehme ich die Aufgabe, hier die Gedenkworte für ihn zu sprechen, mit Freude; denn von Beginn seines Erscheinens im Orden – nach seiner Wahl im Jahre 2000 – waren wir einander herzlich und im Lauf der Zeit freundschaftlich zugetan. Das galt auch für meine Frau Vreneli und seine Frau Renate, deren Tod sieben Jahre vor seinem eigenen Tod ihn schwer getroffen hat. Die beiden haben sich sehr geliebt und sich in ihren jeweiligen Berufsfeldern wunderbar ergänzt. Es gehört zu den glücklichen Koinzidenzen im Leben des Verstorbenen, dass sein Doktorvater sein Schwiegervater wurde. Erich Gutenberg hat die Betriebswirtschaft – ich möchte sagen – im Wissenschafts-Betrieb fest verankert.

Wer Horst Albach gekannt hat, wird mir zustimmen, dass man sich ihn als glücklichen Menschen vorstellen kann, voller Gelassenheit und mit einer heiteren und humorvollen Ausstrahlung. Müsste ich für ihn ein Eigenschaftswort wählen, dann hieße das: *jovial*. Es geht bekanntlich auf den Göttervater Zeus zurück, lateinisch: *Jovis*. *Jovial* ist ein Mensch mit einer selbstverständlichen Autorität, ohne die geringste Spur von Anmaßung.

Diese Autorität muss Horst Albach schon als junger Mann gehabt haben, denn schon im Alter von 29 Jahren übernahm er die Vertretung eines Lehrstuhls, um diesen dann kurz darauf als Professor zu übernehmen. Mit 32 Jahren war er bereits Dekan einer angesehenen Fakultät, und im Alter von 50 Jahren gründete und leitete er eine eigene Akademie und hat insgesamt an die 200 Doktoranden an ihr wissenschaftliches Ziel geführt.

Eine hohe Anzahl von Ehrendoktorwürden in aller Welt erwähne ich vor allem deshalb, weil dies nicht nur seine weltweite Anerkennung spiegelt, sondern auch sein lebendiges Interesse und seine Neugierde an allen und allem, vor allem an der Kultur im jeweiligen Land, nicht zuletzt dessen Architektur. Das wiederum hat uns beide besonders verbunden, und ich werde ihm immer dankbar sein, dass er meine Bildungsprojekte in den Slums südamerikanischer Großstädte nicht nur ideell begleitet, sondern auch tatkräftig finanziell unterstützt hat. Unsere gemeinsame Motivation war: Überwindung von Armut durch Bildung.

Es kann nicht überraschen, dass Horst Albach bereits fünf Jahre nach seiner Wahl in den Orden zu dessen Kanzler gewählt wurde – übrigens als erster Kanzler nach der damals überfälligen Satzungsänderung, an deren Zustandekommen er wesentlichen Anteil hatte. Er hat das Schiff des Ordens engagiert und sicher gesteuert, und wir verdanken ihm wesentliche Anregungen. Horst Albach hat als Ordenskanzler durch methodisches Recherchieren herausgefunden und an dieser Stelle bei der Eröffnung einer öffentlichen Sitzung vorgetragen, wie sein Amtsvorgänger Max Planck durch geschicktes Taktieren die von Hitler befohlene Auflösung des Ordens immer wieder herausgezögert hat. Bei Beendigung der Schreckensherrschaft

lebten noch 17 Ordensmitglieder, und als Theodor Heuss 1952 den Orden wiederbelebte, waren es nur noch drei, einer von ihnen Wilhelm Furtwängler. Auch für diese Würdigung von Persönlichkeit und Leistung von Max Planck schulden wir ihm Dank.

Zum Schluss möchte ich den Verstorbenen zu Wort kommen lassen mit seiner Antwort auf die Laudatio von Herbert Giersch bei seiner Aufnahme am 11. Juni 2001. Er zitierte aus Goethes Faust:

*»Wie sich Verdienst und Glück verketten,
das fällt den Toren niemals ein.«*

Und er ergänzte:

*»Ich weiß, dass ich in meinem Leben
viel Glück gehabt habe.«*

ADIEU

AUFNAHME NEUER MITGLIEDER
LAUDATIONES UND DANKESWORTE

Aushändigung des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler
HERMANN PARZINGER an

CHRISTOPHER CLARK, HERTA MÜLLER und PETER SCHÄFER

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 19. Juni 2022

JAMES SHEEHAN sprach die Laudatio auf CHRISTOPHER CLARK

Der Philosoph David Hume war überzeugt, dass die größte Herausforderung beim Verständnis menschlicher Belange darin liegt, unterscheiden zu können zwischen Zufall, also den individuellen menschlichen Handlungen, und Ursache, also dem Einfluss von tief verwurzelten sozialen, kulturellen und politischen Entwicklungen. Alle Historiker müssen dieses Zusammenspiel von Zufall und Ursache reflektieren, aber wenige tun es kunstfertiger als Christopher Clark. Denken Sie zum Beispiel an seine Analyse des Sommers 1914: Seine Betrachtung der vielleicht am intensivsten erforschten Wochen der Geschichte verliert nie aus dem Blick, welche Rolle der Zufall spielte – individuelle Entscheidungen, Missverständnisse, unerwartete Tode, gescheiterte Kommunikation. Aber er ordnet dies immer in den größeren historischen Kontext ein, der die Reichweite individueller Entscheidungen formte und wesentlich limitierte.

Christopher Clark ist in Australien aufgewachsen, zog aber für seine Promotion nach Cambridge. In seinem Selbstverständnis als Historiker prägte ihn vor allem seine Zeit an der FU Berlin während der 1980er Jahre, wie er im Vorwort zu seiner Geschichte Preußens

feststellte. Manche von Ihnen werden sich erinnern, welch außergewöhnlicher Ort Berlin vor der Wende war, wo viele Konflikte und Spannungen der Nachkriegszeit eindringlich zu Tage traten. Berlin war auch ein Ort, an dem Vergangenheit und Gegenwart mit manchmal schwer zu fassender, aber immer unausweichlicher Intensität koexistierten. Sowohl Ost- als auch West-Berlin waren gleichzeitig offensiv modern und für immer von ihrer Geschichte überschattet. Diese Melange aus Vergangenheit und Gegenwart zieht sich prominent durch Clarks Arbeit. Sie ist voller kurzer, aber bedeutender Vergleiche über die Zeiten hinweg, zum Beispiel zwischen Hardenbergs Bemühungen in der Zeit der preußischen Reformen und Gorbatschows Perestroika. Beide – so stellt Clark fest – waren »so reich an Versprechungen und so arm an Erfolgen«.

Clarks erstes Buch, das auf seiner Cambridge-Dissertation basierte, untersuchte die Versuche preußischer Protestanten, jüdische Mitbürger zu konvertieren. Clark nahm selbstbewusst eine Zeitspanne von zwei Jahrhunderten in den Blick und konnte so zeigen, wie diese (größtenteils erfolglosen) Versuche die komplexe und letztlich tragische Geschichte der Deutschen und Juden von der Aufklärung bis zum Holocaust erklärten.

In diesem Buch zeigt sich auch bereits Clarks Interesse an Religion, das zu dem wichtigen Sammelband über »Kulturkriege« führte, den er herausgegeben hat. Diese Aufsatzsammlung zu katholisch-säkularen Konflikten im Europa des 19. Jahrhunderts belegt außerdem ein weiteres Mal Clarks profundes Verständnis davon, wie die Vergangenheit die Gegenwart erklären kann.

Eine kurze Biographie von Wilhelm II. war Clarks nächstes Projekt. Dies war in vielerlei Hinsicht ein gewagter Schritt für einen Historiker, der ja noch am Anfang seiner Karriere stand. Als Clark das Projekt 2000 in Angriff nahm, war Wilhelm bereits Gegenstand mehrerer Publikationen, die bedeutende Historiker verfasst hatten – darunter auch John Röhl's mehrbändiges Werk, das auf mehr als dreitausend Seiten einen umfassenden – um nicht zu sagen ermüdenden – Einblick in das Leben des letzten Hohenzollern gibt. Clark gelang aber ein frischer und origineller Zugang zu seinem

Gegenstand: Er lässt zwar die Persönlichkeit des Kaisers nicht außer Acht, aber im Fokus steht bei ihm der institutionelle Kontext, der Wilhelms Macht sowohl ermöglichte als auch empfindlich einschränkte. Um es mit Hume zu sagen: In diesem Buch geht es mehr um Ursachen denn um Zufälle.

Wilhelms Biographie bereite den Weg für Clarks monumentale Geschichte Preußens – für jenes Werk, mit dem er den Historikerpreis gewann und das seinen Ruf als einer der wichtigsten Wissenschaftler seiner Zeit begründete. Clark beginnt sein Buch mit der Entscheidung der Alliierten im Februar 1947, Preußen als Staat abzuschaffen. Und er zeigt auf, dass Preußens Geschichte tatsächlich schon vor 1947 mehrfach geendet hatte: 1871, als es Teil des Deutschen Reiches wurde. 1918, als sein letzter Kaiser abdankte. Und 1932, als Preußens demokratische Regierung zum ersten Opfer des katastrophalen Zusammenbruchs der Weimarer Republik wurde. Clark zielt darauf ab, sich auf Preußens eigene Geschichte zurückzubedenken. Nicht nur als Quelle nationaler Einheit oder Ursache nationaler Desaster, sondern als europäischen Staat mit einer einzigartigen Mischung aus Stärken und Schwächen, Scheitern und Erfolgen.

In beeindruckend kurzer Zeit folgte auf Clarks Geschichte Preußens *Die Schlafwandler*, jene Untersuchung zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs, die ebenfalls ausgezeichnet wurde. Die größte Errungenschaft dieses Buches ist der Fokus auf die Frage danach, warum der Krieg dann und dort begann, wann und wo er begann. Eine Frage, die Historiker oft mit dem Problem verwechselt haben, warum der Krieg so lange dauerte und in Deutschlands Niederlage endete. Wie alle bedeutenden Publikationen ist auch Clarks Interpretation nicht ohne Kritik geblieben. Trotzdem scheint es mir in der langen Reihe von Büchern zum Ausbruch des Krieges keines zu geben, das besser zeigt, wie das Zusammenspiel von individuellen Handlungen und historischem Kontext zur Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts führte.

Clarks jüngstes Buch, das vor drei Jahren veröffentlicht wurde, trägt den Titel *Von Zeit und Macht*. Der erste Satz lautet wie folgt: »So wie die Schwerkraft das Licht krümmt, so krümmt die Macht

die Zeit.« Was folgt, ist eine bemerkenswerte Kombination aus philosophischer Betrachtung und dokumentarischer Analyse: Er setzt das politische Handeln von vier zentralen Figuren der deutschen Geschichte – des Großen Kurfürsten, Friedrich des Zweiten, Bismarcks und Hitlers – ins Verhältnis zu ihrem Geschichtsbild. Einmal mehr verbindet Clark Zufall und Ursache, einmal mehr verknüpft er Vergangenheit und Gegenwart und einmal mehr erzählt er uns Neues über Altbekanntes. Am meisten beeindruckt, wie er die zentrale Bedeutung und Komplexität von Zeit erforscht. Sie erinnern sich, dass Zeit etwas war, von dem Augustinus dachte, er hätte es verstanden – bis jemand ihn darum bat, zu erklären, was es war.

Christopher Clark spricht von sich selbst als »australischem Historiker, der im Cambridge des 21. Jahrhunderts schreibt«. Das ist eine treffende Beschreibung seiner Wurzeln, seiner akademischen Heimat und seiner historischen Verortung. Seit 2014 ist er Cambridges Regius Professor of History – eine Position, die 1724 geschaffen wurde und die einige von Großbritanniens bedeutendsten Historikern bekleideten. Unter Clarks vielen Ehrungen und Auszeichnungen sind der Historikerpreis, der Wolfson History Prize, die Mitgliedschaft in der British Academy sowie der Ritterschlag, den er 2015 zum Geburtstag der Queen empfang.

Lieber Chris, die Mitglieder des Ordens Pour le mérite freuen sich darüber, dass Du die Wahl zum Mitglied des Ordens angenommen hast. Sei herzlich willkommen.

CHRISTOPHER CLARK dankte mit folgenden Worten:

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, sehr geehrte Ordensmitglieder, lieber Jim Sheehan, ich möchte mich für die Aufnahme in den Orden, und, Jim, für Deine wunderbaren, großzügigen Worte, von Herzen bedanken.

Als dieser Orden 1842 vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. gegründet wurde, sollte er als ziviler Zusatz zum von Friedrich II.

gestifteten Militärorden dienen. Es steckte in dieser Geste eine gewisse Ambivalenz.

Friedrich Wilhelm IV. war der erste preußische Herrscher seit dem Tode Friedrichs II., der im Schloss Sanssouci regelmäßig wohnte. In den Jahren seiner Herrschaft wurde eine damals vollständige Ausgabe der Schriften Friedrichs II. herausgegeben. 1851 wurde das große Reiterdenkmal vom Schadow-Schüler und Ordensmitglied Christian Daniel Rauch aufgestellt. Die Widmung auf der Vorderseite lautet unter anderem: »vollendet unter Friedrich Wilhelm IV.«.

Diese Bewunderung des großen Vorgängers war jedoch gemischt mit Gefühlen der Abneigung. Friedrich Wilhelm bedauerte die notorische Irreligiosität seines Vorfahren; im Gegensatz zu Friedrich, der vor allem für seine militärischen Leistungen berühmt war, verstand sich Friedrich Wilhelm IV. als Friedensfürst. Dem eleganten Sommerpalast Friedrichs, durchhaucht von aufklärerischer Skepsis, stellte Friedrich Wilhelm bewusst als ideologischen Kontrapunkt die Friedenskirche entgegen. Sie wurde genau ein Jahrhundert nach Sanssouci begonnen.

Der Orden *Pour le mérite* war also mehr als nur die Fortführung eines friderizianischen Projekts – er bedeutete als »Friedensklasse« auch eine Wende, weg von der Militärmonarchie Friedrichs zu den Künsten des Friedens hin. Und dieser Gedanke war noch lebendig, als 1952 auf Anregung des Bundespräsidenten Theodor Heuss der Orden als »weltbürgerliche Korporation« neu gegründet wurde.

Es geht hier also nicht nur um die selbstverständliche Ambivalenz der Bundesrepublik gegenüber dem Erbe des alten Preußens – es geht auch um eine Zwiespältigkeit im Wesen des verschollenen Staates.

Von dieser Ambivalenz, von dieser gefühlten Spannung zwischen Kontinuität und Umbruch leben wir als Historiker. Über sie spüren wir die plötzliche Nähe der Geschichte. Das macht mich um so dankbarer für diese wunderbare Auszeichnung.



Abb. 1: Hrabanus Maurus, De laudibus sanctae crucis, Kreuzgedicht XV, 403 x 307 mm, Österreichische Nationalbibliothek Wien, Cod. 652 HAN MAG, fol. 20v. <http://data.onb.ac.at/rec/AC13952051/>Österreichische Nationalbibliothek.

HORST BREDEKAMP sprach die Laudatio auf HERTA MÜLLER

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, verehrte Herta Müller, liebe Ordensgemeinschaft, sehr geehrte Damen und Herren!

Vor einigen Wochen fand in der Villa Vigoni eine Tagung zu Giambattista Vico statt, jenem so gut wie vergessenen neapolitanischen Philosophen des frühen 18. Jahrhunderts, dessen Kulturbegriff das Bild und die Sprache unmittelbar als Zwillinge betrachtete. Mit seiner Überzeugung, dass Homer Bilder in poetische Charaktere umgeformt habe, könnte Vico wiederum über die Epochengrenzen hinweg seinerseits ein Zwilling Bruder von Herta Müller sein. Das Zusammenspiel dieser beiden Domänen brachte seit der Hofkul-

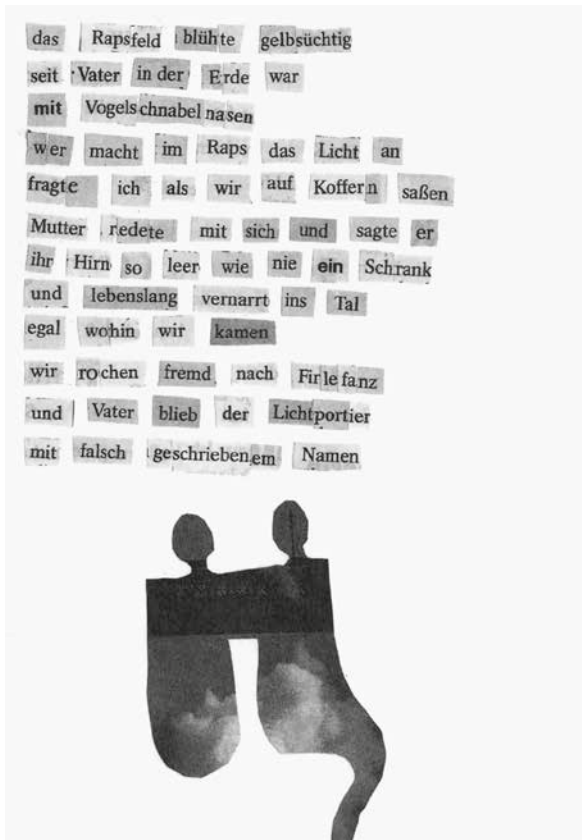


Abb. 2: Herta Müller, »Das Rapsfeld blühte gelbsüchtig ...«, in: Herta Müller, *Der Fremde Blick oder Das Leben ist ein Furz in der Laterne*, Göttingen 1999, S. 20.

tur Karls des Großen vor allem durch Gestalten wie Hrabanus Maurus die Gattung der Figurengedichte hervor, bei der die Buchstaben sowohl in ihren linearen Zeilen wie auch ihren Bildrahmungen sich überkreuzende und sich ergänzende Bedeutungen aufweisen (Abb. 1). Seit über dreißig Jahren komplementiert Herta Müller ihre Sprachbilder mit Bild-Wort-Mosaiken und eigenen Figuren, so etwa in den Göttinger Sudelblättern von 1999 (Abb. 2). Ihr Prinzip ist dem der Figurengedichte reziprok, indem sie, die Technik der Bekenner-



Abb. 3: Herta Müller, »Wenn die weißen Tulpen blühen ...«
 aus dem Zyklus: Das Wort unbedingt ist müd vom Wort un-
 bedingt, in: Herta Müller, Vater telefoniert mit den Fliegen,
 Frankfurt a. M. 2014, S. 105.

schreiben nutzend, gedruckte Worte aus ihren Zusammenhängen isoliert, neu zusammenfügt und mit Bildern kombiniert, wie bei dieser Gestalt einer Zweisamkeit, unter deren dunklem Oberkörper die Leiber mit dem beweglichen Grau von Wolkengebilden aufgefüllt sind: »Das Rapsfeld blühte gelbsüchtig / seit Vater in der Erde war / mit Vogelschnabelnasen / wer macht im Raps das Licht an / fragte ich als wir auf Koffern saßen«. Das Rapsfeld, der Vater, das Licht, die Koffer: In diesen Begriffen schwingt mit, was zum Lebensthema von



Abb. 4: Constantin Brancusi, Der Kuss, 1907/8, Gips,
Hamburger Kunsthalle, Inv. Nr.: S-1955-13. © bpk / VG Bild-Kunst,
Bonn / Foto: Elke Walford

Herta Müllers Dichtung geworden ist: Die Erinnerung an die ländliche Kindheit, die Surrealität der Bilder, der Verlust der *Stabilitas*. 15 Jahre später, in *Vater telefoniert mit den Fliegen*, hieß es im Verein mit der Silhouette der im Wind wirbelnden Haare (Abb. 3): »wenn die WEISSEN Tulpen / blühen sagt Mutter den / Kranichen sind oben, / hinter allen Wolken / Federn ausgefallen«. Und weiter, die Haare als Gleichnis für das bestimmte Leben, die ihre Freiheit behalten müssen, obwohl sie zu bändigen sind: »kämm DICH vorsichtig«. Der Zusammenhang erschließt sich gemäß Herta Müllers Definition von »Humor« als »das Surreale, das auf der Hand liegt, und man braucht es zum Atmen, wenn man am Realen erstickt«. Eine Ahnung von Herta Müllers rumänischer Lebenswelt erfuhr ich nach

dem Sturz Ceaușescus, als ich als Mitglied des Berliner Wissenschaftskollegs daran mitwirken konnte, in Bukarest das *New Europe College* von Andrei Pleșu aufzubauen. Zu dieser Zeit war die Diktatur gleichsam noch zu riechen, und täglich waren die Beschädigungen zu spüren, die eine unerbittlich vorgeschriebene Lebensführung ausgelöst hatte.

Aber nicht weniger eindrücklich war mir Pleșus Führung durch das neu eingerichtete Museum für Bauernkultur. Es machte urplötzlich begreifbar, von welcher Erfahrungswelt Brancusi etwa mit dem *Kuss* von 1907 zehren konnte (Abb. 4). Diese Art erdiger Aura, fern von jedem Anflug von Bodenkitsch, kann nicht weniger mit dem Werk Herta Müllers verbunden werden: die Kompaktheit, die Härte, aber auch jene Innigkeit, die immer bedroht ist und deren Verlust niemals ausgeglichen werden kann.

Die Qual der Erfahrung, dass auch am Nächsten zu zweifeln ist, macht einen Grundton ihrer Literatur aus. In dieser Empfindung liegt die Gefahr einer gerechten Verbitterung. Aber das Mittel, diese Grundverlorenheit zu formulieren, ist nicht minder das Medium einer Erhebung: im zweifachen Gehalt als Widerstand und als das Transitorische der künstlerischen Form. Die Aktualität dieses Doppelsinns von Herta Müllers Kunst erweist sich jeden Tag stärker.

Geboren in einem banatschwäbischen, deutschsprachigen Dorf in Rumänien, 1987 nach Deutschland ausgewandert, wurde Herta Müller 2009 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet. Heute begrüßen wir sie herzlichst als neues Mitglied des Ordens.

HERTA MÜLLER dankte mit folgenden Worten:

Lieber Herr Bredekamp,

vielen Dank für Ihre freundlichen Worte.

Sehr geehrter Herr Bundespräsident

Sehr geehrter Herr Ordenskanzler

Sehr geehrte Damen und Herren

Den Orden Pour le mérite gibt es nun schon seit 180 Jahren – das ist eine Zeitspanne für Historiker. Das ist Geschichte. Wie soll ich mich darauf beziehen? Ich bin es nicht gewohnt, in so großen Zeitspannen zu denken. Ich kenne aus meinem Leben in einer Diktatur nur das Umgekehrte – das Leben im Augenblick, dass es keine Zeit gibt für Dauer. Dass es in kurzen gehetzten Entscheidungen auf alles ankommt. Überall Unsicherheit, ungewollte Abbrüche. Das erzwungene Kollektiv und mittendrin Denunziation, Heuchelei, Verdacht, der wie Gestrüpp wächst. Tagein, tagaus das furchtbare Scheppern der Propaganda und die vielen Funktionäre – diese polierten Nullen mit ihrem dreckigen Maul und den sauberen Händen. Die totale Entmündigung des Individuums. Die meisten Leute tragen die Lügen herum wie angewachsene Kleider. Sie wollen keine Wahrheit, sondern unauffällig leben um jeden Preis. Angst dressiert. Und das heißt, sie erwarten nichts Eigenes mehr vom Leben – nichts, was der Diktator nicht erlaubt.

Man sagt zwar LEBENSLAUF, als wäre alles glatt gelaufen, aber ich bin ständig gestolpert. Wenn ich zurückdenke, zerbricht die Zeit in winzige Stücke, die sich, wenn ich sie zusammensetzen will, nicht ertragen. Denn das Detail wurde in der Angst immer größer als das Ganze. Die eigene Wohnung war fremder als der Bahnhof, weil ein Küchenstuhl im Schlafzimmer stand, wenn ich nach Hause kam. Oder das Bild von der Wand lag auf dem Bett, oder eine Kaffeetasse mit Zigarettensummeln stand im Kühlschrank. Der Geheimdienst ging ein und aus, der Tür sah man nichts an. Er hinterließ Zeichen, wenn er wollte. Das Gelebte tickt im Kopf vor und zurück, wie es will. Es ist wie ein Bumerang. Hier in Deutschland sah ich viele Jahre später auf den LKW der Umzugsfirmen den unschuldigen Satz: Wir machen Ihren Möbeln Beine.

Die Zeitspanne, für die das Ticken im Kopf gerade noch reicht, heißt bei mir LEBENSZEIT. Sie ist das bestimmende, vielleicht sogar einzig gültige Maß. Die viel zu großen Details, die nicht ins Ganze passen, kommen von den großen Augen der Angst. Sie verschiebt den Blick auf die Welt. Die riesigen Details und das winzige Ganze taugen nicht für Geschichte, höchstens für Geschichten. Und diese

sind einzeln vorhanden. Sie bleiben mir selbst auch beim Reden darüber bis heute so undurchschaubar, wie sie damals beim Erleben undurchschaubar waren.

Ich lebte über dreißig Jahre in der rumänischen Diktatur Ceaușescus, bis ich 1987 nach Deutschland kam. Von dort habe ich so viel gestohlene Lebenszeit mitgebracht, dass ich diese bis heute zurückstehlen muss, indem ich davon erzähle. Ich erzähle gegen diese komplette Niederlage der eigenen Person bei jedem Verhör. Der Vernehmer sagte:

Was glaubst du, wer du bist.

Ich sagte: Ich bin ein Mensch wie Sie.

Darauf sagte er: Das glaubst du. Wir bestimmen, wer du bist.

Und so war es auch in dieser Diktatur, und so ist und bleibt es auch in allen anderen Diktaturen.

Eine Geschichte aus der gestohlenen Lebenszeit ist die Geschichte von der Zahnbürste.

Als Staatsfeind wurde ich oft zum Verhör bestellt oder von unterwegs mitten aus der Stadt abgefischt und zum Geheimdienst geschleppt. Ich wusste nie, ob ich nach dem Verhör wieder nach Hause oder ins Gefängnis komme. Deshalb lief ich monatelang, für den Fall der Verhaftung, mit einer Zahnbürste in der Handtasche herum. Sie war immer mit mir, ich räumte sie um, wenn ich die Tasche wechselte. Jedes Verhör war von Anfang bis Ende unberechenbar. Und ich ging nach jedem Verhör, meistens durch die Nachtluft mit meiner leeren Freiheit nach Hause. Denn ich wurde nie verhaftet. Wieso? Ich hatte Glück, und dieses Glück war meine Zahnbürste – ich war mir sicher. Ich war auf sie angewiesen, aber ich musste sie nie benutzen. Und sie trug mich mehr als ich sie.

Es ging ums Glückhaben. Und Glückhaben muss man immer. Deshalb nahm ich 1987 meine Zahnbürste selbstverständlich im Koffer mit nach Deutschland. Und ich trug sie weiter in der Handtasche.

Nach meiner Ankunft ging eine meiner ersten Reisen zu einer Lesung nach Florenz. Die Universität bot mir an, eine Woche zu bleiben, ich

wohnte im Gästehaus. Am zweiten Tag saß ich in einem Straßencafé. Als ich bezahlen wollte, war meine Handtasche weg – gestohlen. Alles drin, der Pass, das Geld, die Schlüssel vom Gästehaus – aber das Allerschlimmste: meine Zahnbürste. Ich fühlte mich völlig verloren. Man sagte mir, dass gestohlene Taschen oft ein paar Tage später im Fundbüro landen. Ich glaubte zwar nicht daran, ging aber mehrmals am Tag hin. Und wirklich, meine Handtasche war auf einmal wieder da. Und es war alles drin – außer dem Geld und meiner Zahnbürste. Damals sagte ich mir: Was weiß ich, vielleicht bin ich jetzt in Westeuropa fürs Glückhaben nicht mehr auf diese treue Zahnbürste angewiesen. Sie hatte mir jahrelang zu einer leeren Freiheit verholfen. Und was ich damals noch dachte: Wahrscheinlich weiß sie besser als ich, dass das Leben in einer Demokratie sowieso ein Glück ist. Und das stimmt bis heute, gerade heute. Ich danke den Mitgliedern des Ordens Pour le mérite, dass sie mich in ihren Kreis aufgenommen haben.

HERMANN PARZINGER sprach die Laudatio auf PETER SCHÄFER

Peter Schäfer, geboren am 29. Juni 1943, gilt als einer der weltweit führenden Judaisten unserer Zeit. Nach dem Studium der Katholischen Theologie, Philosophie und Judaistik in Bonn, Jerusalem und Freiburg wurde er im Jahre 1968 in Freiburg mit einer Arbeit über *Die Vorstellung vom heiligen Geist in der rabbinischen Literatur* promoviert. Nach der Habilitation 1973 in Frankfurt folgte schon 1974 ein Ruf auf eine Professur für Judaistik in Köln, ehe Peter Schäfer 1983 Lehrstuhlinhaber und Direktor des Instituts für Judaistik an der Freien Universität Berlin wurde. In den 1990er Jahren kam der Schritt nach Princeton, und von 1998 bis 2013 war er erster Inhaber der Ronald-O.-Perelman-Professur für Jüdische Studien an der Universität Princeton. Von 2014 bis 2019 leitete er in der Nachfolge von Michael Blumenthal und als erster Nicht-Jude das Jüdische Museum in Berlin.

Peter Schäfer erhielt mehrere Ehrendoktorwürden, u. a. der Uni-

versitäten Utrecht und Tel Aviv. Er ist Mitglied mehrerer in- und ausländischen Akademien, etwa der American Philosophical Society und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. 1994 wurde ihm der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft und 2007 der Mellon Award der Andrew W. Mellon Foundation verliehen. Der Mellon Award ist die wichtigste Auszeichnung für Geisteswissenschaftler in den USA, und Peter Schäfer ist einer der wenigen, wenn nicht sogar der einzige Wissenschaftler, der den Leibniz-Preis *und* den Mellon Award erhielt.

In der Begründung des Mellon Awards hieß es, Prof. Schäfer zähle zu den bedeutendsten Judaistik-Forschern für die Zeit der Antike und des frühen Mittelalters. Der Einfluss seines wissenschaftlichen Werks reiche allerdings weit über das Fach der Judaistik hinaus. So prägten seine historischen und analytischen Arbeiten die Forschung in anderen geistes- und religionswissenschaftlichen Feldern, darunter die Forschung über Mystik, über die Literatur der Renaissance und über das frühe Christentum. Prof. Schäfer habe maßgeblich dazu beigetragen, die Tradition jüdischer Studien in Deutschland wiederzubeleben und damit die Wissenschaftslandschaft in anderen europäischen Staaten beeinflusst.

Im Jahre 2014 folgte der Dr.-Leopold-Lucas-Preis der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen für seinen »herausragenden Beitrag zur Erforschung der Geschichte, der Literatur und der Theologie des antiken und frühmittelalterlichen Judentums«. Weiter hieß es: »Als international in den USA, in Israel und in Deutschland wirkender Wissenschaftler hat er auch einen persönlichen Beitrag zum Verstehen der Völker und Kulturen geleistet und zählt zu den bedeutendsten Judaisten der Gegenwart und strahlt weit über die Grenzen des Faches hinaus.« Auch die Jury des 2015 an Schäfer verliehenen Reuchlin-Preises der Stadt Pforzheim und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften begründete seine Auswahl ganz ähnlich: »Für einen der bedeutendsten Judaisten unserer Zeit, der sich mit seinen Forschungen zu den christlich-jüdischen Religionsbeziehungen herausragende Verdienste erworben hat«.

2018 gab Peter Schäfer ein aufschlussreiches Interview im Deutsch-

landfunk Kultur, das den Titel trug: »Deutscher, Katholik und Judaist mit Weltruhm«. Darin beschrieb Schäfer seinen Weg zur Judaistik. Über die Katholische Theologie gelangte er zum Fach »Jüdische Studien«, das in Deutschland ab 1964 überhaupt erst wieder studiert werden konnte. Doch die Art und Weise, wie dort Hebräisch gelehrt wurde, schreckte ihn ab: »Das war eine absolut tote Sprache, die mit dem lebendigen Judentum, mit dem Judentum in Israel, mit den Juden in Deutschland nichts zu tun hatte, das war ganz schrecklich für mich.« Da entstand schnell der Wunsch, nach Israel zu gehen und auch die Thora im Original zu studieren. Nicht einmal zwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ging Peter Schäfer also nach Israel und übernahm nach seiner Rückkehr an der Freien Universität Berlin den ersten nach dem Ende der Nazizeit wieder gegründeten Lehrstuhl für Judaistik in Deutschland.

Peter Schäfer ist heute *der* international führende Fachmann für das jüdische Leben von der Antike bis ins Mittelalter. Er untersucht dabei schwerpunktmäßig die gegenseitigen Beeinflussungen von Judentum und Christentum, also der beiden ältesten monotheistischen Weltreligionen. Zudem beschäftigt er sich intensiv mit der mystischen Tradition der Kabbala. Die Wissenschaft vom Judentum ist für Schäfer die Komplexität und Vielschichtigkeit einer Kombination von kultur- und sprachgeschichtlichen sowie historischen Methoden von säkularem Selbstverständnis, eben nicht als Teilbereich etwa der Jüdischen Theologie oder Geschichte. Daneben gilt er als herausragender Experte für das Thema Antisemitismus quer durch die Epochen.

Die meisten seiner zahlreichen Monografien erschienen sowohl in deutscher wie in englischer Sprache. Seine *Geschichte der Juden in der Antike* (Stuttgart 1983) gibt einen *Überblick* über die politischen und ökonomischen Bedingungen, die den Rahmen für die Geschichte des Judentums in der Antike von Alexander dem Großen bis zur Eroberung Palästinas durch die Araber bildeten. Schäfer hantiert dabei souverän und kritisch zugleich mit einer teilweise äußerst schwierigen Quellenlage.

In seinem Buch *Zwei Götter im Himmel: Gottesvorstellungen in der*

jüdischen Antike (München 2017) zeigt Schäfer detailliert auf, wie sich frühes Christentum und Judentum in den ersten Jahrhunderten wechselseitig beeinflussten. Dabei gelingt ihm die »wichtigste religionsgeschichtliche Novität« der letzten Jahre, weil er darlegen kann, dass neben dem jüdischen Gott Jahwe lange auch eine weibliche Gottheit verehrt wurde. Auch in *Jesus im Talmud* (Princeton 2007 und Tübingen 2007) weist er nach, dass Judentum und Christentum in langen Phasen ihrer Geschichte keine getrennten religiösen Einheiten waren, die voneinander isoliert oder gar in Feindschaft zueinander lebten, vielmehr war das Christentum aus der »Schwesterreligion« Judentum entstanden, wie er anhand einer Analyse des Talmud überzeugend dargelegt.

Seine große Vielseitigkeit stellt Peter Schäfer in seiner Monografie *Der Triumph der reinen Geistigkeit* (Berlin 2003) unter Beweis. Dort analysiert er Sigmund Freuds späten Essay »Der Mann Moses und die monotheistische Religion« und dekonstruiert dabei Freuds *Überlegungen* zum Bilderverbot und zum Triumph der Geistigkeit über die Sinnlichkeit.

Der Antisemitismus beschäftigt Schäfer mehrfach. In seinem Werk *Judenhass und Judenfurcht. Die Entstehung des Antisemitismus in der Antike* (Cambridge 1997 und Berlin 2010) beschreibt er dieses Phänomen bereits für die griechisch-römische Antike und zeigt dabei auf, dass das ganze Spektrum des Judenhasses von der reinen Diffamierung bis zur physischen Vernichtung damals bereits präsent und wirksam war. Anhand der Darstellung zweier exemplarischer historischer Ereignisse in Alexandria und Elephantine dechiffriert er Schlüsselursachen und Strukturen des antiken Antisemitismus und beschreibt, wie politisch-soziale Interessen und antijüdische Motive in konkreten Situationen eine unheilige Allianz eingingen.

Als Standardwerk gilt sein letztes Opus magnum *Kurze Geschichte des Antisemitismus* (München 2020), die eigentlich eine sehr lange Geschichte ist. Gekonnt zieht Peter Schäfer dabei die Spur des Antisemitismus noch einmal aus der Antike über Mittelalter und Neuzeit bis zur Shoa. Es geht dabei auch um islamische Ausprägungen in der Gegenwart, die sich nach Schäfers Ansicht im Vergleich zum euro-

päisch-christlichen Antisemitismus in seiner ganzen Grausamkeit aber eher marginal ausnehmen. Viele zentrale Motive der Judenfeindschaft seien erstaunlich beständig. Und die geläufige Unterscheidung von religiös motiviertem Antijudaismus und modernem Rassenantisemitismus verdecke diese Kontinuität. Die vormoderne Judenfeindschaft habe es nach Schäfer schon in den altorientalischen Reichen und in der römischen Dichtung gegeben, doch das eigentliche Drama beginne mit der Entstehung des Christentums aus dem Judentum. Mit der Schuld des ganzen jüdischen Volkes an der Kreuzigung werden sie im Johannesevangelium zu den »Söhnen der Finsternis« und »zur bösen Gegenwelt des Christentums«. Von diesem Punkt an entfaltet sich ein welthistorisches Drama, das bis zur Shoa führt. Dieses Buch ist ernst, es macht entsetzt und sprachlos und – für uns Deutsche in besonderer Weise: es beschämt, was wohl so sein muss.

Peter Schäfer zählt ohne Zweifel zu den bedeutendsten Judaisten der Gegenwart und strahlt weit über die Grenzen des Faches hinaus. Herzlich willkommen im Orden Pour le mérite!

PETER SCHÄFER dankte mit folgenden Worten:

Sehr geehrter Herr Bundespräsident,
sehr geehrter Herr Ordenskanzler, lieber Herr Parzinger,
verehrte Ordensmitglieder,
meine Damen und Herren,

wie es sich für einen ordentlichen Wissenschaftler gehört, schaut man sich zuerst einmal an, was die anderen durch die Aufnahme in den Orden Pour le mérite Geehrten bei dieser Gelegenheit gesagt haben. Die Laudationes und die Danksagungen sind ja leicht online zugänglich. Die meisten begannen ihren Dank mit so widersprüchlichen Gefühlen wie Überraschung, warum es gerade sie erwischt hat – wir wissen ja alle, dass die Mitgliederzahl eng begrenzt ist und so manche andere ebenfalls würdig wären –, Erschrecken vor dem Anspruch, der

sich da plötzlich auftat, Bescheidenheit und Demut, aber dann auch Stolz, nach dem Motto: Nun ja, das ist dann nun so, damit muss ich und müssen auch die anderen jetzt leben.

Ich schließe mich dieser Denkfigur in ihrer ganzen Breite gerne an und danke Ihnen, liebe Ordensmitglieder, dass Sie mich gewählt haben. Die andere Vorgabe, die naheliegt, ist die, sich die Vertreter und Vertreterinnen des eigenen Faches im Orden anzusehen. Man wird ja in eine atemberaubende Reihe von Natur- und Geisteswissenschaftlern sowie Künstlern gewählt, die oft weit über die Grenzen ihres Faches hinaus den wissenschaftlichen und künstlerischen Diskurs geprägt haben. In diese distinguierte Reihe kann ich mich mit meinem Fach aus einem einfachen Grund nun leider nicht stellen: Der einzige Vertreter meines Faches – der Judaistik – vor mir war kein anderer als der große Gershom Scholem, der in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts Deutschland verließ und in Palästina bzw. später Israel im Alleingang die Wissenschaft von der Kabbala, der jüdischen Mystik, begründete. Allerdings ist er im Mitgliederverzeichnis des Ordens bescheiden-zurückhaltend als »Philosoph« aufgeführt, eine seltsame Zuordnung, denn Philosoph war er gewiss nicht. In den einfühlsamen Gedenkworten Carl Friedrich von Weizsäckers wird er dann auch als Erforscher der Kabbala gewürdigt und schafft es sogar in die Disziplin der Religionswissenschaft.

Ich wurde nun als Judaist in den Orden gewählt und betrachte dies auch als eine besondere Ehrung für mein Fach in der Tradition Gershom Scholems. Damit ist die Wissenschaft vom Judentum, die schließlich in Deutschland entstand, dann aus Deutschland vertrieben und nach dem Zweiten Weltkrieg mühsam wiederbegründet wurde, befreit von den Fesseln der Theologie und der Orientalistik, endgültig in Deutschland angekommen. Und nicht nur dies. In der gegenwärtig immer hitziger und irrationaler geführten Debatte über Identität, Authentizität und Selbstbestimmung hatten Sie kein Problem damit, einen nichtjüdischen Vertreter des Faches Judaistik oder Jüdische Studien, wie es sich heute auch gerne nennt, in den Orden zu wählen.

Dafür, liebe Ordensmitglieder, danke ich Ihnen ganz besonders. Scholem wurde im Juni 1981 gewählt, kam dann erstmals für längere Zeit wieder nach Deutschland, nämlich im Herbst 1981 als Fellow des ersten Jahrgangs des Wissenschaftskollegs. Kollegen, die ihn damals gekannt haben, berichten mir, dass er sehr stolz auf die Wahl in den Orden war. Viel Zeit war ihm aber nicht mehr vergönnt: Er starb im Februar 1982 in Jerusalem, noch bevor ihm das Grosse Ordenszeichen ausgehändigt wurde.

Ich bin einige Jahre jünger als Scholem bei seiner Wahl, und ich hoffe sehr, dass mir noch viele anregende Jahre im Kreis der Ordensmitglieder vergönnt sind.

TISCHREDE BEIM ABENDESSEN
IM SCHLOSS BELLEVUE AM 19. JUNI 2022

BUNDESPRÄSIDENT
FRANK-WALTER STEINMEIER

Die Pandemie hat viele Gewohnheiten des öffentlichen Lebens unterbrochen, auch die schöne Tradition, dass der Bundespräsident jeden Frühling an der Sitzung des Ordens Pour le mérite teilnimmt und die Mitglieder anschließend zum Abendessen in seinen Amtssitz einlädt. Als Protektor Ihres Ordens freue ich mich sehr, dass wir diese Tradition heute wieder aufnehmen können – seien Sie alle ganz herzlich willkommen hier im Schloss Bellevue.

Vorhin im Konzerthaus haben Sie drei neue Mitglieder in Ihre Gemeinschaft aufgenommen: eine Schriftstellerin, einen Historiker und einen Judaisten. Liebe Herta Müller, dass Sie einmal Ritterin eines Ordens sein würden, der einst zu Ehren des »Alten Fritz« gegründet wurde, das hätten Sie sich vermutlich auch nicht träumen lassen. Und ich weiß nicht, lieber Sir Christopher Clark, lieber Professor Schäfer, ob das bei Ihnen anders ist. Aber es ist großartig, dass Sie mit dabei sind. Ihnen Dreien heute Abend ein ganz besonders herzliches Willkommen!

Die Freude über unser Beisammensein wird überschattet von dem grausamen Angriffskrieg, den Russland nun schon seit fast vier Mo-

naten gegen die Ukraine führt. Zigtausende getötete Soldaten und ermordete Zivilisten, vergewaltigte Frauen, verwaiste Kinder, zerstörte Städte, Millionen Menschen auf der Flucht – dieser verbrecherische Krieg, für den Präsident Putin und sein Regime verantwortlich sind, dieser Krieg bringt furchtbares Leid über die Ukraine, er macht uns fassungslos, traurig und wütend.

Und wir alle wissen: In einer Zeit, in der die globale Krise der Pandemie noch nicht überwunden ist, hat nun auch dieser Krieg Folgen für die ganze Welt. Ich komme, wie die meisten wissen, gerade aus Indonesien, aus Südostasien zurück. Dieser Krieg verschärft vor allem in den ärmeren Regionen Energie- und Ernährungskrisen, und er stellt uns vor die Frage, wie wir Klimawandel, Artensterben, Hunger und Krankheiten trotz aller Erschütterungen der Weltordnung eigentlich noch erfolgreich bekämpfen können.

Gerade in dieser Zeit der Krisen und Umbrüche, in der viele Menschen verunsichert, besorgt, oft auch ratlos sind, gerade in dieser Zeit brauchen wir Wissenschaften und Künste, die uns Halt, Richtung, manchmal auch die Gelegenheit zu kleinen Fluchten geben, die uns aber zugleich auch neue Denkräume und Möglichkeiten eröffnen.

Die Mitglieder des Ordens *Pour le mérite*, Sie alle stehen in besonderer Weise für dieses Potenzial, dieses Vermögen von Wissenschaften und Künsten, unsere Welt zu einem besseren, zu einem lebenswerteren Ort zu machen. Und Sie stehen alle zusammen miteinander für die Verantwortung, die wir als Menschen für die Zukunft unseres Planeten haben.

Der Orden *Pour le mérite* wird an Frauen und Männer verliehen, die sich »durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste« in der Wissenschaft oder in der Kunst »einen ausgezeichneten Namen erworben haben«, so hieß es im Gründungsdekret von 1842, das damals, Sie ahnen es, allerdings nur Ritter zuließ, liebe Herta Müller, keine Ritterinnen. Wen das Ordenskapitel dabei neu in seine Reihen aufnahm und vor allen Dingen, wen nicht, diese Frage hat hier in Berlin immer wieder das Stadtgespräch belebt.

Einer, der den *Pour le mérite* unbedingt haben wollte, war Heinrich Schliemann, der schillernde, bis heute umstrittene Selfmade-

Archäologe, dem hier in Berlin gerade eine neue Ausstellung gewidmet ist.

Dass die Entdeckungen, die er in Troja gemacht hatte, ausgerechnet in seinem Heimatland auf Skepsis stießen, das kränkte Schliemann zutiefst. Er fühlte sich von der deutschen Fachwelt verkannt, von der deutschen Öffentlichkeit nicht ausreichend gewürdigt, und welchem Land auch immer er seine »trojanischen Schätze« schenken würde, eines war für ihn klar: »An Deutschland«, schrieb er 1875, »An Deutschland gebe ich sie nicht«.

Es war Rudolf Virchow, der den Abenteurer und Raubgräber schließlich doch dazu bewegen konnte, seine Funde an Deutschland zu geben – wobei Schliemann allerdings eine klare Bedingung stellte: Virchow müsse dafür sorgen, dass die Schenkung ans deutsche Volk »die allgemeinste und höchste Anerkennung findet«.

In einem wunderbaren Briefwechsel verhandelten die beiden Männer im Jahr 1881 die Details. Schliemann wollte das Ehrenbürgerrecht von Berlin, und er wolle, schrieb er aus Athen, auch Orden »gerne annehmen«; Virchow möge ihm doch bitte »in dieser Beziehung [...] verschaffen, was möglich ist« – vor allem »natürlich« den Orden *Pour le mérite*.

Virchow antwortete aus Berlin: »Was Ihre Ordensgeschichte betrifft, so hat mich das höchlich ergötzt.« Er wolle Schliemann gern helfen; die Aufnahme in den Orden *Pour le mérite* allerdings sei »eine Art von Würfelspiel«, da könne er nichts tun. Er selbst, schrieb Virchow, habe sich »längst darein gefunden, ohne diese Dekoration zu sterben.« Überraschend kleinlaut erwiderte Schliemann: »Dringend bitte ich Sie und Ihre hochwürdige Frau, nicht über meine Ordenssucht zu lachen, [...] keiner von Ihnen wird mich je einen Orden tragen sehen. Aber Orden machen sich wunderbar, um die leeren Räume meiner Schränke, die für die trojanischen Schätze bestimmt waren, [...] geschmückt zu sehen.«

Sie wissen vermutlich alle, wie diese »Ordensgeschichte« ausging: Heinrich Schliemann wurde nie in den Orden *Pour le mérite* aufgenommen, Rudolf Virchow dagegen schon – allerdings erst kurz vor seinem Tod.

Ich finde, Schliemanns Briefe machen sehr schön anschaulich, was der Orden Pour le mérite gerade nicht sein sollte: ein Schmuckstück, das man nicht öffentlich trägt, sondern im privaten Schrank aufbewahrt, um sich selbst daran zu ergötzen oder ein wenig anzugeben, wenn man mal Gäste im Haus hat.

Die Idee dieses Ordens ist eben eine fundamental andere: Er soll herausragende Verdienste auf dem Gebiet der Wissenschaften und Künste für die Allgemeinheit sichtbar machen; er soll die öffentliche Anerkennung von Exzellenz, Eigensinn, Vielfalt zum Ausdruck bringen; und er soll, nicht zuletzt, die gesellschaftliche Wertschätzung von Wissenschaft und Kunst fördern, indem er in die Öffentlichkeit hineinwirkt.

Das war damals in Preußen eine fortschrittliche Idee, und es ist heute, finde ich, eine wichtige demokratische Aufgabe Ihres Ordens – gerade in dieser Zeit der Krisen und des Krieges, in der wir erleben, wie Wissenschaft und Kunst immer wieder unter Druck geraten.

Die Pandemie hat vielen Menschen noch einmal bewusst gemacht, dass wir komplexe Probleme nur lösen können, wenn es zum einen freie wissenschaftliche Forschung gibt, eine offene, nie abgeschlossene Suche nach Wahrheit, und zum anderen eine politische Debatte, die sich an den Erkenntnissen der Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften orientiert.

Zugleich haben wir in den vergangenen beiden Jahren auch erfahren, wie anfällig viele Menschen für Desinformation und Verschwörungstheorien sind, wie fragil das Vertrauen auch in Wissenschaft ist – gerade dann, wenn öffentlich besonders sichtbar wird, dass auch Expertinnen und Experten keineswegs immer eindeutige, unumstrittene Lösungen liefern, dass auch sie uns nicht erlösen können von der Komplexität der Welt – ganz zu schweigen von den Zumutungen und Anstrengungen demokratischer Politik.

Dass wir nicht nur die Wissenschaften, sondern auch die Künste brauchen, um uns in der Welt zurechtzufinden und unser Leben zu gestalten, auch das hat uns die Corona-Krise besonders eindringlich vor Augen geführt. Und nicht zuletzt ist bei vielen in den vergangenen beiden Jahren hoffentlich auch die Einsicht gewachsen, dass

Künstlerinnen und Künstler nicht nur Freiheit und Wertschätzung, sondern auch die Unterstützung von Bürgerinnen, Bürgern und Politik brauchen, um für die Kunst, aber eben auch von der Kunst leben zu können.

Gedeihen können Wissenschaften und Künste nur in einer Gesellschaft, in der ihre jeweilige Eigengesetzlichkeit verstanden und respektiert wird. Deshalb brauchen wir Botschafterinnen und Botschafter der freien Wissenschaft, die der Öffentlichkeit nicht nur Ergebnisse, sondern auch Prinzipien, Methoden und Grenzen wissenschaftlicher Forschung vermitteln, und das nicht nur in Krisenzeiten. Und deshalb brauchen wir Verteidigerinnen und Verteidiger der freien Kunst, die das öffentliche Bewusstsein für den Wert von Unabhängigkeit und Zweckfreiheit schärfen, das Bewusstsein dafür, dass Kunst tröstet, Mitgefühl weckt, Schönheit schafft, Widerstand stärkt, neue Perspektiven aufzeigt und Dinge in Bewegung bringt, gerade weil sie keiner Ethik der Nützlichkeit und keinem politischen Ziel verpflichtet ist.

Mit anderen Worten: Demokratie braucht freie Wissenschaften und Künste, weil sie auf das Engagement kritischer, selbstbewusster Bürgerinnen und Bürger baut. Freie Wissenschaften und Künste bringen Gesellschaft mit sich selbst ins Gespräch – und halten sie vor allen Dingen veränderungsbereit. Und genau das, vermute ich, genau das ist der Grund, warum Diktaturen und autoritäre Systeme sie so sehr fürchten!

Wir erleben heute, wie der russische Präsident Geschichte verfälscht, um mit historischen Mythen imperiale Ansprüche zu begründen und seinen völkerrechtswidrigen Krieg zu legitimieren. Wir erleben, wie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Künstlerinnen und Künstler nicht nur in Russland, Weißrussland und China, sondern auch in vielen anderen Ländern der Welt zensiert, bedroht, verfolgt, verhaftet oder gar ins Exil getrieben werden. Sie alle brauchen unsere Unterstützung.

Ich bin überzeugt: Gerade heute brauchen wir den Orden *Pour le mérite* – einen Orden, der sichtbar macht, welchen Wert die Wissenschaften, die Künste in der liberalen Demokratie haben, der für die

schöpferische Kraft des Individuums steht, für lebendige Vielfalt und auch den Austausch über Grenzen hinweg.

Gerade heute brauchen wir eine Schriftstellerin wie Herta Müller, die uns den Wert der Freiheit erkennen lässt, indem sie davon erzählt, wie die Diktatur ein ganzes Land in ein »Angstgebäude« verwandelt, wie sie einem das Leben stiehlt und eine »Gleichheit der Hässlichkeit« schafft.

Gerade heute brauchen wir Wissenschaftler wie Christopher Clark oder Peter Schäfer, die sich nicht von den Aktualitäten der Tagespolitik treiben lassen; die uns Wege in die Zukunft ebnen, indem sie die Vergangenheit beleuchten; die uns nicht zuletzt bewusst machen, dass wir die Erinnerung an die Shoah, an Kriege und Diktaturen wachhalten und an kommende Generationen weitergeben müssen.

Gerade heute gehört der Orden Pour le mérite, gehören Sie und Ihr Werk mitten hinein ins öffentliche Leben. Und auch deshalb ist es schön, dass wir wieder zusammen sein können, hier in diesem offenen Schloss, das, ebenso wie Ihr Orden, im Königreich Preußen entstand, aber längst zu einem Ort der Demokratie geworden ist.

Ich wünsche Ihnen und uns allen einen nicht nur anregenden, sondern auch entspannten Abend.

TISCHREDE DES ORDENSKANZLERS
HERMANN PARZINGER,

ERWIDERUNG AUF DIE TISCHREDE
DES BUNDESPRÄSIDENTEN

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, verehrte Ordensmitglieder,
meine Damen und Herren,

vielen Dank für Ihre Worte, Herr Bundespräsident, die, glaube ich,
Mut gemacht haben. Vielen Dank auch, dass wir wieder hier bei
Ihnen in Schloss Bellevue sein können. Es ist etwas ganz Besonderes,
hier sein zu dürfen, gerade nach den pandemiebedingten Einschränkungen
der letzten beiden Jahre!

Im Übrigen: Schliemanns gibt es auch heute noch. Das mit dem
Würfelspiel merke ich mir. Das wird so manchem Ordensmitglied
so gehen, dass man immer wieder mal angesprochen wird, quasi von
der Seite: Da gibt es doch jemanden ganz Verdienten, sollte der nicht
vielleicht mal in den Orden gewählt werden? Und dieses Ansprechen
nimmt exponentiell zu, wenn man Vizekanzler:in oder Kanzler:in
dieses Ordens ist.

Schliemann, das war eine kleine Steilvorlage für den Archäologen.
Schliemann war schon eine bemerkenswerte Person. Derzeit läuft auf
der Museumsinsel eine Ausstellung – Sie haben sie genannt – sehr

lohnenswert und sehr besuchenswert. Ich habe noch kurz überlegt, ob wir eigentlich nicht mit dem Orden diese Ausstellung hätten sehen müssen, weil sie einfach dieses Wechselspiel zwischen Forschung einerseits und Selbstdarstellung und Außenwirkung andererseits sehr gut aufzeigt.

Das ist bis heute so, daran hat sich wenig geändert, wobei viel davon abhängt, mit welchen Akteuren und Charakteren man zu tun hat. Im Falle von Schliemann: Wenn ich damals Ordenskanzler gewesen wäre, hätte ich Schliemann wohl auch nicht vorgeschlagen. Sein Verdienst für die Archäologie ist dennoch ein Besonderes. Aber das geht uns in all unseren Disziplinen so: Es gibt sehr viele sehr gute Fachvertreter:innen, die nie im Orden sein werden. Das Entscheidende jedoch ist, so besagt es auch unsere Satzung, dass keine Unwürdigen aufgenommen und möglichst keine Würdigen übersehen werden. Dass uns das bislang ganz gut gelungen ist, das haben heute die Nachrufe auf die verstorbenen und die Würdigungen der neu aufgenommenen Ordensmitglieder wieder einmal sehr deutlich gemacht. Es ist schon ein ganz besonderer Kreis von Persönlichkeiten, und ich sehe meine Aufgabe als Kanzler für die nächsten vier Jahre eher als eine dienende und moderierende. Es macht schon etwas mehr Arbeit, als man mir am Anfang sagte, um mich für dieses Amt zu gewinnen. Man ist auch nervöser als sonst, ob alles klappt im Konzerthaus usw., obwohl das bei der BKM angesiedelte Ordenssekretariat mit Nicole Zeddies, Stefanie Hagen und Katrin Brendler hochprofessionell arbeitet und daher alles in den besten Händen ist.

Es hat gutgetan, verehrter Herr Bundespräsident, Ihre Worte zur Bedeutung der Wissenschaft heute zu hören, wie unerlässlich Wissenschaft ist. Die Wissenschaft kann nicht sofort alle Probleme lösen. Sie muss achtgeben, dass sie sich nicht zu früh zu sehr festlegt, nur weil Öffentlichkeit und Politik sehr schnell Erwartungen nach eindeutigen Antworten formulieren. Das ist vielleicht ein Grundproblem, das uns gerade die Pandemie wieder einmal sehr klar vor Augen geführt hat. Und dennoch: Wenn wir uns klarmachen, in welcher kurzen Zeit Impfstoffe gegen die Pandemie entwickelt werden konnten, zeigt das eigentlich nur, was Wissenschaft wirklich zu leisten imstande

ist, und das können wir uns nicht oft genug bewusstmachen. Aber auch in der Wissenschaft gibt es Eitelkeiten, man sitzt gerne in Talkshows, genießt die öffentliche Aufmerksamkeit, und dann lässt man sich vielleicht auch zu schnell zu Aussagen hinreißen, die man so womöglich noch nicht treffen sollte. Es ist für die Wissenschaft entscheidend, stets seriös zu bleiben. Das ist die beste Strategie gegen den Vorwurf der Fake News.

Lassen Sie mich zur Ukraine kommen, die Sie ja auch angesprochen haben. Ein Diktator wie Wladimir Putin skizziert uns ein neues Geschichtsbild und begründet damit die verbrecherischsten Dinge. Gerade wir Deutsche sollten nicht vergessen, dass es gerade einmal achtzig Jahre zurückliegt, dass in deutschem Namen schwerste Verbrechen begangen wurden, und auch damals haben Gelehrte große Schuld auf sich geladen, indem sie diese Verbrechen wissenschaftlich zu begründen versuchten. Auch Archäologen, zum Beispiel, wenn sie die Eroberungszüge der Wehrmacht nach Südrussland mit irgendwelchen völkerwanderungszeitlichen germanischen Stämmen begründeten, die irgendwann einmal in den Steppen nördlich des Schwarzen Meeres ansässig waren. So als hätten Germanen vor 1.500 Jahren irgendetwas mit den Deutschen von heute zu tun. Wissenschaft muss stets achtgeben, sich nicht gegenüber den Mächtigen zu korrumpieren.

Am Freitagabend, beim ersten Abendessen anlässlich des Zusammenkommens der Ordensmitglieder, gibt es traditionell die persönlichen Selbstvorstellungen der neu gewählten Mitglieder. Das, was uns etwa Herta Müller über das Leben im kommunistischen Rumänien erzählen konnte und was sie heute im Konzerthaus noch einmal so eindrucksvoll und geradezu beängstigend fortgeführt hat, wirkt so ungemein aktuell, wenn wir daran denken, was in der Ukraine und in Russland gerade geschieht: ein verbrecherischer Krieg und der grausame Tod so vieler Unschuldiger in der Ukraine, Unterdrückung und Verfolgung Andersdenkender in Russland. Es sind zwei Seiten einer Medaille.

Wir danken Ihnen, verehrter Herr Bundespräsident, dass Sie als Protektor hinter dem Orden stehen, das ist ein ganz wichtiges Zeichen.

Vor exakt siebzig Jahren, nämlich 1952, wurde der Orden von Theodor Heuss wiedergegründet. Und schon vor achtzig Jahren hat Theodor Heuss in der Frankfurter Zeitung am 31. Mai 1942 – mitten im Krieg, als der Orden eigentlich schon verboten war, der Auflösungsbeschluss war bereits formuliert, er war nur noch nicht ratifiziert – einen Artikel verfasst mit dem Titel »Der Areopag des Geistes«, ein noch heute äußerst lesenswerter Text, voller interessanter Anekdoten, aus denen noch so mancher Kanzler oder so manche Kanzlerin Honig für Begrüßungsreden saugen kann. Die Tatsache, dass in jener Zeit, als der Orden in höchster Gefahr war, Theodor Heuss diese Laudatio auf den Orden schreiben konnte – die offizielle Meinung quasi unterminierend –, hat die Wiederbegründung 1952 wesentlich erleichtert, deshalb möchte ich heute nach exakt achtzig Jahren an diesen Text erinnern.

Seitdem sind alle Bundespräsidenten Protektoren des Ordens, und das ist ein ganz wichtiges Zeichen für die Öffentlichkeit. Der Orden spricht nicht, es sprechen die Mitglieder! Ich werde immer wieder gefragt, warum ist der Orden nicht stärker sichtbar, warum tritt er nicht mit Meinungsäußerungen und Stellungnahmen an die Öffentlichkeit? Doch der Orden ist keine Akademie. Wir sprechen als Einzelne, alles andere wäre schwierig, haben wir doch mitunter auch unterschiedliche Perspektiven und Meinungen zu bestimmten Fragen. Das macht den Orden aber auch aus. Und dennoch beschäftigen uns natürlich die aktuellen Herausforderungen und Krisen unserer Zeit. Viele von uns haben sich öffentlich immer wieder zum Ukraine-Krieg geäußert: Christian Tomuschat aus der Sicht des Völkerrechtlers, der Osteuropa-Historiker und Kenner des sowjetischen und postsowjetischen Raumes Karl Schlögel sowieso, auch Andrea Breth hat ein Interview zu den Folgen des Krieges für ihre Arbeit als Theaterregisseurin gegeben. Gestern haben wir diese Debatte in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften fortgeführt mit Beiträgen von Christopher Clark, von James Sheehan und von mir mit anschließender Diskussion. Das unterstreicht einmal mehr, wie lebendig der Orden ist.

Sehr verehrter Herr Bundespräsident, in unser aller Namen danke ich Ihnen noch einmal, dass wir heute Abend hier bei Ihnen sein dürfen.

DIE HERBSTTAGUNG IN MEISSEN
VOM 23. BIS 26. SEPTEMBER 2022

VORTRÄGE IM TAGUNGSHOTEL

CHRISTIAN TOMUSCHAT

VÖLKERRECHTLICHE ASPEKTE
DES KRIEGES IN DER UKRAINE

Als Interpreten des modernen Völkerrechts mit seinem Friedensgebot schaudert es einen, wenn man den Blick auf die harten Fakten des russischen Überfalls auf die Ukraine lenkt. Jeder weiß, was man von Regeln zu halten hat: Sie werden überall im Einzelfall gebrochen, man hat sie aufgestellt, weil man weiß, dass man anders bestimmten Gefahren nicht begegnen kann. Aber wenige Ereignisse aus der jüngeren Vergangenheit kommen an das Ausmaß und die Intensität der Rechtsbrüche heran, die Russland durch seinen Überfall auf die Ukraine begangen hat.

I. Die heutige Völkerrechtsordnung

Gleich zu Anfang sei gesagt: Es gibt eine rechtliche Weltordnung, die alle Staaten der Welt umschließt und die heute ihren Ankerpunkt in der Charta der Vereinten Nationen aus dem Jahre 1945 hat. Auch die mächtigsten Länder, nämlich China, Russland und die USA, haben durch ausdrückliche Zustimmung, nämlich durch ihre Ratifikation der Charta, anerkannt, dass sie einer rechtlichen Bindung unter-

liegen, die ihre souveränen Rechte einschränkt. Allerdings haben sie sich dafür mit einem ständigen Sitz im Sicherheitsrat der Weltorganisation abfinden lassen, der ihnen ein Vetorecht zu allen Sachentscheidungen dieses Gremiums gewährt. Auch zuvor hatte es jedenfalls im 19. und 20. Jahrhundert in Gestalt von zahlreichen völkerrechtlichen Verträgen und zusätzlich durch gewohnheitsrechtliche Regeln ein normatives Gerüst für den zwischenstaatlichen Verkehr gegeben. Neu war indes nach dem Zweiten Weltkrieg, dass nach dem fehlgeschlagenen Versuch mit dem Völkerbund erstmals eine politische Gesamtordnung für den gesamten Erdball konzipiert wurde.

II. Der Überfall Russlands auf die Ukraine

Bekanntlich hat der russische Überfall auf die Ukraine in massiver Form am 24. Februar dieses Jahres begonnen, nachdem die Regierung in Moskau zuvor schon im Gebiet des Donbas über Monate und Jahre hinweg immer wieder zahlreiche Angriffe ins Werk gesetzt hatte, die ihren Höhepunkt mit der Annexion der Krim im Jahre 2014 erreichten. Die Tatsachen als solche stehen mittlerweile fest und bedürfen an dieser Stelle keiner näheren Darstellung. Entgegen den russischen Erwartungen hat sich die Ukraine energisch und erfolgreich zur Wehr gesetzt. Erschütternd ist, dass die Öffentlichkeit den Krieg in der Ukraine mittlerweile weithin als eine Alltagsbegebenheit ansieht, die sich nahtlos in den Fluss der kontingenten historischen Ereignisse einreihet. Es bleibt allerdings das Faktum, dass die russische Bevölkerung von ihrer Regierung im Unklaren über Gründe und Verlauf des Krieges gehalten wird. Krieg soll es bekanntlich nach offizieller Lesart nicht geben. Verharmlosend wird von einer »Spezialoperation« gesprochen.

III. Die rechtlichen Grundnormen

1) Die heutige Grundnorm für den zwischenstaatlichen Verkehr ist das Gewaltverbot, das im Lichte der Erfahrungen des II. Weltkrieges in Art. 2 Abs. 4 der Charta verankert worden ist. Unzulässig ist danach

»jede gegen die territoriale Unversehrtheit oder die politische Unabhängigkeit eines Staates gerichtete oder sonst mit den Zielen der Vereinten Nationen unvereinbare Androhung oder Anwendung von Gewalt.«

Das Gewaltverbot gehört zu den Eckpfeilern einer friedlichen Welt. Es ist die eigentliche Grundnorm für ein auskömmliches Miteinander der Völker und Nationen dieses Erdballs. Vorweg sei gesagt: Russland hat diese Grundnorm bei seinem Überfall mit den Panzerketten schwer beschädigt – sie aber dadurch nicht beseitigen können.

2) Die Ukraine war und ist ein souveräner Staat, der unter dem Schutz aller Garantien der UN-Charta steht. Im Jahre 1945 gehörte sie zu den Gründerstaaten der Weltorganisation. Anfänglich hatte sie einen hybriden Charakter, weil sie eben noch lange Jahre in den Staatsverband der Sowjetunion eingegliedert blieb. Mit ihrer Unabhängigwerdung im Jahre 1991, die sich im vollen Einvernehmen mit der Moskauer Führung vollzog, löste sich indes die Bindung an den bis dahin übergeordneten Staatsverband »Sowjetunion«. Die Ukraine erwarb sämtliche Rechte und Ansprüche aus ihrer nunmehr uneingeschränkten Mitgliedschaft in der Weltorganisation. Im sogenannten »Budapester Memorandum« von 1994, einem echten völkerrechtlichen Vertrag, erkannten Russland, die USA und das Vereinigte Königreich die Unabhängigkeit des Landes an und garantierten seine Grenzen als Gegenleistung für den Verzicht der Ukraine auf die in ihrem Gebiet stationierten Nuklearwaffen.¹ Gegenüber Russland war ihr Status seitdem in keiner Weise mehr negativ modifiziert. Der Überfall bedeutete also einen eklatanten Bruch des Gewaltverbots.

3) Zum Bruch des Gewaltverbots muss ergänzt werden, dass er auf verschiedenen »Stufen« stattfinden kann. Auf der höchsten Stufe der

Intensität steht die Aggression. Erwähnt wird dieser Begriff in den Bestimmungen über die Kompetenzen des Sicherheitsrates in Art. 39. Lange Zeit wurde in der Generalversammlung darüber gestritten, was eigentlich das Wesen der Aggression ausmache. Schließlich aber wurde die Aggression in einer Resolution der Generalversammlung aus dem Jahre 1974 mit hinreichender Genauigkeit definiert. Der Hauptsatz lautet:

Aggression is the use of armed force by a State against the sovereignty, territorial integrity or political independence of another State ...²

Dass es sich bei dem Überfall auf die Ukraine in diesem Sinne um eine Aggression handelt, liegt auf der Hand. Man braucht zu dieser Schlussfolgerung keine Sonderkenntnisse als Jurist.³

4) Aber bei dieser Qualifizierung kann man nicht stehen bleiben. Die Kremelführung hat in zahlreichen Erklärungen überdies dem ukrainischen Staat die Anerkennung verweigert, weil eben das ukrainische Volk kein echtes Volk sei. Als Kriegsziel wird die »Entukrainisierung« des Landes proklamiert. Behauptet wird die Notwendigkeit einer »Entnazifizierung« der Ukraine. In die Tat umgesetzt wurden diese Kampfparolen in einem ersten Schritt schon durch den Rechtsakt der Anerkennung der »Volksrepubliken« Donezk und Luhansk,⁴ zwei Teildistrikten des ukrainischen Staatsgebiets, eine kaum verhüllte Annexion.⁵ Hinzugekommen sind im September 2022 noch zwei unter Zwang abgehaltene »Volksabstimmungen« über den Anschluss dieser Gebiete an die Russische Föderation. Damit leugnet und verletzt der russische Staat gleichzeitig das Selbstbestimmungsrecht (SBR) des ukrainischen Volkes.

Für ein Land, das von der internationalen Gemeinschaft durch seine Ausstattung mit den besonderen Rechten eines ständigen Mitglieds des Sicherheitsrates (Vetorecht!) versehen worden ist, der ja die Hauptverantwortung für den Weltfrieden und die internationale Sicherheit trägt, stellen diese Handlungen Völkerrechtsvergehen von besonderer Schwere dar.

5) Hinzu kommt, dass die russischen Streitkräfte in weitem Umfang die Regeln des humanitären Rechts verletzt haben und dies noch weiter tun. Diese Regeln gelten mit Ausnahme des Römischen Statuts auf Grund der Genfer Abkommen von 1949 und der Zusatzprotokolle von 1977 weltweit, selbst für Russland: Auch die ehemals kommunistischen Staaten hatten sich den Vereinbarungen über den internationalen bewaffneten Konflikt angeschlossen.⁶ Glücklicherweise gibt es für den Krieg normative Schranken. Es gilt nicht der Satz, dass in Zeiten des Friedensbruches zur Förderung der militärischen Ziele alle geeigneten Maßnahmen eingesetzt werden dürften. Der Krieg soll trotz seiner Freigabe der Gewalt kein Schauplatz der Barbarei werden. Die Grundregeln sind einleuchtend. Kernelement ist insbesondere die Unterscheidung von »Kombattanten« und »Zivilisten«. Kampfhandlungen dürfen nur gegen Kombattanten gerichtet werden. Eine ähnliche Unterscheidung gilt im Hinblick auf Sachgüter. Nur militärische Ziele dürfen angegriffen werden, nicht aber zivile Objekte wie Krankenhäuser und kulturelle Einrichtungen, auch Wohnhäuser und Industrieanlagen, soweit sie nicht für militärische Zwecke genutzt werden. Anlagen und Einrichtungen, die gefährliche Kräfte enthalten wie Staudämme, Deiche und Kernkraftwerke stehen unter besonderem Schutz. Zur Sicherung dieser Unterscheidung zwischen legaler und illegaler Kriegsführung gilt ein Verbot unterschiedsloser Bombardierung feindlicher Ziele. Die russische Militärmaschinerie hat sich rücksichtslos über all diese Regeln hinweggesetzt. Besonders bekanntgeworden sind der totale Angriff auf die Stadt Mariupol, die mit ihrem Baubestand und ihren Menschen bis auf den Erdboden zerstört worden ist, und die willkürliche Ermordung von Zivilisten in der Stadt Bucha. Ähnliche Abscheulichkeiten sind unter den Händen der russischen Besatzungstruppen fast überall vorgekommen. Von irgendwelcher Zügelung durch die humanitären Normen konnte nichts bemerkt werden. Der wahllose Raketenbeschuss geht nach wie vor weiter.

IV. Rechtfertigung?

1) Selbst der russischen Propagandamaschine ist es nicht gelungen, eine auch nur plausible Rechtfertigung für den Überfall zusammenzubasteln. Vorwürfe, die Ukraine habe im Gebiet des Donbas zu Lasten der russophonen Bevölkerung Völkermord verübt, so dass sich ein Eingreifen zu ihrem Schutz als unabdingbar erwiesen habe,⁷ sind reine Chimären und stützen sich auf keinerlei auch nur annähernd plausible Beweise; sie werden wohl auch nicht mehr aufrechterhalten. Die Ukraine ist stets ein bilinguales Land gewesen, wo man ohne sprachliche Schranken zusammenlebte. Ukrainisch und Russisch sind im Wesentlichen gleichberechtigt, wenn es auch in der jüngeren Vergangenheit einige Versuche zur Herstellung einer sprachlichen Balance mit einem gewissen Übergewicht des Ukrainischen gegeben hat. Offenbar hat selbst Präsident Selenskij originäre russische Sprachwurzeln.

2) Gänzlich neben der Sache liegt die Behauptung, Russland sei einer Einkreisungsstrategie der NATO zum Opfer gefallen und habe dieser Bedrohung ein Ende bereiten müssen.⁸ Art. 51 der Charta über Selbstverteidigung ist eindeutig. Lediglich aktuelle militärische Angriffshandlungen lösen ein Recht der Selbstverteidigung aus, der Wortlaut bestimmt »if an armed attack occurs« als Voraussetzung für den Einsatz bewaffneter Gewalt. Das schließt bloße Befürchtungen von künftigen militärischen Verwicklungen aus. Irgendwelche sonstigen Rechtfertigungsgründe sind nicht ersichtlich. Was Russland im Übrigen an historischen Deutungen auftischt, trifft entweder nicht zu oder ist rechtlich irrelevant.

V. Rechtsfolgen des rechtswidrigen Angriffskrieges

Welche Folgen der russische Eroberungsfeldzug nach sich zieht, ist heute die eigentliche Kernfrage, vor allem im Hinblick auf die Zukunft.

1) Eindeutig ist nach den Regeln des allgemeinen Völkerrechts, die

auch in der Charta ihren Niederschlag gefunden haben, dass für die Ukraine ein Recht auf Selbstverteidigung erwachsen ist. In dem einschlägigen Artikel 51 der Charta wird die Selbstverteidigung ausdrücklich als ein individuelles und gleichzeitig auch kollektives Recht ausgewiesen. Mit anderen Worten, der Angegriffene ist nicht allein auf sich selbst verwiesen, sondern kann zu seiner Unterstützung jeden anderen Staat um Hilfe bitten. Bekanntlich gehört allerdings die Ukraine keiner sie unterstützenden Militärallianz an.

2) Dennoch wird ihr von zahlreichen Staaten vor allem des Westens Hilfe geleistet. Diese Hilfeleistung darf daher von Russland nicht als völkerrechtswidrig bewertet werden und nicht als Angriff auf Russland, der seinerseits zur Inanspruchnahme des Rechts der Selbstverteidigung berechtigen würde. Es erhebt sich aber die Frage, ob ein Land, das militärische Unterstützungsleistungen gewährt, dadurch seinerseits zur Konfliktpartei wird. Nach den klassischen Regeln des Neutralitätsrechts durfte ein dritter Staat zwar mit Kriegsparteien den Handels- und Wirtschaftsverkehr aufrechterhalten, musste sich aber jeder Waffenlieferung enthalten, um nicht selbst zum Kriegsziel zu werden.⁹ Nach der Grundregel zur kollektiven Selbstverteidigung kann diese frühere Regel zulasten eines Aggressionsopfers heute keinen Bestand mehr haben.¹⁰

3) Es ist eine Selbstverständlichkeit, dass ein Land, das von den Streitkräften eines anderen Landes überfallen worden ist, sich sogleich an die Vereinten Nationen wendet, die ja zur Sicherung des Friedens in der Welt eingesetzt worden sind. Die Ukraine hat demgemäß sofort eine Note an den Präsidenten des Sicherheitsrates der Weltorganisation gerichtet und um Hilfe gebeten.¹¹ Im Sicherheitsrat, dem nach der Charta die Hauptverantwortung für den Weltfrieden und die internationale Sicherheit obliegt (Art. 24), wurde eine Beschlussvorlage eingebracht,¹² in der das russische Vorgehen verurteilt und der sofortige Abzug der Aggressionstruppen gefordert wurde. Diese Vorlage erhielt zwar am 27. 2. 2022 11 von 15 Stimmen bei Stimmenthaltung Chinas, Indiens und der Vereinigten Arabischen Emirate und damit die notwendige Mehrheit von 9 Stimmen, wurde aber dennoch nicht angenommen, weil Russland als ständige Macht ein Veto ein-

legte. Der Beobachter ist geneigt, die Frage zu stellen, ob es rechtens sein könne, dass ein Land in eigener Sache das Zustandekommen eines Beschlusses verhindert. Aber obwohl der Satz »Nemo iudex in re sua« bei gerichtlichen Streitverfahren uneingeschränkt gilt, kann er hier wohl trotz aller Zweifel keine Anwendung finden. Das Vetorecht ist gerade deswegen in die Charta hineingeschrieben worden, um es den fünf ständigen Ratsmächten zu gestatten, sich gegen jede gegen sie – oder ihre Verbündeten – gerichtete Maßnahme zur Wehr zu setzen. Man mag dies als anstößig empfinden. Aber die Charta ist ein Instrument, das die weltpolitische Lage widerspiegelt. Keine der ständigen Mächte hätte die Charta ohne dieses Sicherheitsventil akzeptiert. Offen bleibt die Frage, ob auf Dauer ein funktionsfähiges Weltordnungssystem im Schatten des Vetorechts existieren kann.

Nachdem die Initiative zum Schutze der Ukraine im Sicherheitsrat gescheitert war, berief der Sicherheitsrat mit Stimmenmehrheit sofort eine Notsondersitzung der Generalversammlung ein. Schon wenige Tage danach wurde daraufhin eine ähnliche, sachlich gleiche Beschlussvorlage in der Generalversammlung zur Abstimmung gebracht. Zu dieser Vorlage gab es am 2. März 2022 eine breite Zustimmung mit 141 gegen 5 bei 35 Enthaltungen.¹⁵ Nicht überraschend waren die Nein-Stimmen von Belarus, Eritrea, Nordkorea und Syrien, den ideologischen Verbündeten des Moskauer Regimes. Verhalten hingegen war die Reaktion der Dritten Welt, die sich keineswegs einhellig auf die Seite des Angriffsoffers stellte. Enthaltung übten insbesondere auch so führende Länder wie Indonesien und Indien, die offensichtlich zur Vermeidung einer Missstimmung der russischen Macht ihre Bedenken zurückstellten, dass mit der Infragestellung des Gewaltverbots das gesamte Friedenssicherungssystem der Charta ins Wanken geraten müsste.

Beschlüsse der Generalversammlung haben keine rechtliche Bindungswirkung. Dennoch verfehlen sie ihre politische Wirkung nicht, wenn sie von einer überzeugenden Mehrheit getragen werden. Russland war sichtbar in eine Außenseiterposition geraten, wo ihm nur wenige Staaten als treue Bundesgenossen mit einem Nein die Treue hielten. Insofern waren vor allem die Stimmen der Entwicklungs-

länder wichtig, die sichtbar machen konnten, dass es sich hier nicht um die übliche Ost-West-Konfrontation handelte, sondern um eine Grundfrage der internationalen Ordnung.

Schließlich versuchte die Ukraine noch, auf Grund der Jurisdiktionsklausel der Völkermordkonvention (Art. IX) eine einstweilige Anordnung des Internationalen Gerichtshofs an die Adresse Russlands zu erreichen. Dies gelang,¹⁴ doch Russland beteiligte sich nicht an dem Verfahren und wies die Anordnung schließlich als kompetenzwidrig zurück.¹⁵

VI. Verantwortlichkeit (responsibility)

Die Verantwortlichkeit bildet ein wichtiges Kapitel im Völkerrecht. Bekannt ist, dass auf der internationalen Ebene außerhalb des staatlichen Rechtsraums meist schlagkräftige Durchsetzungsmechanismen fehlen. Das ist ein unaufhebbares Grunddatum.

1 a) Wegen der klassischen Vorstellung vom Völkerrecht als einem zwischenstaatlichen Recht steht zunächst im Vordergrund die Verantwortlichkeit im Verhältnis von Staat zu Staat. In der Geschichte des Völkerrechts war keineswegs immer eindeutig, dass ein Rechtsbruch die Verpflichtung zur Wiedergutmachung nach sich ziehen müsse. Denn der Krieg galt bis zum Ersten Weltkrieg als selbstverständlicher Bestandteil des internationalen Systems. Solange der Krieg als solcher vom Recht nicht verboten war, konnte jede völkerrechtliche Verpflichtung durch Kriegführung unterlaufen werden. Das ist heute nicht mehr der Fall. Die Völkerrechtskommission (ILC) der Vereinten Nationen hat in jahrzehntelanger Arbeit ein Gesamtregelwerk der völkerrechtlichen Verantwortlichkeit entwickelt, das schließlich im Jahre 2001 der Generalversammlung vorgelegen hat. Die Generalversammlung hat dieses Regelwerk zwar nicht förmlich gutgeheißen, aber doch immerhin wohlwollend zur Kenntnis genommen. Seitdem gilt das ILC-Projekt als eine mehr oder weniger authentische Kodifikation des geltenden Völkergewohnheitsrechts. Nach dem Entwurf soll jede völkerrechtswidrige Handlung zum Schadensausgleich verpflichten (Art. 31). Trotz dieser eindeutig

formulierten Aussage konnte noch in den vergangenen Jahren zweifelhaft sein, ob sich dieser generelle Ausspruch auf alle Arten von Völkerrechtsverstößen beziehen soll, also auch auf Kriegsschäden. Denn gerade in der Rechtsprechung des IGH, des obersten völkerrechtlichen Gerichts auf Weltebene, war dies nie mit aller Deutlichkeit ausgesprochen worden. Vor kurzem erst, in einem Verfahren zwischen der Demokratischen Republik Congo und Uganda, hat sich das Gericht dazu bekannt, dem Wortlaut des Regelsatzes in dem Entwurf der ILC getreulich zu folgen und klarzustellen, dass in der Tat auch die Führung eines rechtswidrigen Krieges dem allgemeinen Grundsatz der vollständigen Wiedergutmachung aller verursachten Schäden folgt.¹⁶ Für das Verhältnis der Ukraine zu Russland heißt dies in klaren Worten, dass Russland unter der Verpflichtung steht, den gesamten von ihm angerichteten Schaden wiedergutzumachen, primär durch Rückzug seiner Truppen, sodann durch Ersatzzahlungen in Geld. Ersichtlich ist, dass Russland selbst bei gutem Willen, der ihm augenblicklich offensichtlich fehlt, größte Mühe hätte, dem Rechtsgebot zum vollständigen Schadensausgleich nachzukommen.¹⁷

1 b) Dass es hier keine gut fundierte richterliche Praxis gibt, rührt vor allem von der Tatsache her, dass primär das allgemeine Völkerrecht außerhalb besonderer vertraglicher Abmachungen keine Rechtswege zu richterlichen Instanzen öffnet. Gerichtliche Streit-erledigung setzt stets das Einverständnis aller Beteiligten voraus. Was auf innerstaatlicher Ebene als eine Selbstverständlichkeit gilt, dass für jeden Streit auf Anruf ein Richter bereit steht, ist auf der Ebene des Völkerrechts eine Rarität, jedenfalls auf universeller Ebene. Hinzu kommt die Tatsache, dass gerade die Vertragswerke, die sich mit Krieg und sonstigen militärischen Kampfhandlungen befassen, durchweg ohne allgemeine Gerichtsstandsklauseln konzipiert worden sind; eine der wenigen Ausnahmen bildet insoweit die Völkermordkonvention. Die jeweiligen Vertragsschöpfer waren jedenfalls in der Vergangenheit durchweg der Auffassung, dass sich die Aufarbeitung von Kriegsschäden nicht gut für eine Erledigung im gerichtlichen Verfahren eigne.

2) Wie steht es daneben mit der persönlichen strafrechtlichen Verantwortlichkeit der beteiligten Staatslenker und Heerführer wie auch der einfachen Soldaten?

2 a) Seit dem Jahre 1998 gibt es das Römische Statut, das den Internationalen Strafgerichtshof geschaffen hat. Das Statut, ein völkerrechtlicher Vertrag, ist seit dem 1. Juli 2002 in Kraft. Es zählt mittlerweile 123 Vertragsstaaten, umfasst also keineswegs alle Mitglieder der Vereinten Nationen. Das heißt auch, dass internationale Verbrechen nicht ohne weiteres in den Anwendungsbereich des Römischen Statuts fallen.

Dadurch, dass nur rund zwei Drittel der Mitglieder der Vereinten Nationen das Römische Statut ratifiziert haben, sind große Lücken entstanden, da vor allem viele große und einflussreiche Staaten dem Statut ferngeblieben sind, wie insbesondere die drei mächtigsten der fünf ständigen Mitglieder des Sicherheitsrats, nämlich China, Russland und die USA. Zu den Außenseitern gehören überdies neben anderen etwa auch Indien, Indonesien, Irak und Israel sowie Pakistan. Allerdings ist dem Sicherheitsrat die Befugnis gegeben worden, durch Beschluss eine bestimmte Sachlage an den Gerichtshof zu überweisen (Römisches Statut, Art. 13(b)) – ein Beschluss, der wiederum dem Veto unterfällt. Putin befindet sich also in einer fast unangreifbaren Stellung. Hinzu kommt im Übrigen, dass nach gewohnheitsrechtlich verfestigter Ansicht Staatsoberhäupter immun sind und daher strafrechtlich nicht verfolgt werden können, solange sie jedenfalls ihre Amtsstellung innehaben. Für sonstige staatliche Amtsträger gilt *ratione personae* eine Immunität nur eingeschränkt, etwa für Minister auf der höchsten Stufe,¹⁸ was insbesondere für den russischen Außenminister Lawrow von Bedeutung werden könnte. Man darf sich vom Internationalen Strafgerichtshof (IStGH) nicht allzu viel erhoffen. Seine Verfahren sind langwierig und vor allem durch vielfältige Beweisschwierigkeiten gehemmt. In der Tat soll auch der IStGH nicht für jede einzelne relevante Straftat zum Einsatz kommen, sondern nur für schwerwiegende Straftaten. Das liegt beim Völkermord als einem der anerkannten Straftatbestände auf der Hand (Art. 6): Kein Einzelmensch kann für sich allein Völker-

mord begehen, Völkermord setzt stets voraus, dass eine organisierte Formation planmäßig den Tod oder sonst das Verderben der zum Ziel genommenen Gruppe plant.

Zu beachten ist bei alledem, dass es sich bei Verfahren vor dem IStGH um echte strafgerichtliche Verfahren handelt, die keinesfalls pauschal beurteilt werden können, sondern jeweils nur mit einer Spezifizierung nach Ort und Zeit zur Anklage gebracht werden können. Denn es geht stets um die Schuld oder Unschuld von Einzelpersonen, nicht wie auf der völkerrechtlichen Ebene um die Verantwortlichkeit eines Staatswesens für seine Bediensteten. Da Putin selbst nicht auf den Schlachtfeldern erscheint, gewinnt die sogenannte »command responsibility« erhöhte Bedeutung. Ein Befehlsinhaber ist auch für die Taten der ihm untergebenen Truppen verantwortlich, jedenfalls wenn er von den bevorstehenden Straftaten wusste oder hätte wissen müssen und die tatsächliche Möglichkeit gehabt hätte, diese Taten zu verhindern. Die Aufklärung von Taten, die auf dem Schlachtfeld begangen worden sind, ist im Übrigen in aller Regel äußerst aufwendig, in der Mehrzahl der Fälle völlig unmöglich. Der internationale Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien hat hier bahnbrechende Arbeit geleistet.

Die Anzahl der vom IStGH behandelten Fälle erreicht bisher nur minimale Größenordnungen.¹⁹ Als der Gerichtshof nach den ersten zehn Jahren seiner Tätigkeit nur eine einzige Endentscheidung in der Sache vorweisen konnte, erhoben sich Zweifel, ob er überhaupt strukturell in der Lage sei, seiner Verantwortung nachzukommen.²⁰ Heute sind diese Zweifel weitgehend überwunden, obwohl die Bilanz nach wie vor eher bescheiden aussieht. Dass der Gesamtertrag für den Betrachter derart ernüchternd ausfällt, ist auch der Tatsache geschuldet, dass dem Strafgerichtshof nur eine subsidiäre Rolle zugedacht worden ist. In erster Linie sollen nationale Strafgerichte für die Anwendung des internationalen Strafrechts sorgen. Der Strafgerichtshof soll nur zum Zuge kommen, wenn staatliche Gerichte entweder nicht willens oder nicht in der Lage sind, die ihnen zustehende Strafverfolgung ernstlich durchzuführen.

2 b) Unter den Straftatbeständen, die in die Zuständigkeit des IStGH

fallen, spielt der Völkermord eine herausgehobene Rolle. Vielfach wird der Völkermord als »crime des crimes« (»the supreme international crime«) bezeichnet. Die objektiven Bestandteile dieses Verbrechens sind eindeutig bei dem Überfall auf die Ukraine erfüllt. Das Römische Statut beschreibt den Völkermord im Rechtssinne wie folgt:

- a) Tötung von Mitgliedern der [verfolgten] Gruppe,
- b) Verursachung von schwerem körperlichen oder seelischen Schaden an den Mitgliedern der Gruppe;
- c) vorsätzliche Auferlegung von Lebensbedingungen für die Gruppe, die geeignet sind, ihre körperliche Zerstörung ganz oder teilweise herbeizuführen;
- d) Verhängung von Maßnahmen, die auf die Geburtenverhinderung innerhalb der Gruppe gerichtet sind;
- e) gewaltsame Überführung von Kindern der Gruppe in eine andere Gruppe.

Gerade in dieser letzteren Tatbestandsalternative übt sich Russland seit vielen Monaten mit großer Intensität. Dem Handeln der russischen Streitkräfte liegt die von ihrer Regierung künstlich geschürte Überzeugung zugrunde, dass es ja eine ukrainische Volkszugehörigkeit gar nicht gebe, dass es sich bei dem Befreiungskampf der Ukrainer um eine illegitime rechtswidrige Abspaltung von einem einheitlichen russischen Volkskörper handele. Die Verdrehung der Tatsachen wird hier auf Rekordhöhen getrieben.

Die eigentliche Schwierigkeit bei der Handhabung des Rechtsbegriffs des Völkermordes liegt in der Tatsache begründet, dass der Angreifer in der Absicht handeln muss, eine Gruppe »ganz oder teilweise zu zerstören«. Dieses Merkmal macht den Nachweis der Begehung von Völkermord äußerst schwierig.²¹ In den Anfängen des Krieges konnte man ohne weiteres den Eindruck gewinnen, dass in der Tat jene Vernichtungsabsicht gegeben sei. Mariupol wurde rücksichtslos mit seinem Gebäudebestand und seinen dort ansässigen Menschen über Wochen hinweg ohne Unterlass beschossen, ohne dass es für

die Betroffenen irgendeinen rettenden Ausweg gegeben hätte. Auch Versuche, die eingekreiste Stadt im Wege der Flucht zu verlassen, wurden durch Beschuss der Fluchtfahrzeuge vereitelt. Anwesenheit in Mariupol musste als sicheres Todesurteil gelten. Eine solche Situation absoluten Ausgeliefertseins hat es in der Folgezeit offenbar nur selten gegeben. Durchgängig haben zwar russische Soldaten bei der Besetzung ukrainischer Ortschaften schwere Verbrechen durch willkürliche Tötung und vor allem durch Vergewaltigung von Frauen begangen. Doch stellt sich in allen diesen Fällen die Frage, ob es sich nur um Exzesse einzelner militärischer Einheiten gehandelt hat, denen kein Gesamtplan zugrunde lag, oder ob eben doch die Einzeltaten sich in eine zielgerichtete Gesamtstrategie eingefügt haben. Es liegt auf der Hand, dass bei den unzähligen Gewalttaten die von der Kremelführung ausgegebenen Leitlinien eine maßgebende Rolle gespielt haben. In zahlreichen Stellungnahmen aus Moskau ist immer wieder die Behauptung aufgestellt worden, die Ukraine müsse von einem illegitimen Regime befreit werden, das die Propaganda unfroren als »Nazi-Regime« hinstellt. Immer wieder wird dabei ohne jedes Zögern ein Vergleich zu dem Kampf gegen Hitler-Deutschland gezogen. Die Ukrainer werden als unterwertig hingestellt, als Verräter, die sich von der gemeinsamen Sache des russischen Volks losgelöst haben. Unter solchen Umständen ist die Vernichtung breiter Gruppen des ukrainischen Volkes oder ihre Zwangsüberführung in den russischen Staat kaum mehr als eine logische Zwangsläufigkeit.

2 c) Komplexität des Verfahrens

Wie steht es mit einer gerichtlichen Verfolgung dieser Führungspersonen? Russland hat – ganz offensichtlich aus wohlwogenen Gründen – das Römische Statut nicht ratifiziert. Seine Staatsangehörigen können insofern nicht unmittelbar aufgrund der eingegangenen Vertragsbindung verfolgt werden. Das Römische Statut sieht aber vor, dass ein Land jedenfalls im Hinblick auf die auf seinem Territorium begangenen Straftaten die Zuständigkeit des Gerichts begründen kann (Art. 12 Abs. 3). Dies hat die Ukraine getan, die sich selbst dem Vertragswerk nicht in vollem Umfang als Vertragspartei unterworfen hat. Damit ist die Voraussetzung geschaffen worden, die

russischen Staatsangehörigen für die auf dem Boden der Ukraine begangenen Straftaten zur Verantwortung zu ziehen.

Das Römische Statut selbst sieht vor, dass die amtliche Eigenschaft als Staats- oder Regierungschef für die Strafverfolgung außer Betracht zu bleiben hat (Art. 27). Diese Entscheidung der Vertragsschöpfer ist sehr bewusst gefallen, weil geschichtliche Erfahrung gezeigt hat, dass bei den hochpolitisierten Straftaten, die unter das Römische Statut fallen, die Mitglieder der Staatsführung in aller Regel zu den Mittätern gehören, zumindest zu denjenigen, die das verbrecherische Geschehen begünstigt und befördert haben. Da aber Russland das Römische Statut nicht ratifiziert hat, stellt sich die Frage, ob die Klausel über die Nichtanwendbarkeit des klassischen Immunitätsgrundsatzes auch den russischen Führungsleuten entgegengehalten werden könnte, sollte ein Strafverfahren eingeleitet werden. Nach allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätzen gilt die einfache Regel, dass Verträge keine rechtlichen Wirkungen gegenüber Nichtvertragsparteien begründen. *Pacta tertiis nec prosunt nec nocent*, wie es in einem aus der römischen Zeit überlieferten Rechtsatz heißt.²² Die einseitige Erklärung der Ukraine über die Gestattung der Verfolgung von auf seinem Territorium begangenen Straftaten konnte auf keinen Fall die klassische Vertragsregel über die eingeschränkte personelle Bindungskraft von Verträgen außer Kraft setzen.

2 d) Gesteigerte Anforderungen in Verfahren wegen Aggression

Noch größeren Hindernissen begegnet die Verfolgung des Verbrechens der Aggression, das zur Einleitung von Verfahren gegen sämtliche Mitglieder der russischen Führungsmannschaft führen könnte. Erst seit dem Jahre 2018 steht die Aggression im Römischen Statut als aktiver Straftatbestand, der auf Grund der Nachfolgekonzferenz von Kampala aus dem Jahr 2010 eingefügt worden ist, allerdings nur sparsam ratifiziert, auch nicht von der Russischen Föderation.²³ Diese Komplettierung entspricht dem konsistenten Gerechtigkeitsdenken ihrer Befürworter. Im Schrifttum wird allerdings erörtert, ob überhaupt ein gerichtliches Gremium von wenigen Personen mit primär juristischer Ausbildung in der Lage sein könnte, mit den üblichen

gerichtlichen Methoden die Begehung einer Aggression festzustellen. Richter behandeln im Allgemeinen Sachverhalte von begrenzter Tragweite. Zur Beurteilung hochkomplexer grenzüberschreitender Konstellationen wie der Auslösung eines Krieges, wo auch politische Gesichtspunkte eine Rolle spielen, fehlt ihnen meist sowohl der Sachverstand wie auch die notwendige Erfahrung in zwischenstaatlichen Angelegenheiten.

3) Die nationale Zuständigkeit zur Strafverfolgung

Zu ergänzen bleibt, dass neben dem IStGH die allgemein zuständigen nationalen Strafgerichte auch weiterhin ihre Zuständigkeit ausüben können. Sie sind durch die Schaffung des IStGH nicht verdrängt worden, können aber bei manchen Verbrechen wegen ihres Massencharakters nicht wirklich zum Zuge kommen.

4) Schlussbemerkungen zur Strafverfolgung

Die Schaffung des Internationalen Strafgerichtshofs im Jahre 1998 galt vielen als der Schlussstein in einem Gebäude der Friedlichkeit, welches durch das Gewaltverbot und die Exekutivbefugnisse des Sicherheitsrats grundlegend abgestützt ist. Nach der russischen Aggression stellt sich plötzlich heraus, dass die Welt nach wie vor in einem Netz von Gewalt gefangen ist, wo Rechtsnormen mit kühler Absicht beiseitegeschoben werden können, weil ein Sanktionspotential als Gegenmittel nicht vorhanden ist. Auch die Mächtigen müssten bereit sein, sich unter die Rule of Law zu beugen. Stattdessen setzt der östliche Aggressor die ihm genehmen Bestimmungen wie insbesondere das Vetorecht nur zu seinem eigenen Vorteil ein. Eine ideale Welt würde sich um die Wertvorstellungen der Schweiz und der Niederlande scharen. Deutschland wage ich wegen unserer Vergangenheit in diesem Zusammenhang nicht zu nennen. Aber eine solche erdachte Welt ist nicht die reale. Und es gibt kein Mittel, um die Supermächte aus dem Weltordnungssystem zu verbannen. Sie missbrauchen ihre Vorrangstellung – dennoch werden sie letzten Endes als Machtfaktoren gebraucht, um jedenfalls Ansätze einer Weltordnung zu schaffen, die in Alltagsangelegenheiten ihre Nützlichkeit erwiesen hat.

Der Ukraine-Krieg macht jedem Beobachter deutlich, dass das Völkerrecht als Friedensordnung sehr schnell an Grenzen der Effektivität

stößt, wenn grundlegende Fragen von Tod oder Leben von Menschen oder von Existenz oder Untergang von Nationen in den Vordergrund drängen. Russland hat sich durch seinen Eroberungskrieg und die Art und Weise der Kriegsführung für viele Jahre aus dem Kreis der *nations civilisées* verabschiedet.²⁴ Eine Rückkehr würde eine tiefgreifende Umgestaltung des russischen Regierungssystems voraussetzen. Hoffnungen, dass es zu einer solchen Entwicklung kommt, haben derzeit wenig Rückhalt.

VII. Ein künftiger Friedensvertrag

Ein weiteres Feld des Nachdenkens eröffnet sich beim Blick auf die Schlussbereinigung des Krieges. Wenn die Welt mit ihrem Bekenntnis zur Gewaltlosigkeit glaubhaft bleiben will, kann sie die Ergebnisse ungezügelter Machtausübung nicht einfach hinnehmen. In ihrer Erläuterung zum Gewaltverbot hat die Generalversammlung im Jahre 1970 ausdrücklich festgelegt, dass der gewaltsame Erwerb von Gebietsteilen eines anderen Staates keine rechtliche Anerkennung finden darf.²⁵ Präsident Selenskij beruft sich beharrlich auf diese Aussage und geht davon aus, dass ein Frieden nur möglich sei, wenn die russischen Streitkräfte sich vollständig aus den von ihnen besetzten Teilen des ukrainischen Staatsgebiets zurückzögen. Eine realpolitische Betrachtung wird diese Forderungen als undurchsetzbar ansehen, stößt aber auf das eherne Annexionsverbot, das – als zwingendes Recht – nicht durch einfachen Vertragsschluss unterlaufen werden kann. Friedensverhandlungen würden daher vom ersten Tag an angesichts des unbeugsamen Eroberungswillens der russischen Führungselite einerseits und des Beharrens der Ukrainer auf dem Recht auf ihr Heimatland andererseits vor der Gefahr eines grandiosen Scheiterns stehen. Ohne das Eingreifen dritter Mächte wird daher der Konflikt nicht beizulegen sein. Allerdings werden sich wenige China als Arbitr in der Weltpolitik herbeisehen.

Anmerkungen

- 1 Das Memorandum ist am 2. Oktober 2014 bei den Vereinten Nationen registriert und in die Vertragssammlung UNTS aufgenommen worden, 3007 UNTS 52242.
- 2 UNGA Res. 3314 (XXIX), 14.12.1974.
- 3 Noch genauer ist die strafrechtliche Definition in Art. 8 bis Abs. 1 des Römischen Statuts: »1. For the purpose of this Statute, ›crime of aggression‹ means the planning, preparation, initiation or execution, by a person in a position effectively to exercise control over or to direct the political or military action of a State, of an act of aggression which, by its character, gravity and scale, constitutes a manifest violation of the Charter of the United Nations.«
- 4 Vgl. die Rede Putins vom 21.2.2022, Osteuropa 72/1–3 (2022), S. 119–135.
- 5 Versuch einer Rechtfertigung im Schriftsatz der Russischen Föderation vom 7.3.2022 an den IGH, <https://www.icj-cij.org/public/files/case-related/182/182-20220307-OTH-01-00-EN.pdf>, §§17–19.
- 6 Übersicht: https://ihl-databases.icrc.org/applic/ihl/ihl.nsf/States.xsp?xp_viewStates=XPages_NORMStatesParties&xp_treatySelected=365.
- 7 So die Rede von Präsident Putin am 24.2.2022, deutsche Übersetzung in: Osteuropa 72/1–3 (2022), S. 141, 145. Die Rede wurde auch als Dokument des UN-Sicherheitsrates verteilt, S/2022/14.
- 8 In amtlicher englischer Übersetzung heißt es (Fn. 7, S. 6): »But Russia cannot feel safe, develop and exist with a constant threat emanating from the territory of present-day Ukraine.«
- 9 Vgl. Michael Bothe, Stichwort »Neutrality, Concept and General Rules«, in: Max Planck Encyclopedia of Public International Law, Vol. VII, Oxford 2012, S. 617, 624, Randnr. 36, 37.
- 10 Vgl. dazu die Erörterung durch Claus Kreß, Der Ukraine-Krieg und das völkerrechtliche Gewaltverbot, in: Juristische Studiengesellschaft Karlsruhe, Jahresband 2021/22 (C. F. Müller, Karlsruhe, 2022), S. 67, 84–85.
- 11 UN-Dok. S/2014/36, datiert 28.2.2014.
- 12 UN-Dok. S/2022/160.
- 13 GV-Resolution ES-11/1, 2.3.2022.
- 14 ICJ, Allegations of Genocide under the Convention on the Prevention and

- Punishment of the Crime of Genocide (Ukraine v. Russian Federation), 16. 3. 2022, ICJ Reports 2022.
- 15 <https://www.rferl.org/a/russia-rejects-icj-war-ruling/31757644.html>.
- 16 ICJ, Armed Activities on the Territory of the Congo (Democratic Republic of the Congo v. Uganda), ICJ Reports 2022, para. 70.
- 17 Nach einem Bericht der Weltbank würden für den Wiederaufbau des Landes 349 Milliarden Euro benötigt, FAZ, 10. 9. 2022, S. 18.
- 18 ICJ, Arrest Warrant of 11 April 2000, ICJ Reports 2002, 3, 24, §58.
- 19 Vgl. Report of the International Criminal Court on its activities for 2020/21, UN-Dok. A/76/293, 24. 8. 2021, S. 2.
- 20 Vgl. Christian Tomuschat, Zehn Jahre Internationaler Strafgerichtshof, Europäische Grundrechte-Zeitschrift 39 (2012), S. 673.
- 21 Eingehende Erörterung und Bejahung durch Otto Luchterhandt, Völkermord in Mariupol. Russlands Kriegsführung in der Ukraine, Osteuropa 72/1–3 (2022), S. 65–87.
- 22 Nicht überzeugend ist die These von Stefanie Bock, Potentiale und Grenzen. Das Völkerstrafrecht im Ukrainekrieg, Osteuropa 72 (2022, 1–3), S. 87, 97, die Durchbrechung der Immunität eines Staatschefs sei mittlerweile zu Gewohnheitsrecht erstarkt.
- 23 Aktivierung durch Beschluss der Vertragsstaaten vom 15. 12. 2017. Ratifikation aber bisher nur durch 44 von 123 Staaten.
- 24 In seinem jetzigen Zustand würde die Russische Föderation nicht die nach Art. 4 Abs. 1 der Charta vorgeschriebene Grundvoraussetzung erfüllen, ein »friedliebender Staat« zu sein.
- 25 Declaration on Principles of International Law, GV-Res. 2625 (XXV), 24. 10. 1970, Prinzip 1, Abs. 7.

KARL SCHLÖGEL

CHARKIW : SCHAUT AUF DIESE STADT

Der Titel ist mit Bedacht gewählt. Er spielt an auf die Rede Ernst Reuters, des Regierenden Bürgermeisters von Berlin, am 9. September 1948 während der Berlin-Blockade, die ein erster Höhepunkt des Kalten Krieges war. Es war auch der Titel meines Essays, den ich nach meinem Besuch im Jahre 2014, also nach der russischen Okkupation der Krim und der überall aufbrechenden, von Russland gesteuerten Unruhen in den Städten des Donbas, aber auch in Charkiw veröffentlicht habe. Ich habe von diesem Titel nichts zurückzunehmen, obwohl seither etwas Ungeheurliches geschehen ist: die Entfesselung eines vollumfänglichen Krieges Russlands gegen die Ukraine, zuerst gerichtet auf die Eroberung der Hauptstadt, aber auch auf die Einnahme Charkiws, in deren Vororte die russischen Truppen vorgedrungen waren und die seither Ziel massiver Raketenangriffe ist, mit dem Ziel, den Widerstandswillen der Bürger der Stadt mit allen Mitteln zu brechen. Die flächendeckende Zerstörung großer Teile des Stadtgebietes und die gezielte Vernichtung lebenswichtiger Infrastruktur hat es seit der zweimaligen Eroberung der Stadt durch die Deutschen im Zweiten Weltkrieg nicht mehr gegeben.

Ich habe die Stadt gesehen vor dem Krieg, eine blühende, vibrierende, normale europäische Metropole mit allem, was dazu gehört:

größtstädtische Bebauung, Industrieanlagen, Bahnhöfe, Boulevards, Parks, Theater, Konzertsäle, Universitäten, ein grosses Metronetz, riesige Neubauviertel und einer der größten Märkte im ganzen östlichen Europa – in den letzten Monaten Zielscheibe von Raketenangriffen, die weite Teile des Stadtzentrums und der Wohnsiedlungen zerstört und unbewohnbar gemacht haben. Die Stadt, die seit 2014 selber Zufluchtsort von Hunderttausenden von Flüchtlingen aus dem besetzten Donbas geworden war, wurde nach dem russischen Angriff am 24. Februar 2022 selber Ausgangspunkt einer neuen, viel größeren Fluchtwelle. Ich wagte 2014 nicht, mir vorzustellen, was mit der Stadt passieren würde, wenn sie in den Krieg hineingezogen würde, in dem die Städte Lugansk und Donezk, die nur zwei Zugstunden entfernt sind, bereits zugrunde gerichtet worden waren. Charkiw war auf den ersten Blick im Sommer weit entfernt von der Front mit Raketenbeschuss, Häuserkampf und zerstörter Infrastruktur. Auf dem Bahnhofvorplatz drängten sich die Reisenden, auf der Sumska Straße, eine Art Kurfürstendamm, der das alte und das neue Stadtzentrum verbindet, staute sich der Verkehr, abends waren die Cafés voll von Menschen, am Wochenende konnte der festlich illuminierte Gorki-Kultur- und Erholungspark mit *Roller Coaster* und *House of Horrors* das Publikum aus Alt und Jung kaum fassen.

Aber so sah es auch aus in Donezk, bevor die prorussischen Freischärler die Stadt in ihre Gewalt gebracht hatten. Charkiw war neben Städten wie Odessa und Dnipro auf der Karte von Noworossija eingezeichnet, jenes Territoriums also, das Putin und seine Leute in der Ukraine in ihre Gewalt bringen wollten. Charkiw war 2014 schon Schauplatz von Vorstößen zur Destabilisierung einer weithin normal funktionierenden Großstadt. Auf dem Gebäude der Gebiets- und Stadtverwaltung war im März für einen Augenblick die russische Fahne gehisst worden. Anhänger des Maidan, darunter auch der in Deutschland bekannte Dichter Serhij Zhadan, waren durch einen »Korridor der Schande« getrieben und zusammengeschlagen worden. Monatelang tobte der Kampf um die Besetzung des öffentlichen Raums: das Denkmal für den Nationaldichter Taras Schewtschenko im Stadtpark wurde zum Sammelpunkt der Maidan-Anhänger, das

Lenin-Denkmal, Ende September als Symbol der Sowjetzeit vom Sockel geholt, wurde zum Sammelpunkt der prorussischen Aktivisten. Es sah so aus, als könnte von einem Augenblick auf den anderen die prekäre Balance kippen. Im Mai 2014 hatte mir mein Gesprächspartner, mit dem ich mich in einem Café über Charkiwer Urbanität und Konstruktivismus unterhalten hatte, gestanden, dass er in seinem ersten Beruf Klavierstimmer, in seinem zweiten Beruf aber mehrfach ausgezeichnete und Afghanistan-erprobte Scharfschütze sei, jederzeit bereit, seinen ersten gegen den zweiten Beruf zu tauschen, und, wenn die Zeit gekommen sei, gegen die »Kiewer Junta« anzutreten. Man brauchte nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, was aus einer Stadt mit 1,5 Millionen Einwohnern wird, wenn aus Zivilisten Scharfschützen werden. Soweit meine Eindrücke von 2014.

Wir wussten damals wenig über die Stadt. 2012 war das Stadion von Metallist Charkiw einer der Austragungsorte der Fußball-Europameisterschaft. Zehntausende von Fans – vor allem aus den Niederlanden – waren in die Stadt »am Rande Europas« gekommen; noch heute spürt man den Langzeiteffekt dieses Europäisierungsschubs, etwa in der Zweisprachigkeit der Straßenschilder oder im weltläufigen, ganz unsowjetisch freundlichen Service an der Hotel-Rezeption. Zuletzt war es der Abschuss der Maschine von Malaysian Airways MH 17, deren Opfer vorübergehend in den Gefrier- und Leichenschauhäusern der Stadt geborgen worden waren, der die Stadt ins Bewusstsein der Zeitgenossen gerückt hatte.

Es muss viel geschehen sein, wenn diese Stadt im Horizont der Europäer merkwürdig abwesend ist.

Charkiw ist nicht nur eine Stadt von anderthalb Millionen Einwohnern, ein Zentrum der Wissenschaft und Kultur mit Abertausenden von jungen Leuten und Studenten, ein Ort traditionsreicher Maschinenindustrie und ein Verkehrsknotenpunkt erster Ordnung. Im späten Zarenreich rangierte die Stadt – nach Sankt Petersburg, Moskau, Kiew und Odessa – an fünfter Stelle. Nach der Revolution wurde Charkiw Hauptstadt der Ukraine, bis diese 1934 nach Kiew verlegt wurde. An Charkiw lässt sich die ganze Sequenz der Heim-suchungen, die im 20. Jahrhundert über die Ukraine gekommen ist,

ablesen: Bürgerkrieg, Kollektivierung und Holodomor, Großer Terror, deutsche Besatzung und Holocaust. Damals war nicht absehbar, dass die Stadt der nächsten Heimsuchung entgegengehen würde.

Die Ukraine und ihre Zentren, so lang abwesend im Horizont der Europäer, ist nun mit dem Krieg in die mentalen Karten der Europäer eingezeichnet worden – irreversibel. Es waren nicht Lehrbücher, die uns Nachhilfe-Unterricht erteilt haben, sondern die Berichte der Kriegsberichterstatter, der Videobotschaften des ukrainischen Präsidenten, die Flut von Bildern vor Ort, die uns über Handys und soziale Netzwerke zugespielt wurden, die Interviews der Evakuierten und Geflüchteten, die jeden Abend mit den Fernseh-Nachrichten auf uns eindringen.

Wie überhaupt über den Krieg sprechen? Der Krieg war für uns, die meisten jedenfalls, keine selbst erlebte Erfahrung. Meine Generation, friedensverwöhnt und friedensgewohnt, hatte den Krieg über Filme und Nachrichten kennengelernt: Algerien, Vietnam, Biafra, Afghanistan, Sarajewo. Aber von Gewalterfahrung am eigenen Leib waren wir verschont geblieben. Daher die Sprachlosigkeit, die Lähmung oder die Empörung der Betroffenen, die von sogenannten *public intellectuals* auf den Höhen des herrschaftsfreien Diskurses umgehend als idealistisch und moralisierend denunziert wurden.

Es waren wesentlich die vor Ort gebliebenen Journalisten, Schriftsteller, Dokumentaristen, die festhielten, was geschah, und die mit ihren Kriegstagebüchern ein neues Genre erschufen: knapp, lakonisch, mitleidlos, wahrhaftig. Mit den Bildern von bisher Ungesehenem kam auch eine Sprache in die Welt, die die Erfahrung des Kampfes von Leben und Tod erfasste und in der Lage war, den Kokon, in den sich ein in der Komfortzone angesiedelter Diskurs eingesponnen hatte, zu durchstoßen. Es waren die Reporter, die Augenzeugen, die Schriftsteller, die den Mut und die Disziplin besaßen, der Realität ins Auge zu blicken und sie für uns in Worte zu fassen. Ich muss es dabei belassen und auf jene verweisen, die das können: Sergej Gerassimow, Serhij Zhadan, Andrej Kurkow und die vielen Tausenden, die in der Welt der sozialen Medien dem Anblick der Realität standgehalten haben.

Aus all diese Gründen kann ein Bericht aus Charkiw heute nichts von der Art sein, was man einst mit einem Lichtbilder-Vortrag oder Powerpoint-Präsentation illustrieren konnte, also das Panorama einer Stadt mit den dazugehörigen historischen Daten, gewürzt mit der einen oder anderen Anekdote. Das kann man entweder im Kapitel meines Buches *Entscheidung in Kiew* von 2015 nachlesen oder bei Wikipedia finden. Alles, was war, ist durch den Krieg jetzt in einen neuen Rahmen gerückt worden, ein Bild, das zertrümmert, zerfetzt ist und am Ende neu zusammengesetzt werden muss.

Ich möchte aber doch auf zwei für mich wichtige Erfahrungen hinweisen. Die erste ist, was man an Charkiw als einer europäischen Metropole entdecken kann, und die zweite: dass die Stadt ein herausgehobener Schauplatz ist, an dem sich die Gewalterfahrung des 20. Jahrhundert wie an kaum einem anderen Ort verdichtet.

Jede der ukrainischen Städte steht für eine große Geschichte, alle zusammen ergeben das Bild der Ukraine als eines »Europa im Kleinen«, ein Maß an Vielfalt, das oft aber nicht als Indikator für Reichtum, sondern als Gefahr, als Zeichen von Fragilität und Instabilität verstanden wird. Aber inzwischen ist klar, dass die eine politische Nation, die um ihre Existenz kämpft, stark genug ist, um so verschiedene Welten wie das Czernowitz von Paul Celan mit dem Schwarzerde-Land von Poltawa, das Tausendjährige Kiew mit dem Odessa der Schule russisch-jüdischer Literatur, die Landschaft am Dnipro mit den Gruben und Stahlstädten des Donbass zusammenzuhalten. Wenn es ein Land in Europa gab, in dem Zweisprachigkeit die selbstverständlichste Sache der Welt war, dann war dies, wie jeder der dort war, bezeugen kann, eben die Ukraine. Um die Wucht, aber auch die Tragödie der Ukraine zu erfassen, ist Charkiw der ideale Ort, um das »ukrainische Jahrhundert« zu besichtigen.

Wer in Charkiw ankommt, weiß sofort, dass er in einer Stadt großen Formats angekommen ist. Nur Städte von Rang haben solche Bahnhöfe und Bahnhofsvorplätze. Hier ist es keine »Kathedrale des 19. Jahrhunderts«, sondern ein Palast im Stil des Stalinschen Empire. Die Nordseite des Platzes wird begrenzt vom Postamt, einem Musterbau des Konstruktivismus, vorbildlich restauriert, ganz in Weiß und

mit Fensterbändern im Stil von Emil Fahrenkamps Shell-Haus in Berlin. Gegenüber, fast ein ganzer Block für sich, die Eisenbahnverwaltung Süd aus den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts, aus der Zeit des industriellen Take-off des Russischen Imperiums. So stoßen hier bereits drei Schichten, denen man in der Stadt überall wiederbegegnet, aufeinander: die Boomstadt des Fin-de-siècle des Zarenreichs, die sowjetische Moderne auf ukrainischem Boden, der Monumentalismus der Stalinzeit. Aber alles ist getaucht in den Sound einer vibrierenden Anderthalbmillionenstadt, die sich demonstrativ – auf Plakaten, in Schaufenstern, in nächtlich illuminierten Fassaden – in den ukrainischen Nationalfarben Blau-Gelb drapiert.

Rote Moderne, Das Neue Charkiw

Was Charkiw in dieser Zeit, von den frühen 1920ern bis 1935 war, lässt sich bis heute im Stadtbild mühelos erkennen. Die Architekten-Gemeinde, die alles schon hinter sich gebracht hat – vom Rockefeller Center in New York bis zu Zaha Hadids Archäologischem Museum in Rom – sollte in Charkiw nun endlich den Gosprom-Komplex und die Rote Moderne besuchen. Der Platz, an dem sich das Neue Charkiw konzentrierte, wurde uns in den ersten Kriegstagen bekannt, als eine Rakete im Rathaus der Stadt einschlug. Man versteht auf dem »größten Platz Europas« im Nachhinein, warum Charkiw einmal Pilgerort für viele war, die wissen wollten, wie die Welt von morgen aussehen sollte. In Charkiw waren Sowjetfreunde wie Henri Barbusse oder Theodore Dreiser zu Besuch, prominente Politiker wie Edouard Herriot und Eduard Benesch, die von der schrecklichen Hungersnot in der Ukraine nichts gesehen haben wollen, aber auch Künstler, Architekten, Ingenieure, Physiker, später auch Politemigranten aus dem von Hitler bedrohten Europa. Für ein Jahrzehnt wurde Charkiw zum Generator einer selbstbewusst gewordenen ukrainischen Moderne, deren Namen – Alexandra Exter, die Brüder Burljuk, Les Kurbas – uns meist aus dem Pantheon der »sowjetischen Avantgarde« geläufig sind. Ein jüngerer ukrainischer Schriftsteller wie

Serhij Zhadan hat hier nur »die mittelalterliche Sonnenstadt«, ein »rotes Downtown«, ein »Entree zur Walhalla« sehen können, aber in Wahrheit sind die Bauten des »Neuen Charkiw« und die »Rote Moderne« zentrale Orte der europäischen Stadt- und Architekturdiskussion gewesen. Zur »Roten Moderne«, die man in Charkiw besichtigen kann, gehört nicht nur das grandiose Hauptpostamt am Bahnhof, sondern auch der spektakuläre Bau des Eisenbahnerklubs, Volkshäuser und Bibliotheken, Fabrikküchen, öffentliche Bäder und Stadien, das Studentenwohnheim Gigant, die Telephonzentrale in der Iwanow-Straße und natürlich die Fabrikanlagen, mit denen man dem Amerika Henry Fords nacheiferte. Entlang des heutigen Moskowski Prospekt erstrecken sich kilometerlang das Charkiwer Traktorenwerk, das Turbinenwerk und – durch eine Parkzone getrennt – die Arbeitersiedlungen des »Neuen Charkiw«. Wenn man vor diesen ebenso einfachen wie schönen Gebäuden steht, ahnt man etwas von der Faszination, die sie auf die Zeitgenossen ausgeübt haben müssen. Es ist kein Zufall, dass Sergej Eisenstein seinen Film »Die Beshin-Wiese« – er handelt von Denunziation und vom Widerstand der Bauern gegen die Kollektivierung – in Charkiw vor den weissen Bauten konstruktivistischer Architekten und einer Armada von gerade vom Band gelaufenen Traktoren spielen liess.

Das Zentrum des »Neuen Charkiw« ist just dort, wo die Leninstatue Lew Kerbels vom Sockel geholt worden ist: am ehemaligen Dsershinski-Platz, dem heutigen Platz der Freiheit, mit zwölf Hektar einem der größten weltweit. Am westlichen Ende gruppieren sich um den halbkreisförmigen Platz neun grosse Baukörper: der aus sechs Blöcken bestehende Komplex des »Gosprom« oder »Dershprom«, des »Hauses staatlicher Behörden« also, der Nationalen Universität und der Militäruniversität. Den 1925 ausgeschriebenen Wettbewerb hatten Leningrader Architekten gewonnen. Die Bauten wurden binnen drei Jahren errichtet. Der Komplex aus Stahlbeton und Glas sollte alle Ministerien der ukrainischen Sowjetrepublik beherbergen, mit Hunderten von Büros, zwei Konferenzsälen für 1.000 und 250 Besucher, einer Technischen Bibliothek, Radiostation, Restaurants und Cafeteria, Post sowie Telegraphenamt. Das Ensemble von strahlen-

förmig angeordneten, mit bis zu zwölf Stockwerken ansteigenden und in einem Flachdach endenden Blöcken sind untereinander durch Übergänge in der dritten, fünften und siebten Etage verbunden. Alle Treppenhäuser, Büros, Korridore haben natürliches Licht, insgesamt sind 170.000 Quadratmeter verglast. Der Komplex ist im Krieg beschädigt, aber nicht zerstört worden. Ein kleines Museum erzählt von der Baugeschichte und Stadtplanung des »Neuen Charkiw«. Man kann sich unschwer vorstellen, wie »amerikanisch« der Verkehr in den »Schluchten« zwischen den damaligen Wolkenkratzern ausgesehen haben muss. Ebenfalls am Halbrund des Platzes stehen Hochhäuser wie das »International«, heute »Hotel Charkiw«, das auf der Pariser Weltausstellung 1937 mit einer Goldmedaille ausgezeichnet worden war. Auf der Südseite schliesst sich der weitläufige Stadtpark mit dem Schewtschenko-Denkmal – Treffpunkt der Maidan-Anhänger – mit zahlreichen Pavillons und Cafés an. Auf der Rückseite des Gosprom-Gebäudes befindet sich, ebenfalls im Einklang mit den städtebaulichen Konzepten der 20er Jahre, eine Wohnsiedlung der Nomenklatura, die im Sinne des stalinistischen *social engineering* nach Berufsgruppen angeordnet ist – für Chemiker, Arbeiter des Wortes, leitende Angestellte der Tabakindustrie usf.

Mit Lew Kopelew nach Charkiw

Wir wissen über das Charkiw jener Jahre gut Bescheid, weil die Hauptstadt naturgemäss Anziehungs- und Sammelpunkt für zahlreiche Angehörige der politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Elite war. Wir treffen hier nicht nur die Baumeister, nicht nur die Naturwissenschaftler am Ukrainischen Physikalisch-Technischen Institut (UFTI), unter ihnen das Wunderkind und späterer Nobelpreisträger Lew Landau. Wir treffen die Ingenieure des Charkiwer Traktorenwerks, unter ihnen auch der Konstrukteur des legendären Panzers T-34. In einer Villa an der Puschkinstraße stoßen wir auf eine Gedenkplakette für den großen ukrainischen Regisseur Olexander Dowschenko. Für Deutsche besonders wichtig ist das Zeugnis

Lew Kopelews, des 1912 in Kiew geborenen und 1997 in Deutschland gestorbenen russisch-ukrainisch-jüdischen Schriftstellers, der in Charkiw seine prägenden Jugendjahre verbracht und seine ersten Gedichte auf Ukrainisch verfasst hat. In Charkiw begann auch der junge Petro Grigorenko, der spätere General der Roten Armeen und in den 1960er Jahren einer der prominentesten Dissidenten der Sowjetunion, am Technologischen Institut seine Karriere. Detaillierte Schilderungen des Charkiwer Lebens – im Studentenwohnheim »Gigant« – verdanken wir dem Ingenieur Viktor Krawtschenko, der nach seiner Flucht in den Westen 1949 mit der sogenannten »Krawtchenko-Affäre« einen Skandal unter den prosozialistischen linken Intellektuellen Frankreichs ausgelöst hatte. Und schließlich: Eines der frühesten und bedeutendsten Zeugnisse der Stalinschen Säuberungen, veröffentlicht 1951 unter dem Titel »Hexensabbat«, verdanken wir dem österreichischen Physiker Alex Weissberg-Czybulski, dem Freund Arthur Koestlers, der 1931 nach Charkiw an das weltberühmte Physikalische Institut gegangen und dort in das Räderwerk der Stalinschen Säuberungen geraten war. Er kam nach der Intervention Albert Einsteins und des Ehepaars Joliot-Curie bei Stalin frei – allerdings nur, um 1939 nach Nazi-Deutschland ausgeliefert zu werden (er sprang in Polen aus dem Zug und ging in den Untergrund). Arthur Koestler kam nach Charkiw ausgerechnet in der Zeit der Hungerkatastrophe, des Holodomor:

»Der Zug dampfte langsam durch die ukrainische Steppe. Er hielt häufig. An jedem Bahnhof standen massen zerlumpter Bettler, die Ikonen und Tischwäsche zum Tausch gegen einen Laib Brot anboten. Die Frauen hielten ihre kleinen Kinder zum Zugfenster hoch – Mitleid und Schrecken erregende Kinder: Arme und Beine wie Stecken, aufgedunsene Bäuche, große Köpfe, an dünnen Halsen hängend ... Die Ironie des Schicksals hatte es gewollt, dass ich in Russland gerade zur Zeit der großen Hungersnot 1932/33 eintraf, von deren Existenz ich, so wie die meisten Europäer, nichts wusste. Sie hat ganze Distrikte entvölkert und mehrere Millionen Opfer gekostet« – »Offiziell waren alle diese Männer und Frauen

strafweise enteignete Kulaken. In Wirklichkeit waren es Bauern, die der Hunger gezwungen hatte, ihre Dörfer zu verlassen. ... Ganze Dörfer wurden so verlassen, ganze Landstriche waren entvölkert; zu den offiziell nach Sibirien deportierten fünf Millionen Kulaken kamen noch mehrere Millionen Bauern, die ziellos im Land umherwanderten. Sie verstopften die Bahnhöfe, drängten sich in Güterzüge, hockten auf den Märkten und öffentlichen Plätzen und starben in den Straßen; ich habe nie so viele und so eilige Beerdigungen gesehen wie in jenem Winter in Charkiw.«

Mit Blick auf die Wartesäle in den Bahnhöfen spricht Koestler von einer »Nomadisierung in Agrikultur und Industrie«.

Charkiw hat seine Spuren auch im Werk Wassili Grossmans hinterlassen, der seinen Roman *Alles fließt* – über die Zwangskollektivierung und den Holodomor – ohne seine Studienzeit in Charkiw vermutlich nicht hätte schreiben können. Man kann in Kopelews Charkiw-Erinnerungen viel erfahren über die Schwierigkeiten, aber auch die Möglichkeiten einer »pluralen Identität« – ukrainisch, russisch, jüdisch. Es gehört zu den Stärken Charkiws, dass sich die Stadt auch heute mühelos zwischen den Sprachen und Kulturen bewegt.

Ukrainische Topographien der Gewalt

Vor allem aber sind die Charkiw-Erinnerungen der Zeitgenossen Vergegenwärtigung monströser Gewalterfahrungen: erst der Prozesse gegen die »bürgerlichen Spezialisten« und »Schädlinge« am Ende der Neuen Ökonomischen Politik, dann der Kollektivierung, deren gewalttätiger Durchsetzung auf dem Dorf; dann ihre Augenzeugenschaft des Massensterbens auf dem Lande im Holodomor, der Entfesselung der Treibjagd auf die »ukrainischen Nationalisten« und schließlich des Großen Terrors.

Man kann eine Fahrt über die Charkiwer Topographie der Gewalt unternehmen. Man braucht dazu nur eine sorgfältige Lektüre, Stadtpläne, ein Taxi und viel Zeit. In der Villa in der Darwin-Straße,

in der heute das Haus der Architekten untergebracht ist, residierte in der Zeit des Bürgerkriegs die Tscheka. In der Olminski-Straße hatte der Volkskommissar Valeri Meshlauk gewohnt, der 1937 in einem der Moskauer Schauprozesse verurteilt und hingerichtet worden ist. Im Eckgebäude Tschernyschewski/Radnarkomiwska-Straße war der NKWD untergebracht und heute der Ukrainische Sicherheitsdienst. Hinter dem Bauzaun auf dem Hof befand sich das Innere Gefängnis, dessen Insassen umgebracht wurden, bevor am 25. Oktober 1941 die Deutschen die Stadt einnahmen. An der Fassade ist eine Plakette angebracht, die an die Ermordung der über 3.000 nach Charkiw gebrachten polnischen Offiziere im Frühjahr 1940 erinnert – unter ihnen der Vater des Regisseurs Andrzej Wajda –, die weiter draußen, auf einer Gedenkstätte an der Belgoroder Chaussee, in Massengräbern verscharrt worden sind; heute gibt es dort eine russisch-polnische »Gedenkstätte für die Opfer des Totalitarismus«.

Die wichtigste Spur aber führt hinaus auf die ukrainischen Dörfer während der Kollektivierung, mit der Deportation von Hunderttausenden von Bauernfamilien und dem Hungertod von Millionen. Kopelew war mit seinen Genossen im Dorf Petriwzy im Bezirk Mirgorod im Einsatz. Sie haben gesehen: Die von Hungerödemen aufgeblähten Körper der Kinder, Frauen und Alten, die sich zum Sterben an den Straßenrand gelegt hatten, die NKWD-Truppen, die die Flucht aus den Hungergebieten mit Gewalt verhinderten, Leichenreste, die auf Kannibalismus hindeuteten. Das Territorium der Stadt ist markiert von Gewalt, jedes Massengrab – heute liegen sie oft auf dem Territorium aufgelassener Friedhöfe, in Parkanlagen, in abgelegenen Industriezonen oder harmlos anmutenden Schluchten draußen vor der Stadt – steht für eine Epoche von Gewalterfahrung. Sogar das im Stadtpark errichtete Denkmal für die in Tschernobyl tödlich verstrahlten »Liquidatoren« und das offensichtlich geschändete Grab für die nach 1945 Gefallenen der Ukrainischen Aufstandsarmee gehört in diese Sequenz nicht abreißender Gewalt.

Die Deutschen in Charkiw

So als wäre das nicht genug, folgten auf den Holodomor und den Großen Terror im Abstand von nicht einmal zehn Jahren Besatzung und Terror der Deutschen. Die Namen der Schauplätze der heutigen Kämpfe tauchen schon in den Feldpostbriefen und Photos von Hunderttausenden von Soldaten der Wehrmacht auf: Kramatorsk, Isjum, Awdijiwka, Stalin/Donezk, und immer wieder: Charkiw. Die Stadt war vom 25. Oktober 1941 bis zum 23. August 1943 in deutscher Hand. Im Stadtmuseum sieht man den deutschen Stadtplan von 1942 »Nur für den Dienstgebrauch«, Photos von Sowjetbürgern, die an Balkonen gehenkt worden sind, aber auch Gruppenbilder deutscher Landser vor einem »Café München«. Die Gestapo war in einem modernen Ziegelbau in der Sumska-Straße untergebracht. Schon im Dezember 1941 wurden die Charkiwer Juden auf dem Areal der Traktorenfabrik zusammengepfercht und dem Tod durch Kälte und Hunger ausgeliefert, Abertausende marschierten einige Kilometer stadtauswärts zur Drobizki-Schlucht, heute an der Ausfallstraße nach Tschuhujiw. Dort ist im Jahre 2002 ein Denkmal und eine Gedenkstätte für die dort ermordeten 30.000 Menschen, darunter 23.000 Charkiwer Juden errichtet worden. Die Menorah, die über dem Gelände aufragt, wurde jetzt bei der Beschießung durch russische Artillerie beschädigt.

Der erste Kriegsverbrecherprozess wurde unmittelbar nach der Befreiung Charkivs am 15.–18. Dezember 1943 im alten Opernhaus, der heutigen Philharmonie in der Rymarska-Straße durchgeführt. Die drei deutschen Angeklagten wurden zusammen mit dem russischen Chauffeur des Gaswagens Michail Bulanow öffentlich und in Anwesenheit von 40.000 Charkiwer Bürgern auf dem Blagoweschtschenski Basar, dem heutigen Zentral-Markt mitten in der Stadt, gehenkt.

Seit dem russischen Angriff im Februar 2022 ist der Topographie der Gewalt eine neue Schicht, die die Stadt für immer zeichnen wird, hinzugefügt worden. Aber inmitten des Krieges gibt es schon jetzt den

Gedanken an den Wiederaufbau. Der britische Architekt Norman Foster hat ihn in einem Manifest an seine Kollegen in der Ukraine und in der ganzen Welt in seinem Kharkiv Manifesto vom 18. April 2022 so formuliert:

»I undertake to assemble the best minds with the best planning, architectural, design, and engineering skills in the world to bear on the rebirth of the city of Kharkiv. In the spirit of combining a planetary awareness with local action, I would seek to bring together the top Ukrainian talents with worldwide expertise and advice.

The first step would be a city masterplan linked to the region, with the ambition to combine the most loved and revered heritage from the past with the most desirable and greenest elements of infrastructure and buildings – in other words to deliver the city of the future now and to plan for its life decades ahead.

At the height of the pandemic, London updated a masterplan, the roots of which was a plan commissioned in the darkest days of World War II. A masterplan is an act of confidence in the future for generations still to come.«

DURS GRÜNBEIN

PORZELLAN: POEM VOM UNTERGANG
MEINER STADT



Kurze Vorrede

Wir sind hier in Meißen mitten im Zentrum der Porzellanherstellung, und das Porzellan hat mich einmal zu einem Gedichtzyklus inspiriert, aus dem dann ein ganzes Buch wurde. Damals sprach ich sogar von einem »Porzellan-Komplex«, im psychischen Sinne, weil das Thema mit dem Untergang Dresdens verbunden ist, mit Krieg und familiären Verlusten, der unheilvollen deutschen Geschichte. So war der Anlaß für die Gedichte jedesmal der wiederkehrende 13. Februar, der jährliche Gedenktag der Zerstörung Dresdens im Februar 1945, kurz vor Kriegsende. Entstanden ist über die Jahre hinweg eine Serie von Gedichten, Elegien, könnte man sagen, in der Intention aber anti-elegisch, elegisch-kritisch, als Prozeß von Rede und Gegenrede aus vielen Stimmen gewoben.

Wenn man schreibt – und ich spreche jetzt nur aus meiner Erfahrung –, wenn man Zyklen und Gedichte schreibt, tut man dies gewöhnlich in einem engeren zeitlichen Rahmen. Dieses Projekt aber zog sich über viele Jahre hin, es entstand im wahrsten Sinne zyklisch, im Jahreszyklus, meistens in Einzelstücken, manchmal aber auch in Gruppen, einer eigenen Dynamik folgend. Als Regel galt nur: Die Zeilen müssen von allein auf sich zurückkommen, warten, wie die Dinge sich entwickeln. In der Anordnung später folgte das Ganze dem Prinzip der Montage, einer Montage aus Photographien, Dichter-Zitaten, Anspielungen, historischen Kontexten und Konstellationen. Deshalb brauchte es auch ein Glossar, das aber erst in der englischen Ausgabe veröffentlicht wurde. Für die deutsche Originalausgabe hatte man sich dagegen entschieden, das Poem sollte ganz für sich selber sprechen. Was es auch tat, aber nicht ohne Mißverständnisse oder sagen wir Verständnisschwierigkeiten hier und da. Die Rezeption war teils skeptisch, damit hatte ich gerechnet. Besonders der Untertitel »Poem vom Untergang meiner Stadt« stieß auf Widerstand. Als ob ein junger Nachgeborener das Recht hätte, von seiner Geburtsstadt als von »meiner« zu sprechen, über solche Sentimentalitäten war man doch wohl hinaus.

Ganz anders die Reaktion außerhalb Deutschlands. Dort registrierte

man sehr hellhörig den Vermittlungsversuch, auch das Einsichtige, den Wunsch nach Versöhnung. Es hat etwas Eigenes, wenn man in England als deutscher Dichter auf diese Weise wahrgenommen wird. Das Thema Luftkrieg interessiert dort nochmal auf eine ganz andere Weise. Man ist sofort mitten in einer sachlichen Diskussion über das spannungsvolle Verhältnis der beiden Nationen. Während in Deutschland bei vielen kaum noch eine Vorstellung herrscht von der sogenannten »Luftschlacht um England« in all ihrer Härte, weiß man dort sehr genau von den Flächenbombardements der Royal Air Force, vom tragischen Untergang Dresdens und anderer deutscher Großstädte im Feuersturm.

Ich fange mit einem kurzen Zitat aus einem laufenden Manuskript an – Sie sehen, dieser Komplex arbeitet weiter – aus einem Buch, das ich demnächst abschließen werde: *Der Komet*. Ein Bericht. Da geht es um die Geschichte der Dora W., meiner Großmutter, die den Angriff knapp überlebt hat, um ihr Alltagsleben im Dritten Reich. Hier der Ausschnitt:

»1938. Und dann kam wieder der Frühling. Überall sah sie das Sachsenzeichen mit den gekreuzten Schwertern aufgeklebt. Sie sah es an Litfaßsäulen, auf Briefen, auf Autoplaketten, in tausenden Abziehbildern, auf Speisekarten und Koffern, an den Türen der noblen Hotels, sogar in den grünen Blechumhüllungen der öffentlichen Pissoirs. Nicht nur das Hakenkreuz, auch die blauen Schwerter verfolgten sie bis in den letzten Winkel. Oskar hatte den Wunsch erhört und ihr zum Geburtstag das kleine blaue Service geschenkt: eine Kanne, drei Tassen samt Untertassen, dazu die Zuckerdose, die der Hand so schön schmeichelte. Man konnte sich etwas leisten, etwas Wertvolles besitzen, wie es sich für die Bürger, die echten Kaffee-Sachsen gehörte. Es war zumindest ein Anfang.«

Das ist ein Beispiel für die soziale Funktion dieses seltsamen Materials. Porzellan galt ja immer als heiligster Familienbesitz, ein Service oder auch wertvolle Einzelstücke, Figuren und Sammeltassen

wurden oft über Generationen vererbt. Ich habe aber auch Stimmen gehört, die sagen, ›Mit Porzellan kann ich gar nichts anfangen‹, und mir ging es genauso, ich konnte im Leben nicht viel damit anfangen, ich wollte kein Porzellan erben. Bis ich sah, was es vielen Leuten bedeutet hat, welche Phantasien von höfischem Luxus sich auch in den ärmeren Schichten damit verbanden – es kommt ja aus der Barockzeit, ist historisch mit August dem Starken und seiner Hofhaltung verknüpft – und da hat es mich doch gerührt, und ich sah den Erinnerungswert, dieses Strahlen der Überlieferung in einer Tasse Meißner Porzellan. Auch beim Untergang Dresdens wurde dann massenhaft Porzellan zertrümmert, so wie Jahre zuvor im November 38 in der Reichspogromnacht viel Schaufensterglas (und kein Kristall) zu Bruch ging, als Auftakt zur Auslöschung jüdischen Lebens, und auch das gehört aufeinander bezogen. Auch ein Satz Bertolt Brechts gehört in diesen Zusammenhang, er soll hier am Anfang stehen als Motto. 1944, als das Blatt sich längst gewendet hatte und die Städte des Reiches immer schutzloser dalagen, schrieb Bertolt Brecht: »Und unsere Städte sind auch nur ein Teil / von all den Städten, welche wir zerstörten.«

Drei Anmerkungen noch: Im Englischen ist »Dresden« ein Synonym für Porzellan made in Dresden. »A piece of Dresden« für Produkte aus der Meißner Porzellanmanufaktur, 1710 gegründet, die Marke mit dem Symbol der blauen Schwerter. Meißen liegt an der Elbe, ca. 25 Kilometer flussabwärts von Dresden entfernt. Der Titel ›Porzellan‹ ist auch ein Spiel mit Worten, es steckt etwas Spanisch darin: ›Porcelan‹, Referenz an Paul Celan, dem Dichter die Stadt übergeben.

17 Jahre trennen den Autor, geboren 1962, eine Jugend nur, vom Kriegsende 1945. Von dem Jahr, in dem die Geburtsstadt unterging. Sieht man Dresden aus der Vogelperspektive, im Luftbild, das als genaue fotografische Kartographierung den Bomberströmen vorausging, sieht man den Fluß im Tal, die Elbe als weit ausschwingende S-Linie. Kunsthistoriker wissen: Es war diese Linie, die der englische Maler William Hogarth in seiner »Analysis of Beauty«, 1745, die Schönheitslinie nannte. Vielleicht ist es diese Linie, die im Unbewußten der meisten, die Dresden noch heute bewundern, fortwirkt.

From *Porzellan: Poem vom Untergang meiner Stadt*
Porcelain: Poem on the Downfall of my City

I

Wozu klagen, Spätgeborener? Lang verschwunden war
Die Geburtsstadt, Freund, als deine Wenigkeit erschien.
Feuchte Augen sind was anderes als graues Haar.
Wie der Name sagt: du bist zu flink dafür, zu grün.
Siebzehn Jahr genügten, kaum ein Jugendalter,
Auszulöschen, was da war. Ein strenges Einheitsgrau
Schloß die Wunden, und von Zauber blieb – Verwaltung.
Nicht aus Not geschlachtet haben sie ihn, Sachsens Pfau.
Flechten wuchsen, unverwüstlich, über Sandsteinblüten.
Elegie, das kehrt wie Schluckauf wieder. Wozu brüten?

I

Why complain, Johnny-come-lately? Dresden was long gone
when your little light first appeared on the scene.
Moist eyes are not the same as grey hair, my son.
And as your name suggests you're too quick for it, too green.
Seventeen years, barely a childhood, was all it took
To erase what had been there before. The somber gray
Of uniformity had closed the wounds and magic ceded to—
Bureaucracy. No need to slay the Saxon peacock.
Lichen blossomed on the sandstone flowers, implacably.
Why brood? It comes back like hiccups: elegy.

Klar die Frostluft: unterm Flügel, Augenweide,
 Lud der Fluß, ein schlankes S, die Bomberstaffeln ein.
 Nachts der Stadt blieb keine Zeit, sich anzukleiden.
 Besenhexe kocht. Kocht Glas, Metall, Asphalt und Stein.
 Bombe, Bombe – blankpoliert, fiel durch den Schacht
 Tonnenweise Schrott in den Mätressenschoß.
 Augusts Pracht ... »Nie gutzumachen, diese Nacht«.
 Schwarz vom Phosphorbrand: das sandsteinhelle Schloß.
 Spaniens Himmel flammte auf, und Coventry und Guernica.
 Von der Bella *ante bellum* – nichts mehr da.

Frosty night air: below the wings a sight for weary eyes,
 The river's narrow S, beckoning the bombers on.
 City with no time for dressing up that night.
 Witch on a broomstick, brews up glass, metal, asphalt, stone.
 Bomb after polished bomb, tumbling from the bay,
 And tons of rubble fall into the mistress's waiting lap.
 »This night is irredeemable« ... Augustus's pride and joy—
 Bright sandstone castle—phosphorous burns it black
 With phosphorus. The skies alight, Guernica and Coventry.
 Of the bella *ante bellum*—nothing left to see.

»... 2000 Centner von der guten Porcellan-Massa ...«
 Johann Friedrich Böttger, Sächsischer Hof-Alchemist

Porzellan, viel Porzellan hat man zerschlagen hier,
 Püppchen, Vasen und Geschirr aus weißem Meißner Gold.
 Doch nicht dies nur. Ach, es war einmal – ein Klirren,
 Und als Donner kam es auf den Tatort zugerollt.
 Nein, kein Polterabend war, was Volkes spitze Zungen
 Die Kristallnacht nannten, jener Glückstag für die Glaser.
 Bis zum Aschermittwoch später war da nur ein Sprung.
 Narr und Nazi hatten, heiße, ihren Heidenspaß.
 Unschuld, sagt ihr? Lag die Stadt nicht längst geschändet?
 He, wo seid ihr, Dresdner Schäferinnen, german bands?

»... 2000 tons of the good porcelain clay«
 Johann Friedrich Böttger, Saxon Court Alchemist

Porcelain, endless porcelain was ground to dust,
 Crockery, cups and figurines, whitest Meissen gold,
 But not just that: ach, *once upon a time*, the faintest,
 Tinkling, then across the crime-scene the thunder rolled.
 Not a rowdy wedding-do. It was *The Night of Broken Glass*
 Or what sharp-tongued folk called: the glazier's lucky day.
 And Ash Wednesday just a hop, skip and jump away.
 Fools and Nazis—huzzah!—sure, they had a blast.
 What's that? Innocent? Disgrace came long ago.
 Dresden shepherdesses, *German bands*, where are you now?

Ist ein Wunderding, kaum daumennagelgroß, ein Kern,
 Ausgespuckt von einem Kirschendieb – mehr nicht.
 Hab als Kind ihn lang betrachtet im Museumslicht,
 Unterm Lupenglas, ein Kleinplanet, auratisch fern.
 Großtat eines Juweliers. Ins harte Holz geschnitzt:
 Augen schreckgeweitet, lauter schreiende Gesichter,
 Ein Inferno auf der Nadelspitze, Tröpfchen, glitzernd.
 Kaum zu fassen, da – in nuce – war verdichtet,
 Was der Stadt bevorstand demnächst – zum Emblem.
 Dresden selbst war jener Kirschkern, aus dem All gesehn.

This marvelous thing, not even thumbnail-sized,
 A stone spat out by a cherry-thief—no more.
 As a boy I'd stare at it for hours, under museum lights
 And magnifying glass, like a minor planet seen from afar.
 Carved in hard wood, a jeweler's masterpiece:
 Eyes wide with terror, on every tiny screaming face,
 Inferno on a needle tip; the droplets glisten.
 Hard to fathom: there—in *nuce*—what would come to pass:
 The emblem of the future and my hometown Dresden
 Was itself that cherry pip as seen from outer space.

»... I did say yes
 O at lightning and lashed rod ...«
 Gerard Manley Hopkins,
The Wreck of the Deutschland

Schwarzer Schnee. Die Kindheit hat erst angefangen.
 Dresden ruht, die ruinierte Stadt, ruht stolz sich aus.
 Elbe, träger Fluß, früh auf den Leim gegangen
 Bin ich dir. Sah, schlammumpült, das Elternhaus.
 Sandstein, Kuppeln – weiß bestäubt, im Winter flöbt,
 Leidgeprüft, die Stadt mir Scham ein, nichts als Scham.
 Rubens, Rembrandt, Raffael – und dann die Blöße ...
 Dieser Untergang, der Schund der Melodramen.
 Wie lang mag das her sein? Habs vergessen, Leute.
 Weiß für Nimmerwiederkehr ein Wort nur: heute.

»... I did say yes
 O at lightning and lashed rod ...«
 Gerard Manley Hopkins,
The Wreck of the Deutschland

Black snow. Here at the very start of childhood,
 Dresden rests, a ruined city, proud and mute
 Elbe, lazy river—I was yours from the very start.
 I saw my parents' home engulfed in mud.
 In winter when dome and cupola are white with snow,
 The ravaged city fills my soul with shame, simply shame.
 Rubens, Rembrandt, Raphael—then nothing more to show ...
 Your downfall, the stuff of trashy melodrama.
 How long ago was that? Don't ask me, I can't say.
 The only word I know for »gone forever« is »today.«

Elbtal, zwischen Hügeln, siebenbrückig, traumvertraut,
 Kannst im Schlaf die Stadt abtasten, was? Wie Polyphem
 Seine Schäfchen in der Höhle. Kennst von Hellerau
 Bis nach Cotta jedes Grundstück wie sein Sternsystem,
 Heißgeliebt, der Astronom. Das Kind im Dresdner Zoo
 Hätte blind den Weg gefunden zu den Pinguinen.
 Familiäres Glück wirkt fort, heißt. Unglück ebenso.
 Schließ die Augen, und das erste, was du siehst: Ruinen,
 Noch nach vierzig Jahren, in die Netzhaut eingebrannt.
 Kennst den Stadtplan wie die Linien deiner Hand.

Elbe-valley, seven bridges, you can see it in your dreams.
 Bet you can trace the city's every contour in your sleep?
 Like Polyphemus in his cave once knew his sheep.
 Like the astronomer with his favorite constellation,
 From Hellerau to Cotta you know every property.
 The blindfold kid will always find the penguins in Dresden zoo.
 They say good luck lives on in families. Well, misfortune, too.
 Shut your eyes and ruins are the first thing that you see,
 Burned into your retina, even after forty years
 Familiar as the lines upon your hand, the city map appears.

»Es dunkelt schon die Luft ...«
Eichendorff

Schlafenszeit. Wie oft hast du aus Mutters Mund
Dieses Zauberwort gehört? Es war der Schlußakkord
Nach dem letzten Lied. Da half kein Aber mehr, kein Und.
Zugeklappt das dicke Märchenbuch, schon war sie fort.
Tiefes Dunkel, und das Kind dort im zerwühlten Bett
Fing zu grübeln an. Wo bin ich hier? Wie war das noch:
Blutwurst sprach zu Leberwurst, wenn ich dich hätt' ...
Damals war es, daß das Einzelkind den Braten roch.
Still begreifend, daß es sterben würde wie im Krieg
Dresden, Dresden ... wehrlos in den Schlaf gewiegt.

»And now the air grows dark ...«
Eichendorff

Time for bed. Every night the magic word
As mother tucked you in, like the final chord
Of the final lullaby. No point then to if or but,
That was it: the book of fairy tales was shut.
But in the dark of night the child, tangled in the sheets,
Began to brood. Where am I? How did it go:
Said Bloodwurst to Liverwurst: »had I but you ...«
This only child saw the way the wind would blow,
And mutely understood that he would die, as in the war
Had *Dresden, Dresden* ... lulled defenseless into asleep.

Überhaupt, Erinnerung. Das kommt aus Hirnregionen
 Und kehrt zurück dahin. Und Herkunft, Heimat sind
 Ein Häuflein Sand in einer Wanderdüne aus Neuronen.
 Blind, von Kind an folgt man, seit sie auf der Rinde
 Eingezeichnet sind, den frühen Wegen. Ortssinn meint:
 Nicht dort draußen spielt sie, die Musik – im Schädelinnern.
 Hier, *mémoire involontaire*, hier geht sie aus und ein.
 Wie Gedankenlesen ist das, wenn aus Regenrinnen,
 Nachts am Tresen Dresden aufersteht ... ein ferner Gruß,
 Über Zeit und Raum hinweg – aus Hypothalamus.

Memory: here's the thing: it starts in certain regions
 Of the brain and then returns. And origin and home
 Are just grains of sand in the shifting dunes of neurons.
 Blindly, we follow those early paths from childhood on
 Inscribed into the cortex. And by sense of place we mean:
 That this is where it's at, inside your head, and not out there:
 That's to say, what comes and goes in here is *mémoire involontaire*,
 Sitting at the bar, it feels like your mind's been
 Read when Dresden's resurrected from the gutters,
 A distant greeting across time and space—from Hypothalamus.

»der Stechschritt erlahmt,
Odessitka«
Paul Celan, Fadensonnen

Denk an Warschau. Eine Stadt, im Voraus plattgemacht,
Als es hieß: »Wir hauen ab, eh uns die Russen holen.«
Finstre Fritzen, Nachfahrn manche jener Untertanen,
Deren Fleiß dem Mann zu Glanz verhalf und Pracht,
Der in Sachsen Kurfürst war und König aller Polen.
Blitzkrieg, hei! – Das walzt ein paar berittene Ulanen,
Wahrhaft ritterlich, mit Panzern nieder. Dann der Dreh:
Heim ins Reich die Flucht. Doch erst das Ghetto *ausradiert*,
Flammenwerfer an die Kirchen, Minen ausgesät ...
Augusts Schloß, bis zwölf hat da das Lumpenpack furiert.

»the goose step falters
Odessitka«
Paul Celan, *Threadsun*s

Think of Warsaw, flattened as a prelude, *wiped out*,
When word was »Get out, before the Russians come.«
Descendants of those folk, these grim-faced Krauts
Whose servitude brought untold splendor to the man
Who'd one day reign as King of Poland, Prince of Saxony.
Blitzkrieg, here we go! This band of Uhlan cavalry,
Mown down—what chivalry—with tanks. Then the turn:
And *Heim ins Reich* they flee. But first the ghetto *razed*, then
The churches torched; all the roads all strewn with mines ...
At Augustus' Castle the rabble foraged 'til the very end.

Stop, wer spricht da? Dieses Schlitzohr, ist er Sachse?
 Beißt sich durch die Gestrigkeiten, Clown und Historist,
 Scherbensammler, Freizeit-Christ. Treibt seine Faxen
 Mit der Scham, der Schande. Was uns Schicksal ist,
 Scheint ihm Hekuba, dem Pimpf da, Pionier. Das flennt
 Dicke Tränen und weiß nichts vom Heulen der Sirenen.
 Keinen Schimmer, was das ist: die Stabbrandbombe.
 Diese Brut, die Krieg nur aus den Kinossesseln kennt,
 Popcorn futternd dort im Dunkel, weit zurückgelehnt –
 Schatten, Schulstoff-Wiederkäufer, Nachkriegs-Zombies.

Hold it, who's that speaking? Is that chancer even Saxon?
 Chomping through our yesteryear, the pedant-clown,
 Cracking jokes, shard-collector, part-time Christian,
 What is fate for us; our disgrace—our shame—
 Is Hecuba for him, Nazi squirt, priggish pioneer.
 Never heard the sirens' howl, but cries his tears
 Alright. Not the faintest notion what they are: incendiaries.
 The only war they know is on the silver screen, these brats.
 Stuffing popcorn in the dark, feet on seats, leant back
 Shadows, regurgitating schoolbooks, post-war zombies.

»Nein! frechere Wette verliert man nicht,
Als an der Elbe ich dazumalen.«

Goethe, Dresden, den 15. August 1813

Komm ins Zentrum. Und wo liegt das? Unterm Stolperstein
Dir zu Füßen, tief im Erdreich. – Bleib da, geh nicht weiter.
Wo der Staub noch flüstert, dreht sich: eine Welt im kleinen.
Falkner sind da, Winzer, Nymphen mit dem Muschelhorn
Oder Putten, froschgesichtig, Schwan- und Seepferd-Reiter.
Schäfergruppen, schöne Gärtnerinnen, Fabeltiere ...
Porzellan – zerbrechlichstes. Warn sie nicht früh verloren,
Diese heiklen Formen. Worum gehts hier? – Einer lauscht,
Was die Töchter Mnemosynes ihm diktieren.
Und er tauscht die Zeiten, Räume, Maße, tauscht und tauscht.

»No! a bolder bet you cannot be lose
than I on the Elbe in those days.«

Goethe, Dresden 15 August 1813

Come to the centre. Where it lies? Under the stumbling stone
At your feet, deep in the earth—Wait there, don't go on.
Where the dust still whispers, a world in miniature still turns.
Falconers there are, vintners, nymphs with conch-shell horns,
Frog-faced putti, figures riding seahorses and swans.
Groups of shepherdesses, lovely gardeners, beasts of lore ...
Porcelain—most fragile thing. Were these dicey forms
Lost long ago? What's all this for?—Someone's
Listening in to hear the daughters of Mnemosyne dictating.
Changing places, times, dimensions as he goes—goes on—creating.

Translation: Karen Leeder, Oxford

PETER SCHÄFER

DIE NEUE TORAH AUS OBERAMMERGAU:
EIN BESUCH BEI DEN PASSIONSFEESTSPIELEN

Ich beginne mit einigen Vorbemerkungen. Als ich unserem Kanzler vorschlug, über die Passionsspiele zu berichten, hatte ich diese noch nicht gesehen. Ich war angeregt durch einige Presseberichte und vor allem durch meine Beschäftigung mit dem religiösen Antisemitismus. Als Kind und Jugendlicher wusste ich natürlich von den Festspielen, zumal wir häufig im Allgäu die Ferien verbrachten, aber Oberammergau war für uns tabu, irgendwie anrühlich, Ausdruck eines christlichen Antijudaismus oder Antisemitismus, den meine Eltern verurteilten und der mir, je älter ich wurde, hochsuspekt war. Ende August war ich schließlich in Oberammergau – und habe mich gefragt: Lohnt dieses endlos lange Massenspektakel mit ca. 4.000 Zuschauern im vollbesetzten Theater wirklich die Mühe, sich genauer damit zu beschäftigen? Eigentlich eher nicht. Ich habe mich dann aber gezwungen, die alte und die neueste Textfassung zu lesen und möchte Ihnen nun doch einige Gedanken vortragen, die im wesentlichen darauf hinauslaufen, die neue Fassung als Interpretation der neutestamentlichen Passionsgeschichte im Sinne des heutigen Zeitgeistes zu verstehen.

Damit stelle ich mich konträr gegen die ganz überwiegend positive

Bilanz in der Presse.¹ Ich verkenne nicht die Absicht und auch die Berechtigung des modernen Regisseurs eines älteren Theaterstücks, dieses nach dem Geschmack des sogenannten Regietheaters neu zu interpretieren; schließlich hat es ja vom Oberammergauer Passionsspiel schon immer verschiedene Fassungen gegeben. Was ich kritisiere, ist nicht die Tatsache der Neuinterpretation, sondern ihre Qualität. Im Übrigen kann man auch fragen, ob es sich bei dem Passionsspiel um ein Theaterstück im üblichen Sinne handelt oder nicht eher um ein Mysterienspiel, das ganz anderen Gesetzen folgt.

Alle modernen Fassungen des Passionsspiels gehen auf den Text des Pfarrers Joseph A. Daisenberger zurück, den dieser »mit Benützung der alten Texte« 1860 zusammengestellt hatte. 1950 wurde dieser überarbeitet und daraus ein »offizieller Gesamttext«.² Es folgten immer wieder neue Überarbeitungen; auch die jetzige Fassung »kennt«, wie das Vorwort ausdrücklich sagt, »viele neugefasste Textteile, die Christian Stückl (Spielleiter seit 1990) oftmals noch während der Proben neu formuliert hat«.³ Dezidiertes Ziel dieser neuen Veränderungen war, nach Beratung mit Vertretern jüdischer Organisationen, die religiösen und kulturellen Besonderheiten des Judentums korrekt darzustellen, »damit nicht – wie in der Geschichte leider über die Maßen geschehen – irgendwelche antisemitischen Tendenzen aufkommen können«.⁴ Zu diesem Zweck unternahm der Spielleiter mit den wichtigsten Darstellern auch eine Reise nach Israel.

Die Abwehr antisemitischer Tendenzen ist mein Stichwort. Bei der Betrachtung des Passionsspiels sind drei Ebenen zu unterscheiden: (1) die historischen Bedingungen in der römischen Provinz Judäa in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr., (2) die Botschaft des Neuen Testaments aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts, die daraus gespeist ist, und (3) das Passionsspiel in seinem historischen Kontext und in den Momentaufnahmen der alten und neuesten Fassung. Es versteht sich von selbst, dass diese Ebenen sich überlappen und eng miteinander verzahnt sind. Ich beginne mit der letzten Ebene.

Historischer Hintergrund

Anlass des Passionsspiels war die Pest des Jahres 1631, die 1633 nach Oberammergau eingeschleppt wurde. Angesichts der vielen Toten gelobte die Gemeinde, alle zehn Jahre die Passion Jesu in einem Mysterienspiel öffentlich aufzuführen, wenn sie in Zukunft von der Pest verschont bliebe. Der große Erfolg im 19. Jahrhundert veranlasste die Gemeinde, das ursprünglich auf dem Friedhof aufgeführte Spiel im Jahre 1900 in das bis heute bestehende Passionstheater zu verlegen. Die Pest war ein ständiger Begleiter der Bevölkerung Europas seit der ersten großen Pandemie in der Mitte des 14. Jahrhunderts (1346–1353), und in besonderer Weise darunter zu leiden hatten die Juden. Da man die Ursache der Pest nicht kannte, kam schnell das Gerücht auf, dass die Juden dafür verantwortlich waren, ja dass sie in ihrem Hass auf die Christen absichtlich die Brunnen vergiftet hätten. Die Folge waren Pogrome, die in ihrer Grausamkeit, ihrer Brutalität und ihrer flächendeckenden Ausbreitung alles vorher Erlebte in den Schatten stellten. Am Ende der ersten Pestwelle waren die meisten jüdischen Gemeinden in Deutschland ausgelöscht. Zwar erlaubten viele Städte bald wieder die Rückkehr von Juden (vor allem aus wirtschaftlichen Gründen), aber die Blütezeit des aschkenasischen Judentums war vorbei. Immer wieder neue Verfolgungswellen im 15. und frühen 16. Jahrhundert sorgten dafür, dass die Juden erneut aus den Reichsstädten und den weltlichen und kirchlichen Territorien vertrieben wurden. Die verbliebenen Juden zogen in die neu entstehenden ländlichen Zentren und vor allem: Die schon früher begonnene Wanderbewegung der Juden von West- nach Osteuropa verstärkte sich.

Es waren aber nicht nur die Erinnerungen an die erste Pest-Pandemie, die das Bewusstsein von Juden und Christen in Bayern bestimmten. Schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts hatte sich in England, Frankreich und Deutschland die Legende vom Ritualmord oder der sog. Blutbeschuldigung verbreitet.⁵ Danach würden die Juden an ihrem Pesachfest (das sich meist mit dem christlichen Osterfest überschneidet) christliche Knaben entführen

und mit Marterinstrumenten zu Tode quälen, um ihnen ihr Blut abzuzapfen. Dieses würden sie zu Heilzwecken benutzen oder auch in die Mazzot (ungesäuerten Brote) des Pesachfestes einbacken. Eine wirkungsvolle Erweiterung erfuhr die Ritualmordlegende durch die Anschuldigung der Hostienschändung nach dem Vierten Laterankonzil von 1215, auf dem die Lehre von der Transsubstantiation, der »Wesensverwandlung« von Brot und Wein in das Fleisch und Blut Jesu Christi, von der Kirche verbindlich festgeschrieben wurde.⁶ Nun brauchte man keinen christlichen Knaben mehr, um sein Blut abzuzapfen, sondern man traktierte eine gestohlene Hostie so lange mit allen möglichen spitzen Werkzeugen, bis sie zu bluten begann. Überall in Deutschland (und hier vor allem in Bayern) »entdeckte« man geschändete Kinderleichen und malträtierte Hostien bzw. die dafür benutzten Werkzeuge. Ein besonders eindrückliches Beispiel ist Deggendorf in Niederbayern, dessen jüdische Bürger 1338 alleamt wegen ihres angeblichen Hostienfrevels verbrannt wurden. Ihre christlichen Mitbürger machten daraus einen überaus erfolgreichen und profitablen Kult, die »Deggendorfer Gnad«, eine Hostienwallfahrt, auf der die »Mirakelhostien«, die angeblich die Schändung durch die Juden überstanden hatten, zusammen mit den benutzten Marterwerkzeugen öffentlich präsentiert wurden. Diese Wallfahrt wurde, man glaubt es kaum, erst 1992 von dem damaligen Regensburger Bischof verboten.

Dies ist das historische Panorama, auf dessen Hintergrund die Bürger Oberammergaus ihre Passionsspiele entwickelten und bis in die Gegenwart fortführten. Dass auch Oberammergau selbst nicht von antijüdischen Ressentiments frei war bzw. ist, zeigt die 1928 eingeweihte evangelische Kreuzkirche: Dort ist in einem Glasfenster der dornengekrönte und geißelte Jesus von seinen Peinigern mit angeblich jüdischen Fratzen (Hakennase, wulstige Lippen) umgeben, wie wir sie zuhauf aus der klassischen antisemitischen Ikonographie des christlichen Mittelalters kennen, woran sich bis heute wohl noch niemand gestört hat.⁷

Betrachten wir nun das Passionsspiel selbst, so folgt die alte Fassung der Erzählung in den vier Evangelien des Neuen Testaments sehr viel

enger als die neue. In der alten Fassung stehen sich schon, im Sinne der späteren Entwicklung, *das Judentum* und *das Christentum* als zwei deutlich voneinander getrennte *Religionen* gegenüber, historisch natürlich ein Anachronismus. Dabei sind *die Juden* als Volk die Gegner Jesu und seines entstehenden Christentums. Ganz anders die neue Fassung. Sie möchte zurück in die vermutete oder rekonstruierte historische Situation *vor* der Niederschrift der Evangelien, die ja alle erst nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels 70 n. Chr. verfasst wurden, während Jesus 30 oder 33 n. Chr. gekreuzigt wurde. Alle Autoren sind keine Augenzeugen, und die meisten sind gebürtige Juden, einige aber auch gebürtige Heiden. Auf diesem Hintergrund ist die Einbeziehung der historischen Situation ebenso problematisch wie umstritten. Eines der erklärten Ziele der neuen Fassung ist, auf der Basis der historischen Rekonstruktion und gegen die Aussageabsicht des Neuen Testaments alle »antisemitischen Tendenzen« zu unterdrücken. Wenn ich sage, »gegen die Aussageabsicht des Neuen Testaments«, so beziehe ich natürlich Stellung, denn ich unterstelle dem Neuen Testament durchaus und ganz bewusst antisemitische Tendenzen.⁸ Ich werde diese Zielrichtung der neuen Fassung nun an konkreten Beispielen dokumentieren.

Das Christentum als Religion der Liebe

Gegen die alte Fassung und auch gegen das Neue Testament beginnt die neue Fassung direkt nach dem Einzug in die Stadt Jerusalem nicht mit der Tempelreinigung, sondern mit einer Zusammenfassung der Lehre und Botschaft Jesu bzw. mit einer Zusammenfassung dessen, was sie dafür hält, nämlich vor allem mit religiös-ethischen Ermahnungen: der Bergpredigt mit ihren Seligpreisungen, dem Streben nach Wahrheit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Frieden (ganz besonders auch mit denen, die einem Böses wollen), Liebe, Almosen, Gebet, Ehescheidung, Ehebruch, Sabbat usw. Schon hier wird die spätere Auseinandersetzung mit den Pharisäern und Schriftgelehrten eingebaut, so etwa die sogenannten Weherufe gegen die Pharisäer als

eitle Heuchler (Mt. 23,13–39) oder die Episode von der ehebrüchigen Frau, die die Hohenpriester und Schriftgelehrten steinigen wollen, während Jesus sie mit dem Argument »Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein« rettet. Diese Kontrastierung kann als Absetzung des neuen Judentums Jesu vom alten traditionellen Judentum mit massiven antijüdischen Elementen verstanden werden oder aber, harmloser, als eine (noch) *innerjüdische* Auseinandersetzung im Stile der alttestamentlichen Propheten. Die neue Inszenierung votiert offensichtlich für die letzte Möglichkeit.

Viel wichtiger jedoch ist der Gesamteindruck. Es handelt sich in dieser langen und programmatischen Szene um ein ebenso buntes wie willkürliches Potpourri im Sinne von »the best of New Testament« mit einer klaren Botschaft. Leitthema ist die jüdische *Religion* und deren Erneuerung in einer gerechteren Gesellschaft, und diese Erneuerung soll ausdrücklich religiös und nicht mit politischen Mitteln bewirkt werden. Dies ist hochproblematisch. Weder lässt sich die politische Situation aus der Sendung Jesu ausklammern, noch kann letztere auf eine Erneuerung der jüdischen Religion reduziert werden. Hier zeigt sich ein ganz elementares Missverständnis der neuen Fassung: Das Judentum der Zeit Jesu und danach ist nicht einfach nur eine »Religion« im modernen Sinne, sondern sie ist ein durch die gemeinsame Abstammung definierter und zusammengehaltener ethnischer Verband, der bestimmte Grundsätze und Lebensweisen teilt, die wir, zumindest partiell, der Religion zuordnen würden. Die moderne Inszenierung ist eindeutig von einem *christlichen* Verständnis des Judentums geleitet, das dem Judentum Jesu wie auch dem heutigen Judentum völlig fremd ist. Charakteristisch dafür ist u. a., dass Jesus ständig von »Liebe« spricht und oft auch davon, dass seine Anhänger an den Vater und ihn als seinen Sohn »glauben« sollen. Natürlich kennt auch das Judentum die Liebe, und das Gebot der Nächstenliebe stammt bekanntlich aus dem Alten Testament, aber der Jesus des Passionsspiels ist geradezu besessen von »Liebe« als einer Prerogative des Neuen Testaments. Dagegen ist die christliche Vorstellung vom »Glauben« an jemanden oder an etwas dem Judentum eher fremd. Das oft herangezogene hebräische Wort *'emunah*

(im griechischen Neuen Testament *pistis*) bedeutet nicht Glaube an etwas, sondern Vertrauen auf jemanden.

Pilatus als Hauptbösewicht

Eine weitere und ganz zentrale Neuerung der modernen Inszenierung – gegen die alte Fassung wie auch gegen das Neue Testament – ist die Gestalt des Pilatus, des römischen Statthalters. Während Pilatus sonst erst bei der Gerichtsverhandlung seine Rolle spielt, tritt er hier schon unmittelbar nach der Tempelreinigung mit martialischem Getöse und in Schaftstiefeln auf, die zweifellos an NS-Schergen erinnern sollen. Er putzt den Hohenpriester Kaiphas herunter, der aus Angst vor den Römern Jesu Auftreten als das eines »unbedeutenden Wanderpredigers« herunterzuspielen sucht, und droht ihm: Ich will von diesem Jesus nie wieder etwas hören, schaff' endlich Ruhe in deinem Land, das ich dir als seinem Hoherpriester anvertraut habe, und wenn dir das nicht gelingt, wirst du abgesetzt werden und wird dein Volk die militärische Macht Roms zu spüren bekommen! Damit wird Pilatus als oberster Repräsentant der Römer mit einem Paukenschlag zum Hauptschuldigen am Geschick Jesu. Kaiphas soll Jesus erst einmal ins Gefängnis werfen, aber er ahnt, dass es damit nicht getan sein und dass am Ende die von Pilatus gewünschte Todesstrafe stehen wird. Kaiphas dagegen mutiert zum offenen Gegner der Römer und Gegenspieler des Pilatus, der das heraufziehende Schicksal seines Volkes beklagt:⁹

Wehe den Kindern Israels! Wehe der heiligen Stadt! Wehe dem Tempel des Herrn! Und wehe mir, wenn ich mir sein [Pilatus'] herausforderndes Auftreten und seine anmaßende Rede gefallen lasse!

Diese eigenwillige Deutung, die das jüdische Volk und seine höchsten Repräsentanten weitgehend exkulpiert, steht gegen alle Vorlagen, vor allem auch gegen die erst später folgenden Gerichtsverhandlungen vor dem Hohen Rat und vor Pilatus. Schauen wir uns diese nun genauer an.¹⁰

Verhör vor dem Hohen Rat

Das Verhör vor dem Hohen Rat beginnt in der neuen Fassung mit einem Streitgespräch zwischen dem Hohenpriester Annas¹¹ und Jesus. Dieses ist ganz vom Johannesevangelium geprägt, wo es aber nichts mit der Gerichtsverhandlung zu tun hat, sondern ein allgemeines Streitgespräch zwischen Jesus und den Juden beschreibt (Joh. 8,30 ff.), das zu den stärksten antisemitischen Ausfällen des Neuen Testaments gehört. Jesus und die Juden streiten sich hier darum, wer die wahren Kinder Abrahams sind, die Juden oder Jesus mit seinen Anhängern. Auf die Behauptung der Juden, dass sie als wahre Nachkommen Abrahams nur Gott zu ihrem Vater hätten, antwortet Jesus in kaum überbietbarer Schärfe: Wenn Gott euer Vater wäre, würdet ihr mich lieben und auf mich hören, denn ich komme von Gott. Dass ihr nicht auf mich hört, beweist: »Ihr habt den Teufel zum Vater, und ihr wollt das tun, wonach es euren Vater verlangt. Er war ein Mörder von Anfang an« (Joh. 8,44). Als Nachkommen des Teufels wollten die Juden jetzt dessen Werk krönen und Jesus ermorden. Deswegen wird die Synagoge der Juden nach der Johannesapokalypse auch zur »Synagoge des Satans« (Apok. 2,9). Das Passionsspiel bezieht sich eindeutig auf dieses Streitgespräch, wenn es Jesus im Verhör durch Annas in den Mund legt: »Du nennst Abraham deinen Vater? Wenn ihr Abrahams Kinder wärt, so tötet ihr Gottes Werke. – Ihr aber verachtet sie und sucht mich zu töten! Einen Menschen, der euch die Wahrheit sagt.«¹² Der Teufel als Vater der Juden und ihre Synagoge als Synagoge des Satans sind damit komplett entsorgt.

Im weiteren Verhör wird Jesus noch einmal in ermüdender Weise sein langes Sündenregister vorgehalten, mit dem er gegen die jüdische Religion verstossen haben soll. Ganz nebenbei werden hier Nikodemus und Joseph von Arimathäa – der später das Grab für Jesus bereitstellen wird – flugs zu Angehörigen des Hohen Rats stilisiert, die sich in der Ratsversammlung als Jesu Anhänger zu erkennen geben. Der Hohe Rat ist danach also keineswegs einhellig gegen Jesus, sondern in seine Gegner und Befürworter gespalten. Kaiphas gibt sich dagegen, ganz im Sinne seiner Auseinandersetzung mit Pilatus, als der besorgte Ho-

hepriester, der sein Volk vor dem Eingreifen der Römer bewahren will. Während im Neuen Testament Jesu eher unpolitischer Anspruch, der Messias und Sohn Gottes zu sein, der bald zur Rechten Gottes sitzen wird, der Stein des Anstosses ist (von einem Kampf gegen die Römer ist hier keine Rede), deutet im Passionsspiel Kaiphas diesen Anspruch sofort politisch: »Er wird sich zum König aufwerfen, dann werden die Römer mit ihren Schergen kommen und unsere Stadt zerstören.«¹⁵ Folglich ist Jesu größtes Vergehen, gegen *römisches* Recht verstoßen zu haben: »Hört, er hat sich nicht nur gegen unser Gesetz schuldig gemacht, sondern in vielfacher Weise gegen römisches Recht verstoßen. Nicht wir, der Prokurator Pontius Pilatus wird über ihn das Urteil sprechen.«¹⁴ Kaiphas wird vollends zum Sprachrohr der Römer.

Verhör durch Pilatus

Diese Linie wird auch beim Verhör Jesu durch Pilatus fortgesetzt. Kaiphas stellt Jesus sogleich als jemanden vor, der sich gegen das *römische* Gesetz aufgelehnt hat und der das Volk zum Abfall vom Kaiser aufwiegelt.¹⁵ Dies ist natürlich der wunde Punkt des Pilatus, der sich der Verantwortung zu entziehen sucht, indem er Jesus an Herodes Antipas überstellen lässt. Herodes Antipas, der Sohn Herodes des Grossen, war Teilherrscher u. a. über Galiläa, der Heimat Jesu. Er hielt sich wegen des Pesachfestes in Jerusalem auf, und Pilatus wollte ihm als Landesherrn Galiläas auch die Jurisdiktion über Jesus zuschustern. Aber Herodes Antipas fiel nicht darauf herein. Er war nur an Jesus als Wundertäter interessiert und wollte seine Wunder sehen. Als dieser nicht darauf einging, verlor Antipas das Interesse an ihm, erklärte ihn zum harmlosen Narren und schickte ihn zu Pilatus zurück. Damit ist der Ball wieder bei Pilatus, und das Spiel beginnt von vorne: Annas beschuldigt Jesus als »Verbrecher gegen Rom« und gegen »unser Gesetz« (in dieser Reihenfolge) sowie als Gotteslästerer. Pilatus' ungehaltene Antwort: »Gotteslästerung?! Eure Religion langweilt mich zu Tode. Um einer solchen Rede willen, die höchstens die Frucht einer schwärmerischen Einbildungs-

kraft ist, kann ein Römer niemanden des Todes schuldig erklären«. ¹⁶ Pilatus gibt Jesus erst einmal zur Geißelung frei und will ihn dann als halbtoten und verspotteten König seinem jüdischen Volk überlassen. Aber auch dies nützt ihm nichts. Kaiphas droht ihm mit seinem letzten Machtmittel, der Appellation an den Kaiser: »Er [Gott] wird unsere Gebete erhören, und auch der mächtige Kaiser wird uns hören und uns schützen vor dem Verderber Pilatus. Hörst du, Pilatus?!« ¹⁷

Verurteilung durch Pilatus

Damit kommt es zum endgültigen Showdown, der Verurteilung durch Pilatus. Im Neuen Testament – wie auch in der alten Fassung des Passionsspiels – ist der Fall eindeutig. Pilatus sieht keinen wirklichen Grund, Jesus zu verurteilen, sondern will ihn geißeln und dann freilassen. In der alten Fassung sagt er ausdrücklich, dass er Jesus nicht verurteilen kann, weil er kein Verbrechen an ihm findet, ¹⁸ während das ganze Volk ständig schreit: »Kreuzige ihn!« Er überlässt dem versammelten jüdischen Mob die Wahl zwischen Jesus (mit seinem »sanften Blick« und »würdevollen Benehmen« das »Bild eines weisen Lehrers«) ¹⁹ und Barabbas, einem bereits rechtskräftig verurteilten Aufrührer und Mörder. Der Mob entscheidet sich für Barabbas und verlangt immer wütender die Kreuzigung Jesu. Erst da gibt Pilatus nach und verurteilt Jesus. Im Matthäusevangelium wird dies besonders plastisch geschildert. Während nämlich sonst immer vom gerade anwesenden jüdischen Volk als »Menge«, »Masse« oder auch »Pöbel« (griech. *ochlos*) die Rede ist, heißt es bei Matthäus zum Schluss: »Da rief das ganze Volk (*pas ho laós*): Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!« (Mt. 27,25). Nicht allein die Schriftgelehrten und Hohenpriester, sondern das ganze jüdische Volk ist für die Kreuzigung Jesu verantwortlich und nimmt diese Schuld in seiner Gesamtheit auf sich. *Die Juden als Volk* sind die verbohrteten und von Hass getriebenen Gottesmörder. Das besonders einflussreiche Matthäusevangelium

schlägt damit einen Ton an, der in seinen schwerwiegenden Folgen für das Judentum nicht zu überschätzen ist.

Ganz anders die neue Fassung des Passionsspiels. Hier lässt Kaiphas ganz gezielt seine Anhänger mobilisieren, und die Verhandlung vor Pilatus ist, gegen das Neuen Testament, zu einem Schaukampf zwischen Gegnern und Anhängern Jesu gestaltet, einem ständigen – und ermüdenden – Auf und Ab zwischen »Einigen« und »Anderen«, das schließlich in einem kaum verständlichen Geschrei gipfelt:²⁰

Volk: Er sterbe! ... Ans Kreuz mit ihm! ... Gib ihn frei! Er ist ohne Schuld! ... Kreuzige ihn! ... Kreuzige ihn! ... Barabbas werde frei! ... Jesus werde frei! ... Barabbas! ... Jesus! Jesus gib frei! Barabbas lebe!

Das Volk der Juden ist somit in zwei sich unversöhnlich gegenüberstehende Parteien gespalten. Pilatus steht zögernd dazwischen. Kaiphas fährt wieder sein stärkstes Geschütz auf: Wenn du diesen Jesus freilässt, »bist du kein Freund des Kaisers«,²¹ und fügt hinzu, noch unverschämter aus der Sicht des Pilatus:²²

Wenn um dieses Menschen willen Unruhe und Empörung entsteht, so wissen wir, wer die Schuld daran trägt, und der Kaiser wird es auch erfahren. Mit Staunen wird man in Rom vernehmen, dass des Kaisers Statthalter einen Hochverräter in Schutz genommen hat.

Damit hat Pilatus keine andere Wahl mehr. In diesem von Kaiphas und dem Regisseur des Festspiels kunstvoll aufgebauten Szenario ist er längst der eigentlich Schuldige am Tod Jesu. Kaiphas besitzt noch die Frechheit, ihm dies offen vorzuhalten: »Längst hat er [Pilatus] in seinem Herzen beschlossen, Jesus zu töten«, sagt er laut, so dass auch Pilatus es hören kann, und Pilatus antwortet, indem er Kaiphas mit gleicher Münze heimzahlt:²³

Der Jude hat mich verstanden. Das Todesurteil über diesen Jesus wurde längst verfasst. Heute König, morgen tot! ... Doch wisse: Noch heute geht eine Botschaft nach Rom, dass du, Kaiphas, Auf-rührer gegen Rom [wie Jesus] der Todesstrafe entziehst.

Alles auch nur ansatzweise Antijüdische ist aus dem Passionsspiel und aus dem Neuen Testament entfernt. Das, was seit dem Neuen Testament den Juden angelastet wird, liegt nun ganz bei den Römern. Der Hohepriester Kaiphas verfolgt Jesus nicht so sehr als Begründer einer Irrlehre (das auch), sondern primär als Aufrührer gegen Rom, der sein Volk ins Unglück stossen wird.

Vom alten Judentum zum neuen Judentum des Christentums

Die neue Religion Jesu ist eine Religion der Liebe und des Glaubens. Besonders auffällig und irritierend wird dies bei der Tempelreinigung: Hier rezitiert Jesus in einer dramatisch inszenierten Szene das *Schma' Jisra'el* (»Höre Israel«), das im Kern aus drei Bibelabschnitten bestehende Gebet, das täglich morgens und abends in der Synagoge und zu Hause gebetet wird. Der erste Abschnitt (Deut. 6,4 f.) thematisiert die Einheit und Einzigkeit Gottes und fordert auf, diesen Gott von ganzem Herzen zu lieben. Nikodemus, der angebliche Parteigänger Jesu, ergänzt diese Aufforderung mit dem Gebot der Nächstenliebe (Lev. 19,18). Irritierend an dieser Szene ist, dass sie den Eindruck erweckt, als sei die Nächstenliebe eine Erfindung Jesu²⁴ und als löse das *Schma'* als Inbegriff der neuen Religion Jesu das blutige Opfer im Tempel ab: Für das alte Judentum steht das Opfer und nicht das Gebet im Mittelpunkt, für das neue Judentum Jesu – der mit den Händlern letztlich auch das Opfer aus dem Tempel vertreibt – ist das Gebet mit der Gottes- und Nächstenliebe zentral. Das Christentum als das neue Judentum usurpiert das wichtigste Gebet des (alten) Judentums, eine Anmaßung, die besonders schwer zu ertragen ist, wenn man bedenkt, dass durch ihre ganze Geschichte hindurch bis in die NS-Zeit die von den Christen verfolgten und ermordeten Juden mit dem *Schma'*-Gebet auf den Lippen in den Tod gegangen sind.

Aber nicht nur sind die antijüdischen Spitzen aus der Handlung eliminiert und werden jüdische Kernaussagen für die neue jüdisch-christliche Religion Jesu reklamiert, auch alles das, was in der Passionsgeschichte spezifisch christlich ist, wird nivelliert. Ein Musterbeispiel dafür ist das letzte Abendmahl, das Jesus als Pesachmahl mit seinen Jüngern feiert. Der Ort ist wie eine Laubhütte inszeniert (die eigentlich zu Sukkot, dem Laubhüttenfest, gehört und nicht zu Pesach), und auf dem Abendmahlstisch prangt ein siebenarmiger Leuchter (der in der Haupthalle des Tempels stand, unmittelbar vor dem Allerheiligsten), begleitet von im hebräischen Original gebeteten Segenssprüchen. Man hat den Eindruck, die Regie biete hier alles auf, was die Szene für die Zuschauer als »jüdisch« erkennbar macht. Herausgekommen ist dabei, vorsichtig formuliert, jüdische Folklore.

Und dann folgt der Höhepunkt des Abendmahls. In der Fassung bei Matthäus nimmt Jesus das Brot, spricht die Benediktion über das Brot, bricht es und reicht es seinen Jüngern mit den Worten: »Nehmt und esst; das ist mein Leib« (Mt. 26,26). Dann nimmt er den Kelch, spricht das Dankgebet und reicht ihn seinen Jüngern mit den Worten: »Trinkt alle daraus. Das ist mein Blut, das Blut des Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden« (26,27 f.). Die Fassung bei Markus ist ähnlich, und bei Lukas ist ausdrücklich vom »Neuen Bund« die Rede (Lk. 22,20). Johannes weicht stark von den synoptischen Evangelien ab und konzentriert sich auf den Bissen Brot, den Jesus dem Verräter Judas reicht. Dafür erwähnt aber Paulus, der lange vor den Evangelisten schrieb, in seinem 1. Korintherbrief das letzte Abendmahl Jesu mit den Worten: »Das ist mein Leib für euch. Tut dies zu meinem Gedächtnis!« und »Dieser Kelch ist der *Neue Bund* in meinem Blut. Tut dies, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis!« (1 Kor. 11,24 f.). Dass Jesus hier seinen Neuen Bund gründet, der auf seinem Fleisch und Blut beruht und sich vom Alten Bund Gottes mit Abraham wesentlich unterscheidet, ist also fest im Neuen Testament verankert.

Dies konnte der Jesus des neuen Passionsspiels so nicht stehen lassen. Inhaltlich überflüssig, aber zur Verstärkung der jüdischen Folklore, rezitiert er zunächst in Hebräisch und deutscher Übersetzung den

Segensspruch über den Wein und sagt dann: »Wer an Gott glaubt, von dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen. Trinkt! Das ist mein Gebot, liebt einander, wie ich euch geliebt habe.«²⁵ Das Blut und der Neue Bund sind entsorgt, stattdessen landet die Botschaft dieser zentralen Passage wieder bei der Liebe und Nächstenliebe. Kitschiger und sowohl historisch wie auch theologisch sinnloser könnte man es nicht machen. Dasselbe gilt schließlich auch für den Schluss des Passionsspiels. Wir erfahren zwar von dem leeren Grab und, durch den Mund des Engels, von der Auferstehung, aber diese alles entscheidende Botschaft ist merkwürdig heruntergespielt. Die Wächter am Grab sind ebenso verschwunden wie die Öffnung des Grabes durch den Engel. Und vor allem: Verschwunden sind auch die Erscheinungen des auferstandenen Jesus, die in allen vier Evangelien in unterschiedlichen Fassungen berichtet werden, ganz zu schweigen von der Aussendung der Apostel in alle Welt. *Diese* Botschaft war für die Oberammergauer Inszenierung dann doch zu christlich und lässt sich schwer in den jüdisch-christlichen Einheitsbrei rühren, den sie aufbereitet hat.

Die neue Fassung des Passionsspiels will hinter die Botschaft des Neuen Testaments zurück und eine historisch zuverlässigere Botschaft Jesu rekonstruieren. Aber diese »neue Torah« Jesu wird weder dem Neuen Testament noch der historischen Situation zur Zeit Jesu, soweit wir sie erfassen können, gerecht. Die neue Torah von Oberammergau ist nichts weiter als ein dünner Aufguss sowohl der alten Torah des Judentums als auch der neuen Torah des Christentums. Herausgekommen ist ein Juden-Christentum, bei dem sich Juden wie Christen wohlfühlen können, ohne wirkliche Unterschiede, ohne Konflikte, ohne Antisemitismus, ein perfekter Ausdruck des heutigen Zeitgeistes. Dass diese neue Torah nun ausgerechnet von Deutschland ausgeht, bedeutet auch: Wir Deutschen, die Verursacher der größten Katastrophe in der jüdischen Geschichte, haben unsere Lektion nun endgültig gelernt. Wir beseitigen alle Spuren des Antisemitismus aus den Passionsspielen und aus dem Neuen Testament – und, wenn nötig, das Neue Testament gleich mit. Wir

erklären der Welt, wie Judentum und Christentum aussehen müssen, damit Juden und Christen in Zukunft einträchtig miteinander leben können.

Anmerkungen

- 1 Eine Ausnahme ist die sehr differenzierte Besprechung von Navid Kermani in der ZEIT Nr. 33, S. 44, vom 11. 8. 2022.
- 2 *Das Oberammergauer Passionsspiel. Ein geistliches Festspiel in drei Abteilungen mit 20 lebenden Bildern*, mit Benützung der alten Texte verfaßt von J. A. Daisenberger im Jahre 1860, Musik von Rochus Dedler, 1815. Offizieller Gesamttext für das Jahr 1950 überarbeitet und neu herausgegeben von der Gemeinde Oberammergau, München: Süddeutscher Verlag. Im Folgenden zitiert als »alte Fassung«.
- 3 *2022 Passionsspiele Oberammergau*, Textbuch, hrsg. v. der Gemeinde Oberammergau, S. 6. Die Musik von Rochus Dedler wurde 1950 von Eugen Papst bearbeitet und 2000 neu revidiert und erweitert durch Markus Zwink. Im Folgenden zitiert als »neue Fassung«.
- 4 Neue Fassung, *ibid.*
- 5 S. dazu zuletzt Peter Schäfer, *Kurze Geschichte des Antisemitismus*, München: Beck, 2020, S. 142 ff.
- 6 *Ibid.*, S. 150 ff.
- 7 Ich danke meiner Kollegin Amy-Jill Levine, Vanderbilt University und Hartford International University for Religion and Peace, dafür, dass sie mich auf dieses Bild aufmerksam gemacht hat.
- 8 Ich habe das im zweiten Kapitel meiner *Kurzen Geschichte des Antisemitismus* ausführlich begründet.
- 9 Neue Fassung, S. 48.
- 10 Neue Fassung, S. 74 ff.
- 11 Kaïphas war wahrscheinlich sein Schwiegersohn und Nachfolger im Amt des Hohenpriesters.
- 12 Neue Fassung, S. 78.
- 13 *Ibid.*, S. 84.
- 14 *Ibid.*, S. 86.

- 15 Ibid., S. 100 f.
- 16 Ibid., S. 107.
- 17 Ibid., S. 111.
- 18 Alte Fassung, S. 116.
- 19 Ibid., S. 115.
- 20 Neue Fassung, S. 125.
- 21 Ibid., S. 124.
- 22 Ibid., S. 125.
- 23 Ibid., S. 125 f.
- 24 Wie sehr dieser Irrglaube auch heute noch verbreitet ist, zeigt die Rezension der Aufführung von Bernd Stegemann im Magazin *Cicero* vom September 2022, S. 100.
- 25 Ibid., S. 66.

Vierter Teil
Bilder und Anhang

BILDER

BILDER DER FRÜHJAHRSTAGUNG 2021

IN BERLIN



Die 2021 neu gewählten Kanzler des Ordens
Hermann Parzinger und Reinhard Genzel



Begrüßung durch die Generaldirektorin Barbara-Schneider Kempf
in der Staatsbibliothek zu Berlin



Alfred Brendel und Christoph Wolff betrachten die Ausstellung autographe Musikhandschriften in der Staatsbibliothek zu Berlin



Aufgeschlagene autographe Partitur von Bachs Matthäus-Passion



Der 2019 aufgenommene Physiker und
Nobelpreisträger Klaus von Klitzing



Die 2020 aufgenommene Anglistin und
Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann



Der 2020 aufgenommene Ägyptologe Jan Assmann

BILDER DER HERBSTTAGUNG 2021 IN WIEN



Sonderfahrt mit der historischen Straßenbahn zum Zentralfriedhof



Anton Zeilinger erweist dem Ordensmitglied und Physiker Ludwig Boltzmann zum 115. Todestag die Ehre



Die Ordensmitglieder vor der Karl-Borromäus-Kirche



Der Traum von Mitteleuropa-revisited, Vortrag von Karl Schlögel
im Festsaal der Österreichischen Akademie der Wissenschaften



Zum ersten Mal dabei – der 2019
aufgenommene Historiker Christopher Clark



Das Rote Wien 1919–1934 – Führung mit Erläuterungen
zu den sozialen Wohnbauprojekten Wiens



Anton Zeilinger zeigt den Mitgliedern seine Stadt vom Kahlenberg aus

BILDER DER FRÜHJAHRSTAGUNG 2022

IN BERLIN



Vortrag von Klaus von Klitzing über »Max Planck,
seine Konstante und unser neues Kilogramm« in der
Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften



Gruppenbild im Schlüterhof des Humboldt Forum



Die 2021 aufgenommene Schriftstellerin
und Nobelpreisträgerin Herta Müller



Der 2019 aufgenommene Historiker Christopher Clark



Der 2021 aufgenommene Judaist Peter Schäfer



Die Ordensmitglieder mit dem Bundespräsidenten
im Beethovensaal des Konzerthauses



Die drei neuen Ordensmitglieder mit dem Ordenskanzler und dem Bundespräsidenten (v.l. n.r. Hermann Parzinger, Peter Schäfer, Herta Müller, Frank-Walter Steinmeier und Christopher Clark)

BILDER DER HERBSTTAGUNG 2022 IN MEISSEN



Besichtigung der Albrechtsburg



Meißner Porzellan in der Albrechtsburg



Besichtigung des Porzellanquartiers im Schloss Moritzburg
mit der Kuratorin Julia Weber



Der Physiker und Nobelpreisträger Stefan Hell stellt sich vor



Abendempfang auf dem Weinberg der Familie von Proschwitz

ANHANG

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE
SATZUNG

Der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste,

– den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, beraten durch Alexander von Humboldt, am 31. Mai 1842 dem 1740 von Friedrich dem Großen gestifteten Orden Pour le mérite als dessen Friedensklasse für die Verdienste um die Wissenschaften und die Künste hinzugefügt hat,

– der nach dem Ende der Monarchie und einem allgemeinen Ordensverbot im Deutschen Reich mit Genehmigung des Preußischen Staatsministeriums vom 4. März 1924 als eine sich selbst ergänzende »Freie Vereinigung von Gelehrten und Künstlern« weiter bestehen konnte,

– und der nach 1933 an Neuwahlen gehindert war,

hat sich in der Bundesrepublik Deutschland auf Anregung von Bundespräsident Theodor Heuss mit dem 31. Mai 1952 durch Kooptationen gemäß den Statuten von 1924 wieder ergänzt und erneuert.

Das Ordenskapitel hat am 31. Mai 1954 den Herrn Bundespräsidenten gebeten, das Protektorat des Ordens zu übernehmen. Bundes-

präsident Heuss hat durch Schreiben vom 4. August 1954 dieser Bitte entsprochen und erklärt, »daß das Staatsoberhaupt der Bundesrepublik Deutschland die Verpflichtungen eines pfleglichen Schutzes übernimmt.«

Die erste, auf der Grundlage der Stiftungsurkunde vom 31. Mai 1842 formulierte Satzung des Ordens aus dem Jahr 1956 wurde jeweils 1963, 1969, 1990, 2010 und im Jahre 2015 geändert und ergänzt. Am 26. September 2021 hat das Ordenskapitel weitere Änderungen beschlossen.

§1

(1) Mitglieder des Ordens können nur Frauen und Männer werden, die durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in der Wissenschaft oder in der Kunst einen ausgezeichneten Namen erworben haben.

(2) Sie tragen den Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste in seiner durch die Stiftungsurkunde vom 31. Mai 1842 bestimmten Form: »Der doppelt gekrönte Namenszug Friedrichs des Zweiten umgiebt, viermal wiederholt, in Kreuzesform, ein rundes goldenes Schild, in dessen Mitte der Preußische Adler steht. Die Ordens-Devise umgiebt ringförmig, auf blau emallirtem Grunde, das Ganze, die Namenszüge mit den Kronen verbindend.«

(3) Dieses Ordenszeichen ist Eigentum der Bundesrepublik Deutschland. Jedes Mitglied ist verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß nach seinem Tode sein Ordenszeichen an den Eigentümer zurückgegeben wird.

§ 2

(1) Das Ordenskapitel setzt sich aus inländischen und ausländischen Mitgliedern zusammen.

(2) Inländische Mitglieder sind in Deutschland tätige deutsche Staatsangehörige, können aber auch Angehörige anderer Staaten sein, die seit Jahren als Gelehrte oder Künstler in Deutschland leben und wirken.

(3) Die Zahl der inländischen Mitglieder ist auf vierzig begrenzt. Mitglieder, welche das 90. Lebensjahr vollendet haben, werden in die Zahl der Mitglieder nicht eingerechnet; sie behalten ihre vollen Rechte.

(4) Ausländische Mitglieder sind Angehörige anderer Staaten, können aber auch deutsche Staatsangehörige sein, die seit Jahren als Gelehrte oder Künstler im Ausland leben und wirken.

(5) Die Zahl der ausländischen Mitglieder soll die der inländischen Mitglieder nicht übersteigen.

§ 3

Von den inländischen wie den ausländischen Mitgliedern des Ordenskapitels soll etwa die gleiche Anzahl auf die Klassen der Geisteswissenschaften, der Naturwissenschaften und der Künste entfallen.

§4

- (1) Das Ordenskapitel tritt wenigstens einmal im Jahr in zeitlicher Nähe zum 31. Mai als dem Stiftungstag des Ordens zusammen.
- (2) Sitzungen sind in der Regel physische Zusammenkünfte. Die Teilnahme per elektronischer Kommunikation, wie Telefon- oder Videokonferenzen, ist zulässig.

§5

- (1) Das Ordenskapitel wählt aus dem Kreis der inländischen Mitglieder durch Stimmzettel mit einfacher Mehrheit der Anwesenden einen Kanzler und zwei Vizekanzler. Der Ordenskanzler bestimmt einen der Vizekanzler zu seinem Stellvertreter.
- (2) Kanzler und Vizekanzler müssen deutsche Staatsbürger sein. Der Kanzler muß, die Vizekanzler sollten inländischen Wohnsitz haben.
- (3) Jede der in §3 genannten Klassen soll durch den Kanzler oder einen Vizekanzler vertreten sein.
- (4) Die Amtszeit des Kanzlers und der Vizekanzler beträgt vier Jahre. Einmalige Wiederwahl ist möglich.

§6

- (1) Für die Wahl neuer Mitglieder machen der Kanzler und die Vizekanzler Vorschläge.
- (2) Zur Vorbereitung von Wahlen werden Anregungen regelmäßig in den Kapitalsitzungen erörtert.
- (3) Die Vorschläge der Kanzler werden frühzeitig vor einer Wahl in schriftlicher Form allen Mitgliedern des Ordenskapitels übermittelt.

(3a) Wahlvorschläge können auch von den Mitgliedern des Ordenskapitels gemacht werden. Ein solcher Vorschlag bedarf der Unterstützung durch mindestens ein Drittel der Mitglieder. Er muss mindestens drei Monate vor dem geplanten Wahltermin eingereicht werden. Im Übrigen gilt § 6 Abs. 3 entsprechend.

(4) Eine Wahl kann nur stattfinden, wenn sich mindestens die Hälfte der inländischen Mitglieder des Kapitels an ihr beteiligt. Ausdrückliche Stimmenthaltung gilt als Teilnahme an der Wahl.

(5) Gewählt wird in der Kapitalsitzung durch Stimmzettel. Mitglieder, die verhindert sind, an der Sitzung teilzunehmen, können ihre Stimme in geschlossenem Umschlag an den Kanzler senden.

(6) Es sollten in einem Jahr nicht mehr als vier neue Mitglieder gewählt werden.

§ 7

Gewählt ist, wer zwei Drittel der Stimmen der in der Kapitalsitzung anwesenden Mitglieder und die Mehrheit der Stimmen der insgesamt an dieser Wahl teilnehmenden Mitglieder auf sich vereinigt.

§ 8

(1) Hat die gewählte Person die Wahl angenommen, teilt der Kanzler dem Protektor des Ordens diese Wahl mit und unterrichtet die Mitglieder des Ordenskapitels.

(2) Nachdem dem Protektor des Ordens das Ergebnis der Wahl mitgeteilt worden ist, wird die Öffentlichkeit durch den Kanzler informiert.

(3) Auf der nächsten öffentlichen Sitzung soll dem neu gewählten Mitglied das in § 1, Absatz 2 und 3 beschriebene Ordenszeichen übergeben werden.

Der in der Kapitalsitzung am 26. September 2021 in Berlin beschlossenen und mir vorgelegten Neufassung der Satzung des Ordens erteile ich die Genehmigung.

Berlin, den 31. Januar 2022

Der Bundespräsident
Frank-Walter Steinmeier

Diese geänderte Satzung ersetzt die Fassung der Satzung vom 20. April 2015.

MITGLIEDER

I = Inländische Mitglieder

A = Ausländische Mitglieder

Stand: Oktober 2022

BERNARD ANDREAE (I) IN BERLIN

ALEIDA ASSMANN (I) IN KONSTANZ

JAN ASSMANN (I) IN KONSTANZ

DANIEL BARENBOIM (A) IN BERLIN

HANS BELTING (I) IN BERLIN † 9. 1. 2023

HORST BREDEKAMP (I) IN BERLIN

ALFRED BRENDEL (A) IN LONDON,

GROSSBRITANNIEN

ANDREA BRETH (I) IN WIEN, ÖSTERREICH,

SEIT 2021 VIZEKANZLERIN

PETER BUSMANN (I) IN BORNHEIM-UEDORF

CAROLINE W. BYNUM (A) IN ATLANTA, GA., USA

GERHARD CASPER (A) IN STANFORD, CA., USA

EMMANUELLE CHARPENTIER (A) IN BERLIN

SIR DAVID CHIPPERFIELD (A) IN LONDON,

GROSSBRITANNIEN

ARCHÄOLOGE

ANGLISTIN UND KULTUR-
WISSENSCHAFTLERIN

ÄGYPTOLOGE

DIRIGENT UND PIANIST

KUNSTHISTORIKER

KUNSTHISTORIKER

PIANIST UND MUSIK-

SCHRIFTSTELLER

THEATERREGISSEURIN

ARCHITEKT

MEDIÄVISTIN

RECHTSGELEHRTER

MIKROBIOLOGIN

ARCHITEKT

SIR CHRISTOPHER CLARK (A) IN CAMBRIDGE, GROSSBRITANNIEN	HISTORIKER
HANS CLEVERS (A) IN AMSTERDAM, NIEDERLANDE	ZELLBIOLOGE
LORRAINE DASTON (A) IN BERLIN	WISSENSCHAFTS- HISTORIKERIN
HANS MAGNUS ENZENSBERGER (I) IN MÜNCHEN † 24. 11. 2022	SCHRIFTSTELLER
ALBERT ESCHENMOSER (A) IN KÜSNACHT, SCHWEIZ	CHEMIKER
BRIGITTE FASSBAENDER (I) IN OBING	SÄNGERIN
LORD NORMAN FOSTER (A) IN LONDON, GROSSBRITANNIEN	ARCHITEKT
REINHARD LUDWIG GENZEL (I) IN GARCHING, SEIT 2021 VIZEKANZLER	ASTROPHYSIKER
ANTHONY GRAFTON (A) IN PRINCETON, USA	HISTORIKER
DURS GRÜNBEIN (I) IN BERLIN	DICHTER
PETER GÜLKE (I) IN WEIMAR	DIRIGENT UND MUSIKWISSENSCHAFTLER
SOFIA GUBAIDULINA (A) IN APPEN BEI HAMBURG	KOMPONISTIN
JÜRGEN HABERMAS (I) IN STARNBERG	SOZIOLOGE UND PHILOSOPH
THEODOR W. HÄNSCH (I) IN MÜNCHEN	PHYSIKER
HERMANN HAKEN (I) IN SINDELFINGEN	PHYSIKER
MICHAEL HANEKE (A) IN WIEN, ÖSTERREICH	FILMEMACHER
STEFAN HELL (I) IN GÖTTINGEN	PHYSIKER
HEINZ HOLLIGER (A) IN BASEL, SCHWEIZ	MUSIKER
REBECCA HORN (I) IN BAD KÖNIG	OBJEKTKÜNSTLERIN
ROBERT HUBER (I) IN MARTINSRIED	CHEMIKER
RUDOLF JAENISCH (A) IN CAMBRIDGE, MASS., USA	VIROLOGE, IMMUNOLOGE
ERIC R. KANDEL (A) IN NEW YORK, USA	NEUROBIOLOGE
BARBARA KLEMM (I) IN FRANKFURT	FOTOGRAFIN
KLAUS VON KLITZING (I) IN STUTTGART	PHYSIKER
GIDON KREMER (A) IN VILNIUS, LETTLAND	GEIGER UND DIRIGENT
GYÖRGY KURTÁG (A) IN BUDAPEST, UNGARN	KOMPONIST
JEAN-MARIE LEHN (A) IN STRASSBURG, FRANKREICH	CHEMIKER

WILLEM J. M. LEVELT (A) IN AMSTERDAM, NIEDERLANDE	SPRACHWISSENSCHAFTLER
CLAUDIO MAGRIS (A) IN TRIEST, ITALIEN	LITERATURWISSENSCHAFTLER UND SCHRIFTSTELLER
YURI MANIN (I) IN BONN † 7. 1. 2023	MATHEMATIKER
PETER VON MATT (A) IN DÜBENDORF, SCHWEIZ	GERMANIST
ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER (I) IN HAMBURG	RECHTSGELEHRTER
ERWIN NEHER (I) IN GÖTTINGEN	BIOPHYSIKER
CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD (I) IN TÜBINGEN	ENTWICKLUNGSBIOLOGIN
ONORA O'NEILL (A) IN LONDON, ENGLAND	PHILOSOPHIN
HERTA MÜLLER (I) IN BERLIN	SCHRIFTSTELLERIN
JÜRGEN OSTERHAMMEL (I) IN FREIBURG	HISTORIKER
SVANTE PÄÄBO (I) IN LEIPZIG	PALÄONTOLOGE
HERMANN PARZINGER (I) IN BERLIN, SEIT 2021 KANZLER DES ORDENS	ARCHÄOLOGE UND PRÄHISTORIKER
HUBERTUS VON PILGRIM (I) IN PULLACH	BILDHAUER UND KUPFERSTECHER
ARIBERT REIMANN (I) IN BERLIN	KOMPONIST UND PIANIST
WOLFGANG RIHM (I) IN KARLSRUHE	KOMPONIST
BERT SAKMANN (I) IN MARTINSRIED	MEDIZINER
PETER SCHÄFER (I) IN BERLIN	JUDAIST
SIR ANDRÁS SCHIFF (A) IN BUDAPEST, UNGARN	PIANIST UND DIRIGENT
KARL SCHLÖGEL (I) IN BERLIN	HISTORIKER
ALBRECHT SCHÖNE (I) IN GÖTTINGEN	GERMANIST
RICHARD SERRA (A) IN NEW YORK, USA	BILDHAUER
JAMES J. SHEEHAN (A) IN STANFORD, CA., USA	HISTORIKER
ROBERT M. SOLOW (A) IN CAMBRIDGE, MASS., USA	WIRTSCHAFTS- WISSENSCHAFTLER
PETER STEIN (A) IN AMELIA, ITALIEN	REGISSEUR
STIG STRÖMHOLM (A) IN UPPSALA, SCHWEDEN	RECHTSGELEHRTER
MICHAEL TOMASELLO (I) IN DURHAM, NORTH CAROLINA, USA	ANTHROPOLOGE UND PSYCHOLOGE
CHRISTIAN TOMUSCHAT (I) IN BERLIN	JURIST
GÜNTHER UECKER (I) IN DÜSSELDORF	BILDHAUER
MARTIN WALSER (I) IN ÜBERLINGEN	SCHRIFTSTELLER

ROBERT WEINBERG (A) IN CAMBRIDGE, MASS., USA	KREBSFORSCHER
CHARLES WEISSMANN (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MOLEKULARBIOLOGE
WIM WENDERS (I) IN BERLIN	REGISSEUR
ERIC WIESCHAUS (A) IN PRINCETON, USA	ENTWICKLUNGSBIOLOGE
NIKLAUS WIRTH (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	INFORMATIKER
CHRISTOPH WOLFF (A) IN BELMONT, USA	MUSIKHISTORIKER
ANTON ZEILINGER (A) IN WIEN, ÖSTERREICH	PHYSIKER
ROLF ZINKERNAGEL (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	IMMUNOLOGE

Sekretariat des
Ordens Pour le mérite für
Wissenschaften und Künste
bei der Beauftragten der Bundesregierung
für Kultur und Medien
Dr. Nicole Zeddies
Stefanie Hagen
Katrín Brendler
Köthenerstraße 2
10963 Berlin

Tel.: 030 18 681 44 215
Telefax: 030 18 681 5 44 215
E-Mail: ordenplm@bkm.bund.de
Internet: www.orden-pourlemerite.de

Bildnachweise:

S. 25 und 27: Barbara Klemm, Fotografin; S. 59, 67, 75, 83, 211, 219, 229, 235,
243 und 249: Archiv des Ordens Pour le mérite; S. 91: Privatbesitz der Familie
Zagajewski; S. 161: Foto von Klaus von Klitzing; S. 327: Aus der Sammlung
des Autors; S. 377–379, 382–383, 397–401: Sekretariat Ordens Pour le mérite;
S. 367–373, 387–393: Andreas Amann, Fotografenmeister; S. 380–381: Schedl,
Österreichischen Akademie der Wissenschaften

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2023
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Walbaum
Lithographie: SchwabScantechnik, Göttingen
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen
ISSN 0473-145X
ISBN 978-3-8353-5274-2